It. sing. 512 (1

1) 8, XII, 467 SS., 1 Bl. Mit 1 Kupfertaf.

Verf.: Küttner, C. G.
H-B. III, 11469

1230/4

A

<36606946310017

<36606946310017

Bayer. Staatsbibliothek

K. Reise Iᵗᵉʳ Th.

Porta Aurea.

Reise

durch

Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien,

in den Jahren 1797. 1798. 1799.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1801.

Wb/6²/053

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Man betrachte dieses Werk nicht als eine vollständige Reisebeschreibung aller der Länder, durch die es den Leser führt, sondern als Bemerkungen, die zwar alle an Ort und Stelle gemacht, aber sehr verschiedentlich gemacht worden sind, je nachdem ich mich lange, oder nur kurze Zeit irgendwo aufgehalten habe. So nehmen die Briefe über Hamburg und Wien mehr als den vier-

ten Theil des Ganzen ein, weil ich in diesen beiden Städten über ein Jahr zugebracht habe. Ueber andere, wo ich mich nur kurze Zeit aufhielt, ist wenig gesagt, weil ich über nichts schreiben wollte, als was ich selbst gesehen habe. Daß sich über Berlin, Dresden, Braunschweig und Bremen theils wenig, theils gar nichts in diesen Briefen findet, hat mancherley Ursachen, an denen dem Leser wenig gelegen seyn kann, und worunter auch die ist, daß ich schon früher über die drey ersten dieser Städte geschrieben habe.

Immer habe ich bey der Abfassung dieser Briefe den Reisenden im Auge

gehabt, dessen Bedürfnisse von den Bedürfnissen der Leser auf dem Zimmer sehr verschieden sind. Die Angaben der Wirthshäuser, der Entfernungen, der Zeit, in der man gewisse Strecken durchläuft, einige Begebenheiten, die ich Reisegeschichten nennen will, und einige andere Dinge dieser Art, können freylich den, der eine Reisebeschreibung bloß auf seinem Zimmer in die Hand nimmt, weniger interessiren, sind aber dem Leser, der sich auf der Straße befindet, oft sehr willkommen. Ich bitte also den Nichtreisenden, diese oder jene Nachricht und Bemerkung, die ihm kleinlich, oder unnütze vorkommen möchte, zu entschuldigen.

Nichts setzt den Reisenden so sehr in Verlegenheit, als gewisse kleine Ausflüchte, und das Besuchen der mancherley Gegenstände, die nicht unmittelbar an den großen Landstraßen liegen. Wie er seine Richtung nehmen muß, erfährt er allenfalls noch ziemlich leicht; aber wie er seine Zeit eintheilen soll, um so wenig als möglich davon zu verlieren; wo und wie, und wenn er die Landstraße verlassen soll; wo er zu übernachten hat; um welche Zeit er an diesem, oder an jenem Orte seyn muß — das sucht er oft vergebens in guten und umständlichen Reisebeschreibungen. Manchmal bekommt man einen Plan, ohne daß uns dazu gesagt wird, daß wir

an einem Orte keine Postpferde, an einem andern keine Nachtlager finden, und an einem dritten mit einem großen Reisewagen nicht durchkommen können. Ich bin deßwegen immer sehr umständlich über diese Seitenreisen gewesen, und über die bequemste Art, sie zu machen.

Die Fernen der verschiedenen Stationen von einander sind auf keiner Postkarte, in keinem Reisebuche, die mir noch vorgekommen sind, durchaus richtig angegeben. Ich bin deßwegen auf allen meinen Reisen sehr sorgfältig gewesen, sie mit der größten Genauigkeit niederzuschreiben. In diesem Artikel werden in

allen Ländern von Zeit zu Zeit Abänderungen gemacht, und die letzten Nachrichten darüber sind die besten.

Aus dem dritten Stücke des Deutschen Merkurs vom Jahre 1801 sehe ich, daß die Aechtheit der Tischbeinschen Abbildung der Hamiltonischen Vasen angegriffen worden ist. Da eine Stelle im dritten Theile meiner Briefe (S. 211.) vielleicht auch dahin gedeutet werden möchte, so ergreife ich die Gelegenheit, zu erklären, daß ich durch das, was ich von einer gewissen Correctheit der Tischbeinschen Zeichnungen sage, nichts weiter verstehe, als was der Verfasser des ange-

führten Briefes im Deutschen Merkur ebenfalls einräumt. Ich bin weit entfernt, dem verdienstvollen Künstler ein Verbrechen daraus zu machen, daß er hin und wieder einen fehlerhaften Arm oder Fuß verbessert hat, oder darum die Aechtheit seiner Zeichnungen anzugreifen. Ja ich würde diese Erklärung für ganz unnöthig gehalten haben, wenn ich nicht aus dem angeführten Briefe die Vorwürfe hätte kennen lernen, die Herrn Tischbein gemacht worden sind, und von denen ich bis dahin nichts wußte.

Durch ein Mißverständniß ist der Tempel des August, oder, wie ihn andere

nennen, der Mater Roma zu Pola zum Titelkupfer des zweyten Bandes gestochen worden, da man eigentlich die Absicht hatte, eine zweyte Ansicht der Porta Aurea zu liefern.

Leipzig,

in der Ostermesse 1801.

Carl Gottlob Küttner.

Inhalt des ersten Theils.

Erster Brief.

Landsberg und Gegend umher — Cöthen — Magdeburg — Stendal — Schnackenburg — Lenzen — Boizenburg — Bergedorf — Stuhlwagen. S. 1 — 19

Zweyter Brief.

Clima von Hamburg — Regen — Schmutz in den Gassen — Bauart — Canäle — Form der Häuser an den Canälen — Gärten in der Stadt — Höfe — Rathhaus — Börse — Kirchen — Domkirche — Michaeliskirche — Bibliothek — Eimbeckisches Haus — Waisenhaus — Zucht- und Arbeitshaus — Fortificationshaus. S. 20 — 36

Dritter Brief.

Spatziergänge innerhalb der Mauern — auf dem Walle — schöne Partien und Aussichten —

der Jungfernstieg — der Hafen — die Elbe; ihre Breite; Fahrwasser; Bojen, oder Tonnen — Elbgegenden — Landhäuser — Hospitalität. S. 37 bis 60

Vierter Brief.

Die Elbe — Schaden, den sie thut — Eindeichungen — Wirkungen eines anhaltenden Westwindes — Wasserbeobachtungen — Dörfer um Hamburg — Blankenese — Ham — Wansbeck — General Dumourier — Der Sonntag zu Hamburg. S. 61 — 74

Fünfter Brief.

Nöthige Behutsamkeit im Tadel dessen, was man an einem fremden Orte sieht. — Ist der Vorwurf gerecht, den man dem Hamburger macht, daß er das Geld über alles liebe? — Spiel. S. 75 — 94

Sechster Brief.

Armenanstalten zu Hamburg — Allgemeine Anmerkungen über Arme und Bettler — Die Armen in England — zu Rom — in Schweden — in Bayern. S. 95 — 113

Siebenter Brief.

Einige Unbequemlichkeiten des Aufenthalts zu Hamburg in der spätern Jahreszeit. — Platdeutsch und Hochdeutsch — ersteres keine verdorbene Provinzialsprache. — Grundlage der Englischen. — Krofts Abhandlung darüber. — Schiffersprache. — Deutsch der Hamburger überhaupt. — Remnant, Englischer Buchhändler. — Fauche, Französischer Buchhändler. — Münzsorten. — Mark currant und Mark Banco. — die Bank. S. 114 — 130

Achter Brief.

Verfassung von Hamburg. — Der Rath. — Die Bürgerversammlungen — verschiedene Abtheilungen derselben. — Oberalte. — Sechziger. — Hundertundachtziger. — Subdiakonen. — Adjuncti. — Staatseinkommen: nicht in den Händen des Raths. — Unruhen. — Kaiserliche Commission im Jahre 1708. — Staatsbedienungen — werden verkauft. — Hamburger Truppen. — Nachtwächter — sind eine Art von Soldaten. — Bürgerwache. — Spritzenleute. — Bevölkerung. S. 131 — 150

Neunter Brief.

Lafayette zu Hamburg mit seiner Familie und den Uebrigen, die zu Brünn gefangen saßen. — Geldverhandlung der Stadt Hamburg mit Frankreich, als dieser Ort den Französischen Minister anzunehmen sich geweigert hatte. — Hamburg zahlt an Frankreich eine beträchtliche Summe. — Was versteht man durch Hamburg? — Von wem die Summe geborgt — und wie sie wieder abgetragen wird — nur ein Theil derselben fällt im Grunde auf die Stadt. — Noch etwas über Sievekings Gesandtschaft und über ihn selbst. S. 151 — 165

Zehnter Brief.

Oeffentliche Belustigungen und Unterhaltungen zu Hamburg. — Schaubühne überhaupt. — Anmerkungen über das Deutsche Theater. — Französisches Theater zu Hamburg. — Me. Chevalier. — Schröder. — Geschichte des Hamburger Theaters. — Kaffeehäuser. — Harmonie. — Vauxhall. — Wasserpartien. — Concerte. — Bälle. S. 166 — 179

Elfter Brief.

Handel — kleine Fonds in Vergleichung mit den ungeheuern Geschäften, die hier gemacht werden. —

Etwas über die Handelsunfälle im Jahre 1799. — Kaufleute und Krämer — Buchhalter — sehr geschäftiges Leben der Kaufleute. — Fünf Assecuranzcompagnien. — Wallfischfang. — Englische Gesellschaft. — Fabriken. — Geräuchertes Rindfleisch. — Zuckersiedereyen. — Luxus und Theurung. — Landhäuser. — Kutschen. — Tafel. — Bediente. — Begräbnisse. — Kunstsammlungen. — Lebende Künstler. S. 180 — 209

Zwölfter Brief.

Die Vierlande. — Altona — seine Bevölkerung — sein Handel. — Nachtlärm zu Hamburg — die Kutschen — die Gassenmusikanten. — Die Nachtwächter. — Die Feuerspritzenleute. — Die Stadtpost. S. 210 — 219

Dreyzehnter Brief.

Gesellschaft und gesellschaftlicher Ton. — Der Hamburger lebt und genießt ganz vorzüglich auf dem Lande. — Das weibliche Geschlecht. — Die Mütter säugen selbst. — Die niedrigen Klassen des weiblichen Geschlechts. — Oeffentliche Weibspersonen. — Sitten. — Französische Emigrirte. — Ihr Einfluß auf Hamburg. — Alte ächtdeutsche Hamburger. — Politische Stimmung. — Ein angenehmes Haus. — Gelehrte. — Klopstock. S. 220 — 244

Vierzehnter Brief.

Reise von Hamburg nach Leipzig. — Verschiedene Straßen zwischen diesen beiden Städten — über Lüneburg — Braunschweig — Halberstadt und Halle. S. 245 — 250

Funfzehnter Brief.

Sachsen hat durch den jetzigen Krieg keineswegs verloren — zahlt keine directen Kriegssteuern. — Seitdem stiegen die Staatspapiere — sie standen schon vorher über pari. — Vortheile der Sächsischen Staatsschulden. — Ist es gut, sie ganz abzutragen? — Sachsen hat verhältnißmäßig wenig Abgaben. — Hoher Anbau und große Bevölkerung im Erzgebirge. — Sächsische Fabriken. S. 251 — 267

Sechzehnter Brief.

Leipzig. — Zunehmender Handel. — Guter Erwerb. — Vermehrte Besitzthumsmasse. — Zwischenhandel. — Handelsfreyheit. — Allgemeine Freyheit, so weit, als ein Mann von Erziehung sie wünschen kann. — Theurung der Hausmiethe. — Werth der Häuser. — Bevölkerung. — Wohlthätigkeit und Bettler. S. 268 — 283

Siebzehnter Brief.

Reise nach Berlin über Wittenberg und Potsdam. — Unterschied zwischen dem Leipziger- und Churkreise. — Leibeigenschaft — von welcher Art — ist schwer abzuschaffen — einige Versuche. — Beschwerlichkeit der Preussischen Zollbedienten. — Potsdam — die neuen Gärten — die neue Regierung — der Hof. — Das Aeußere von Berlin. S. 284 — 301

Achtzehnter Brief.

Reise von Berlin nach Dresden über Baruth, Luckau und Großenhayn. — Beschreibung dieses Landes — ist traurig — wird besser bey Elsterwerde. — Großenhayn. S. 302 — 305

Neunzehnter Brief.

Dresden und die Gegend umher im Frühlinge. — Vergleichung der Dresdner Naturschönheiten mit denen in einigen andern Ländern. — Die von Mengs gesammelten Gypsabgüsse. S. 306 — 313

Zwanzigster Brief.

Reise von Dresden nach Freyberg. — Tharandt. — Weg über die Berge. — Das Amalgamationswerk. — Das Druckwerk. — Die Schmelzhütten. — Das Laboratorium. — Mineraliensammlungen. — Die Fabrike des Herrn Thiele. — Die Hauptkirche. — Ueber Sächsische Bergwerke überhaupt. — Das Muldenthal. S. 314 — 337

Ein und zwanzigster Brief.

Reise nach Leipzig über Meißen. — Verschiedene Wege zwischen Dresden und Leipzig. — Hubertsburg. — Machern. — Weg über Freyberg und Chemnitz. — Lichtenwalde. — Ueber das Sächsische Erzgebirge überhaupt. S. 338 — 344

Zwey und zwanzigster Brief.

Reise von Leipzig nach Weissenfels — Naumburg. — Canal, wodurch die Saale und Unstrut schiffbar werden. — Schulpforte. — Kösen — Weimar. — Nebenreise nach Jena — Gotha — Sternwarte. — Herr von Zach. — Schloß — Garten — Porcellanfabrike. S. 345 — 359

Drey und zwanzigster Brief.

Reise nach Cassel. — Salzmannische Erziehungsanstalt. — Eisenach. — Die Wartburg. — Cassel — allgemeine Bemerkungen über diese Stadt — das Musäum — Gemähldesammlung — Academie der Künste mit ihren Gemählden — Modellhaus — Augarten — Wohnhaus des Fürsten. — Weißenstein, jetzt Wilhelmsburg. S. 360 — 385

Vier und zwanzigster Brief.

Reise von Cassel nach Pyrmont. — Münden. — Göttingen. — Musäum. — Sternwarte. — Entbindungsanstalt. — Bibliothek. — Einbeck. — Wickense. — Allgemeine Ansicht des Landstriches zwischen Dresden und Pyrmont. — Pyrmont mit seinem Thale. — Die Quelle. — Das Badhaus. — Wohnungen. — Preise. — Das Schloß. — Schell-Pyrmont. — Der Königsberg und einige andere Spatziergänge. — Einige Badgäste. — Die gewöhnlichen Einwohner von Pyrmont. S. 386 — 416

Fünf und zwanzigster Brief.

Reise von Pyrmont nach Hannover — Hameln — Nenndorf — Rehburg — Willhelm=

stein auf dem Steinhudersee — Hannover — Herrenhausen — Montbrillant — Graf Walmodens Sammlung. S. 417 — 429

Sechs und zwanzigster Brief.

Reise von Hannover nach Lübeck. — allgemeine Bemerkungen über das Heide- und Sandland, das einen großen Theil der Hannöverschen und Brandenburgischen Provinzen ausmacht — Celle — Lüneburg — Artelnburg — Büchen — Möllen — Ratzeburg — Lübeck — Travemünde. S. 430 — 453

Sieben und zwanzigster Brief.

Reise von Lübeck nach Kiel — Eutin — Englischer Garten — Plön mit seiner schönen Gegend umher — Kiel — Hafen — Meerbusen. S. 454 — 462

R e i s e

durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. und 1799.

E r s t e r T h e i l.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Landsberg und Gegend umher — Cöthen — Magdeburg — Stendal — Schnackenburg — Lenzen — Boizenburg — Bergedorf — Stuhlwagen.

Hamburg im Juny 1797.

Wer von Leipzig nach Hamburg reist, kommt über schlechte Wege, und noch mehr über Sand und Heide! Den letztern besonders kann er nicht entgehen, er wähle auch, welche Straße er wolle.

Ich hatte dieses Mahl meine Ursachen, nicht über Halberstadt und Braunschweig zu gehen, (auf welchem Striche man noch die besten Wege findet) und wählte die, welche von den vier Straßen, die von Leipzig nach Hamburg führen, die längste ist, über Magdeburg und durch einen Strich des Herzogthums Mecklenburg.

Wer kennt nicht die fruchtbaren, angebauten Gefilde zwischen Leipzig und dem Lande Anhalt,

jene Menge großer und gutgebauter Dörfer, von einem wohlhabenden Landmann bewohnt, deren Thurmspitzen in den Ebenen zwischen Delitsch, Landsberg und Halle sich erheben! Wie wohlthätig, wie erquickend für das Auge des Menschenfreundes ist die Aussicht von dem Hügel bey Landsberg, den man in fünf Minuten ersteigt, und der freylich nur darum hoch scheint, weil alles um ihn her niedrig ist. Man genießt hier wirklich eine ziemlich weite Aussicht, in der der Petersberg, einige Wälder, mehrere Städte und die ungeheure Menge von Dörfern eine angenehme Abwechselung gewähren. — Nur auf die Straße muß man nicht herabsehen! Diese ist schlecht: und das fällt einem um so mehr auf, da sie die große Landstraße zwischen Leipzig und Magdeburg ist.

Jeder Reisende wird wohlthun, diese Anhöhe nicht unerstiegen vorüber zu gehen, denn sie ist ganz nahe bey dem Posthause, und der Pferdewechsel giebt ihm mehr als nöthige Zeit, den kleinen Weg langsam zu machen und mit Muße sich umzusehen.

Auffallend sind hinter Landsberg die kleinen kegelförmigen Erhöhungen, die man in ziemlicher Menge in diesem sonst ganz ebenen Striche findet! Wäre nicht der Landsberger Hügel und der noch beträchtlichere Petersberg in der Nähe, so würde schon längst irgend ein Alterthumsforscher sie für

Tumuli erklärt haben, die unsere Vorfahren ihren Helden und Häuptern errichteten. Aber diese sind nun wohl von Mutter Natur gemacht; auch waren die Menschen, die hier einst hauseten, nicht eben durch die Werke ihrer Hände berühmt, die sie hinterließen.

Daß die Gegend um Landsberg einst den Titel einer Markgrafschaft hatte, daß er auf eine Menge Fürsten und eine Kaisersschwester, die hier wohnten, stolz war; das und so manches andere, was Büsching auf zwey Seiten beschreibt, erlasse ich Ihnen. Von dem Residenzschlosse, das auf einem hohen Berge stand, ist nichts mehr zu sehen, und die Kapelle, die freylich noch stehet, zeichnet sich durch nichts, als die Barbarey ihrer Architektur aus.

Man kommt nun abwechselnd durch Preußisches, Dessauisches und Cöthensches Gebieth, und jeder dieser Herren macht seine Ansprüche auf den armen Reisenden. Man bezahlt auf ungefähr drey Meilen (denn der Churfürst von Sachsen, dem ein Theil der vier Meilen zwischen Landsberg und Cöthen gehört, verlangt nichts) neun Groschen für zwey Pferde; indessen geben die mehresten das mit Vergnügen. Die Straße bis Cöthen ist wirklich sehr gut gebaut und wohl unterhalten. Auch hat man den Bau durch ein großes steinernes Denkmahl verewiget. Desto mehr sticht die zwischen Cöthen und Magdeburg

damit ab, wo zwey Pferde Mühe hatten, mich und meinen Bedienten in einem leichten Wagen zu ziehen, und wo ich etliche Fuhrleute traf, die unbeweglich in einigen Vertiefungen dieses fetten und reichen Bodens staken, welcher vortrefflich zum Kornbau, aber nicht eben so gut zum Befahren ist, wenn es eine Zeit lang geregnet hat. Wäre die Sache nicht an sich sehr ernsthaft und ein wirkliches Uebel, so würde ich haben lachen müssen, wie ich diese Leute ruhig und unbeweglich dastehen sah. Sie schienen diese Gelegenheit zu ergreifen, sich und ihre Thiere auf einige Zeit ausruhen zu lassen.

Cöthen ist keine kleine aber eine unbedeutende Stadt! Alte Häuser, mehrentheils in einer veralteten Bauart, eine gewisse allgemeine Stille und eine äußere anscheinende Gleichheit der Einwohner zeigen, daß der Ort weder reich noch eigentlich arm ist. Hier ist nichts Auffallendes irgend einer Art, und die Bürger scheinen ihren ruhigen, gleichen Gang fortzugehen, den sie seit undenklichen Zeiten zu gehen gewohnt gewesen sind. — Auf dem Schlosse war öde Stille! Es wäre mir ein Bild des Grabes gewesen, ständen nicht beym Eingange einige Schildwachen; innerhalb der Ringmauer konnte ich kein lebendes Wesen gewahr werden. Nichts kündigte den Aufenthalt eines reichen Edelmanns an. Der Fürst ist abwesend in Oestreichischen Diensten, denen

auch schon sein Vater sein Leben weihete. — Reisende klagen häufig über die Cöthensche Post, und das mögen sie mit allem Rechte. Preußen und Chursachsen setzen wechselsweise den jedesmaligen Postmeister, der also dadurch in einer Art von Unabhängigkeit von der Landesregierung ist. Aber dieser Postmeister hat mit der Extrapost nichts zu thun, denn diese gehört dem Fürsten, d. h. sie wird von den Bürgern der Stadt besorgt. Natürlich sollte der Postmeister auch über diese einiges Ansehen haben; aber es ist nicht mit der gehörigen Macht begleitet. Die Sache scheint niemanden anzugehen, und der Fremde weiß nicht, an wen er sich wenden soll, sobald der Postmeister ihm einmal erklärt hat, daß er nichts über die Bürger vermag. — Der Sächsische Postmeister läßt sich in Conventionsgelde bezahlen, weil das die Münze seines Landes ist, und der von Preußen gesetzte verlangt das nehmliche, weil jener es bekommt.

Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Cöthen und Magdeburg geht man auf einer Fähre über die Saale, und kommt gleich darauf nach Calbe, einer hübschen, ziemlich beträchtlichen Mittelstadt. Der Stern ist ein recht gutes, reinliches Wirthshaus, liegt aber in der Vorstadt, und ziemlich entfernt von der geraden Richtung der Straße.

Ganz nahe bey Magdeburg liegt dicht an der Landstraße das Kloster Berge, lange eine berühmte Schule, die aber seit einiger Zeit sehr herabgekommen ist. Es sollen nicht vierzig Schüler mehr da seyn. Die, welche ich sah, waren reinlich und anständig gekleidet, und betrugen sich sehr artig und gefällig. Man sucht dieser Schule wieder aufzuhelfen, und seit kurzem ist eine Veränderung mit der Aufsicht getroffen worden.

Magdeburg war mir immer eine von Deutschlands schönern Städten! Mich dünkt, sie hat noch gewonnen, seitdem ich sie zuletzt sah. Ihre Lage an der Elbe, die Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die ihr Handel und Wohlstand verbreiten; ihr fünf hundert Jahre alter Dom, eine Menge sehr guter Privathäuser, und der große Platz mit seinen ansehnlichen, öffentlichen Gebäuden, zeichnen sie auf das vortheilhafteste aus. Aber alles das ist geschwind gesehen, und der Reisende, der nicht hierher kam, um Bekanntschaften in der Stadt zu machen, sucht Merkwürdigkeiten, die ihn anziehen, vergebens, und verfolgt seinen Weg.

Wenn man einige wenige Meilen ausnimmt, so ist die ganze weite Strecke zwischen Magdeburg und Hamburg ein elendes Sandland, in welchem magere Saaten, Heide und Waldungen, die größtentheils aus Nadelholz bestehen, mit

einander abwechseln. Indessen stieß ich hin und wieder auf einige schöne Eichenwälder. — Auffallend ist es, daß dieser magere Sandboden gleich bey der Stadt Magdeburg anfängt, da doch die entgegengesetzte Seite dieses Herzogthums durch die Fettigkeit ihres Bodens berühmt ist. — Ich bemerkte hier viele Cichorienfelder; und daß dieses Landesprodukt einen guten Absatz hat, fand ich auf dieser Reise in den mehresten Wirthshäusern, wo ich Caffee verlangte. — Ich hielt mich am dritten Tage meiner Reise, eine Stunde zu Dolle auf, einem Dorfe, das eine angenehme Lage an einem großen Eichenwalde hat. Mich dünkt, daß das Landvolk in diesem Striche eine äußere Cultur hat, die man in andern Gegenden Deutschlands nicht findet. Sie sind ziemlich wohl gekleidet, und sprechen mit Anstand, Unbefangenheit und liebenswürdiger Einfalt. Der Sandboden hatte mir Gelegenheit gegeben, zu Fuße zu gehen, und ich hatte mich schon an mehrere Landleute angeschlossen, und mit Vergnügen ein Stück Weges mit ihnen gemacht. Während daß ich zu Dolle auf meine Mahlzeit wartete, und in der Nähe des Hauses umherging, fiel mir durch ihre Reinlichkeit und Nettigkeit ein Mädchen auf, das Leinewand auf der Bleiche begoß. Ein steifes, über das Gesicht hervorstehendes Tuch sicherte sie gegen die Sonne, und halbe Handschuhe bedeckten ihre Arme, an deren Ende ich eine sehr weiße

Hand sah. Ich redete sie an, und entdeckte, da sie in die Höhe sah, eins der lieblichsten Gesichter, das mir seit langer Zeit vorgekommen war. Sie sprach ohne Scheu und ohne Plumpheit. Auf meine Frage ob sie die Tochter des Wirthes sey? zeigte sie mir eine elende Hütte, zu der sie gehöre. Ich erkundigte mich nachher im Wirthshause nach ihr, und erfuhr, daß ihr Vater ein Tagelöhner gewesen war, und daß sie sich mit ihrer verwitweten Mutter von der Arbeit ihrer Hände nährte.

Ich übernachtete zu Stendal, einem ziemlich großen, aber schlechten und leblosen Orte, ob er schon die Hauptstadt der Altmark ist. Kaum sah ich ein Haus, in dessen Fenstern ich nicht zerbrochene Glasscheiben bemerkte. Ziemlich schlecht sind auch alle übrige Brandenburgische Städte, durch die ich auf dieser Reise gekommen bin.

Die ländliche Bauart in diesen Gegenden hat etwas Gefälliges. Schon ehe ich Stendal erreichte, bemerkte ich eine andere Art Bauernhäuser, als man im mittlern, oder südlichern Deutschland zu sehen gewohnt ist; sie haben eine leichtere und geschmackvollere Form, und gleichen mehr den kleinern, Holländischen Hütten. Daß diese Häuser klein sind, hat seine guten Ursachen, denn der mehrentheils ziemlich arme Landmann, braucht weder für ein Gesinde, das er nicht hat, große Wohnhäuser, noch jene weitläuftigen Scheunen

und Ställe, die er nicht füllen kann. Aber wie sich dieser gefälligere Styl, diese bessere Form hierher verloren hat, bleibt mir noch eine Aufgabe.

Ueber Stendal hinaus fand ich eine sehr verschiedene Bauart; sie ist der Westphälischen sehr ähnlich, wenn nicht ganz gleich. Es ist mehrentheils ein ziemlich großes Gebäude, mit einem ungeheuern Thorwege, durch den man einen großen, breiten Gang, oder vielmehr Platz sieht. Rechts und links sind Absonderungen für das Vieh, das also mit dem menschlichen Theile der Bevölkerung unter dem nehmlichen Dache wohnt. Am Ende des großen Ganges, Sahles, oder wie Sie es nennen wollen, ist der Herd, über dem sich kein Schorstein erhebt, so daß der Rauch in dem ganzen Gebäude umherzieht, dessen breterne Decke mit Fleisch behangen ist, das hier, wie in Westphalen die berühmten Schinken, geräuchert wird. Ueber den Herd hinaus liegen die Wohnzimmer, die die ganze hintere Breite des Hauses einnehmen, und deren Ofen, oder Oefen sich mit dem Herd vereinigen, das ganze Gebäude zu durchräuchern. Der Platz also, in den man durch den großen Thorweg tritt, ist Vorsahl, Küche, Räucherkammer, Behälter für Lebensmittel und mancherley Hausgeräthe, und nicht selten Wohnzimmer für die ganze Familie. Nur hin und wieder sieht man ein Haus mit

einem Schorsteine. Man kennt also so ein Ding; allein über die Vortheile, die er gewährt, scheinen die Meinungen verschieden zu seyn, weil ich ihn in mehrern Häusern vermißte, die nur erst kürzlich gebaut worden waren. — Diese zwey verschiedenen Bauarten des Landvolkes habe ich auf dem ganzen übrigen Theile meiner Reise nach Hamburg gefunden, die Westpfählische nehmlich, und die Holländische, nur mit dem Unterschied, daß die letztere immer allgemeiner wird, so wie man Hamburg näher kommt. Von Lenzen aus fand ich alle Gebäude in den Städten, so wohl als die Häuser der bessern Landleute, Holländisch. Boizenburg im Mecklenburgischen ist so ganz in dem letztern Style, daß ich in einer der sieben Provinzen zu seyn glaubte. Ich habe, als ich durch Westphalen reiste, Ihnen den nehmlichen Holländischen Styl angezeigt, der dort schon hinter Rheine anfängt, und zunimmt und vollkommner wird, in dem Maße, in welchem man sich Holland nähert. Das fand ich nun dort ganz natürlich; aber daß diese Bauart auch auf dieser Seite und so tief herein nach Deutschland, die herrschende seyn sollte, fiel mir anfangs auf. So bald ich aber fand, daß sie zunahm, so wie ich mich Hamburg näherte, begriff ich, daß sie auch hier aus der nehmlichen Quelle kommen muß. Kurz, die Völker an den Ufern der Nordsee, und zum Theil an der Ostsee, haben ihre Bau-

kunst von den Holländern gelernt, so wie diese ihre frühern Begriffe dieser Kunst von der Gestalt und Einrichtung eines Schiffes bekommen zu haben scheinen. Holland war früher gebildet, als das ihm zunächst liegende Deutschland. Die Völker an der Nord- und Ostsee lernten von ihnen, und ahmten sie nach. Und dieß erklärt die alte Bauart, die man noch so häufig zu Hamburg, Bremen und an andern Orten, ziemlich tief herein in das Land, findet.

Der größte Theil der Tagereise von Stendal nach Lenzen war mir traurig! Unbedeutende Städte, schlechte Dörfer, kümmerlicher Anbau eines elenden Sandlandes, und Landleute, die zwar nicht eigentlich arm sind, weil sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse haben, denen man aber die Magerkeit ihres Bodens ansieht, der ihren Fleiß und ihre Arbeiten nur schlecht belohnt.

Aber in dem Lüneburgischen Flecken Schnakkenburg bemerkte ich augenblicklich, daß ich in einem andern Lande und an den Ufern eines schiffbaren Flusses war. Man sieht hier beym ersten Anblick die Wirkungen von Handlung und Schiffahrt. Ueberhaupt haben auch die unbedeutendsten Hannöverischen Städte eine gewisse Reinlichkeit und Nettigkeit vor den Brandenburgischen voraus.

Ich fuhr nun noch eine Strecke an den hohen Dämmen der Elbe hin, in einem Lande, das größ-

tentheils aus Weiden und einigen Wiesen besteht. Bald darauf kam ich an die Fähre, die mich über die Elbe setzte.

Mein Wagen hielt einige Zeit am gegenseitigen Ufer, und ich machte ein Stück Weges zu Fuße. Ich trat in einen Eichenwald, so schön, als ich irgend einen gesehen habe. Vielleicht betrachtete ich ihn mit etwas parteyischen Augen; aber es ist allerdings eine große Erquickung, wenn man aus einem dürren Sandlande in einen großen Wald kommt, der aus alten majestätischen Eichen besteht, unter welchen ein wohlthätiges Gras sich kühl und grün erhält, und dem ermüdeten Auge eine süße Erholung gewährt. Der Wald dauerte so ziemlich eine Stunde, und ich genoß seiner Pracht an einem schönen Abende. Ich kam dann auf eine große Trift, und zu wiederholten Mahlen über, oder vielmehr durch einen Fluß, (denn er hat keine Brücke) wovon der vornehmste Arm die Löcknitz, oder Löckenitz ist. Bald darauf erreichte ich Lenzen, wo mir alles ankündigte, daß ich wiederum auf Brandenburgischem Boden war, wenn ich es auch nicht durch den Visitator am Thore gewußt hätte. Ueber diesen letzten Punct muß ich jedoch sagen, daß ich auf dieser Reise nur wenig Beschwerde gehabt habe.

Ich übernachtete zu Lenzen in einem sehr erträglichen Wirthshause, und kam den folgenden

Tag bald in das Herzogthum Mecklenburg, welches, auf dieser Straße nach Hamburg, nicht viel besser ist, als die übrigen Sandstrecken, die man zwischen Leipzig und Hamburg durchreist. Das Lauenburgische ist noch schlimmer, und überhaupt ist der ganze Strich von hier an bis in die Gegend von Hamburg, ein Weg von mehr als zwölf Deutschen Meilen, elender Boden.

Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Lenzen und Hamburg, kommt man durch die Mecklenburgische Stadt Boizenburg, wo ich in einem ziemlich guten Wirthshause übernachtete. — Auch diese ist eine der Städte, die ihre vorzügliche Schönheit einem großen Unfalle zu danken haben! Zu Anfange dieses Jahrhunderts brannte sie beynahe ganz ab. Jetzt ist Boizenburg eine allerliebste kleine Stadt! Alles so reinlich, so nett, so heiter; jedes Haus von Ziegeln und mit so vieler Präcision gebaut, so viele Fenster und Glas in allen Gebäuden, und dieses Glas so helle und durchsichtig; sorgfältig beschnittene Linden vor allen Häusern, und hin und wieder in Spaliere gezogen; kurz, alles athmet Ordnung, Heiterkeit, Reinlichkeit und Wohlstand. An eine schöne Baukunst, an einen vorzüglich edeln Geschmack müssen Sie freylich hier nicht denken; diese habe ich noch nie an Orten gefunden, wo man vorzüglich auf Bequemlichkeit, Nettigkeit und Holländische Reinlichkeit sieht; auch

bewundere ich gerade nicht die sorgfältig zugeschnittenen Linden; aber man nehme den Ort, wie er ist, schön und lieblich in seiner Art, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auch ein Italiänischer Baumeister einräumte, daß ein solcher Ort hübsch seyn kann — freylich nicht durch das, was ihm fehlt, wohl aber durch andere Dinge, die man in den schönsten Italiänischen Städten vergebens sucht.

Traurig und schwer ist der Weg von Boizenburg nach Eschenburg, für welchen man durch die Ansicht von Lauenburg nur wenig schadlos gehalten wird. Indessen hat man hin und wieder einige erheiternde Aussichten auf die Elbe, und auch bisweilen in eine ziemliche Ferne, weil die Straße mehrentheils auf einem gegen die Elbe verhältnißmäßig hohen Boden hinläuft.

Allmählich kündiget sich nun die Nähe einer großen Stadt an. Bergedorf, ein Städtchen voller Menschen und Thätigkeit, gehört Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich, und hat in seinem ganzen Ansehen noch so manche Spur von altreichsstädtischer Art, die in ihren beiden Beherrscherinnen zum Theil längst verschwunden sind. Die Zahl der Reitenden und Fahrenden nimmt nun merklich zu, und unter den letztern zeichnen sich die Stuhlwagen aus, die den Städten Hamburg, Lübeck und Bremen ganz vorzüglich eigen sind, und die man in diesen Gegenden oft ziemlich weit in das

Land hinein findet. Im Grunde sind sie nichts anders, als eine zierlichere, besser gebaute, schöner geformte und feiner gefirnißte Calesche des mittlern Deutschlands, deren sich aber hier die ansehnlichsten und reichsten Familien zu ihrem gewöhnlichen Fuhrwerke, außerhalb der Stadt, bedienen. Der Korb ist mehrentheils fein geflochten, und die Räder und das übrige Holzwerk bunt gemahlt. Dieses Fahrzeug war ursprünglich wohl nichts, als der eigentliche Bauern — oder Leiterwagen, mit vier hohen Rädern, mit harten, unbeweglichen Sitzen. In der That sind die Wagen dieser Art, die an den hiesigen Stadtthoren zur Miethe stehen, mehrentheils nicht viel besser, als eine Sächsische Postcalesche, nur daß sie besser aussehen. Sie hängen nicht in Federn, und haben den Vortheil, daß sie auf vier Sitzen acht Personen halten, sehr leicht sind, und daß ihre hohen Vorderräder eben so gut im Sande, als in dem hin und wieder fetten und tiefen Boden von Holstein gleich gut fortkommen. So weit also wären sie ziemlich gut für ihre Gegend und deren Bedürfniß berechnet; wenn ich aber bedenke, daß Hamburg in einer sehr nördlichen Breite liegt, und daß die Zahl der kältern Tage die der wärmern ungleich übersteigt, daß die Stürme und Winde in der Ordnung des Tages sind, und daß es in dem ganzen Striche vielleicht mehr regnet, als in irgend einem andern von Deutschland, so wiederhole ich abermals meine alte

Bemerkung: daß die Menschen in den mehresten Ländern in einem umgekehrten Verhältnisse zu ihren Bedürfnissen bauen, anlegen und verzieren. — Uebrigens hängen die Sitze in den Stuhlwagen der reichern Classen in Stahlfedern, haben gute Polster und Lehnen, und auf manchen sieht man in der Mitte eine Art von Halbschäse, wodurch denn zwey von der Gesellschaft das Vergnügen haben, ganz bedeckt zu seyn, während daß die übrigen dem Regen, dem Winde, der Kälte und — freylich nur selten — der Sonnenhitze ausgesetzt sind. — Sonderbar ist es immer, daß diese Wagen so allgemein sind, daß so ziemlich jede Familie, die Pferde hält, einen hat, und daß man zum Fahren auf das Land wenig andere gebraucht. Da wohlhabende Leute, besonders Sonnabends, eine Menge Gäste auf ihre Landgüter bringen, so laden sie sechs, sieben bis acht Personen, die selbst kein Gefährte haben, auf einen solchen Stuhlwagen. Sie sind also sehr bequem, wenn es darauf ankommt, mit zwey Pferden viele Menschen ohne Mühe fortzubringen. — Eine Menge hiesiger Kaufleute, die fast täglich von ihrem Landsitze in die Stadt, und aus dieser wieder auf das Land fahren, bedienen sich ihrer ebenfalls, während daß Madam einen Englischen Wagen ohne Rücksitz hat, vor den das zweyte Paar Pferde gespannt wird; denn vier Pferde zu halten, ist hier etwas sehr gewöhnliches. Außer diesen zwey Wagen hält man auch

gewöhnlich noch eine Berline, für den Winter in der Stadt.

Als ich im Jahre 1799. wieder zu Hamburg war, bemerkte ich, daß die Menge der Stuhlwagen abgenommen und einer gewissen Zahl von jenen Halbschäsen Platz gemacht hatte, welche das gewöhnliche Fuhrwerk im mittlern und südlichen Deutschland sind, zu Hamburg aber sonst sehr selten waren. Auch dünkte mich, daß man die Englische Schäse (voiture coupée) die sonst gewöhnlich nur in der Stadt rollte, jetzt viel häufiger auch auf dem Lande sah. Die nehmliche Zahl von Pferden bringt also weniger Personen fort: und so nimmt, mit unserm vermehrten Vermögen, unser Luxus, unsere Bequemlichkeit und unsere Weichlichkeit zu.

Auf der letzten Meile vor Hamburg, besonders im Dorfe Ham und der Gegend umher, zeigt eine ungeheure Menge von Landhäusern, die hin und wieder so nahe stehen, daß sie ganze Gassen bilden, den Reichthum und Lieblingsgeschmack der Einwohner dieser Stadt.

Zweyter Brief.

Clima von Hamburg — Regen — Schmutz in den Gassen — Bauart — Canäle — Form der Häuser an den Canälen — Gärten in der Stadt — Höfe — Rathhaus — Börse — Kirchen — Domkirche — Michaeliskirche — Bibliothek — Eimbeckſches Haus — Waisenhaus — Zucht- und Arbeitshaus — Fortificationshaus.

Hamburg im July 1797.

Das hiesige Clima ist gar viel schlimmer, als das der mittlern Theile von Deutschland. Außerdem, daß es so viel nördlicher ist, liegt Hamburg zwischen zwey Meeren, und an einem großen Flusse, der eine starke Ebbe und Fluth hat. Ein schwerer Himmel drückt also diese Gegenden, wo Feuchtigkeiten ohne Unterlaß sich sammeln und in Regen herabfallen. Zwar finden selbst Hamburger diesen Sommer ungewöhnlich naß; und nach dem was man in öffentlichen Blättern liest, ist diese

Klage durch einen großen Theil von Europa so ziemlich allgemein. Allein es ist alles mit Unterschied! Gestern war seit drey Wochen, die ich hier zugebracht habe, der erste Tag, an dem es nicht geregnet hat. — Der Koth ist, wie Sie Sich in einer so volkreichen Stadt vorstellen können, entsetzlich. Hierzu kommen noch die engen Gassen, in denen man sich nie in einer gewissen Entfernung von den Wagen halten kann. Man geht also nicht leicht hundert Schritte, ohne bespritzt zu werden, wenn man sich nicht selbst beschmutzt. Stoßen mehrere Wagen zusammen, so wird der Fußgänger in den mehresten Gassen an die Mauer der Häuser getrieben: und selbst da würde er in einigen Gassen keinen sichern Zufluchtsort finden, wenn man nicht sehr weislich durch eine sonderbare und freylich nicht schöne Bauart für ihn gesorgt hätte. Es finden sich nehmlich in den Gassen dieser Art kleine Buden, die an den Häusern anstehen, kleine Mauern, deren Zweck man bey dem ersten Anblicke nicht begreift, steinerne Säulen und andere Vorsprünge mancherley Art. Da diese für die Hausthüren eine Oeffnung, und folglich eine Vertiefung lassen müssen, so tritt man da hinein, oder stellet sich hinter die steinernen Säulen, und wartet, bis das Fuhrwerk vorüber ist. — Hin und wieder sind freylich eigene Wege für Fußgänger, (trottoirs;) aber in den engen Gassen durfte man sie nicht erhö-

hen, weil sonst oft zwey Wagen einander nicht würden ausweichen können. Man fährt also dann bis an die Mauern, und so wäre dem Fußgänger immer nicht geholfen, wenn er sich nicht auf obige Art flüchten könnte.

In der Folge habe ich gefunden, daß selbst nach acht Tagen von trockenem Wetter viele Gassen von Hamburg doch nie rein sind. Die, welche in einiger Ferne von den Canälen liegen, haben keinen unterirdischen Abfluß; die Unreinigkeiten laufen aus den Häusern in die Gassen, wo in der Mitte eine Vertiefung ist, in der aller Unrath herabfließt, bis er durch irgend eine Oeffnung seinen Weg in den nächsten Canal findet. Die Wagenräder prallen in den Vertiefungen häufig ab, und bespritzen die Fußgänger bisweilen in der Ferne von mehrern Schritten.

Hamburg ist also, in dieser Rücksicht, weder eine schöne, noch eine angenehme Stadt! Da ich sie, seitdem ich hier bin, in allen Richtungen durchwandert habe, will ich noch einige Anmerkungen über ihr Aeußeres machen. Ich habe schon weiter oben bemerkt, daß die alten Häuser Hamburgs im Holländischen Style sind. Das Ganze macht eine enge, krumm und krüppelig gebaute Stadt, wovon ein Theil voller Canäle und Brücken, voller Wagen und Menschen ist, wovon die letzten mit den

ersten beständig in eine unangenehme Collision kommen. Nimmt man die später gebauten und ganz neuen dazu, so findet sich ein Gemische von Holländischer und Englischer Art, daß man bald in dem einen, bald in dem andern dieser Länder zu seyn glauben würde, wenn nicht noch etwas anderes einen häufig an die freye Reichsstadt erinnerte. Ich will dieses den alten freyreichsstädtischen Styl nennen, in dem ich immer etwas eigenes gefunden habe, das man in monarchischen Ländern wenig sieht. Es würde mir schwer seyn, ihn zu beschreiben; man kann ihn in den mehresten freyen Reichsstädten und in den drey nördlichsten Schweitzerrepubliken, hauptsächlich aber in den ältern Häusern von Basel und Nürnberg in seiner Vollkommenheit sehen. In den neuern Theilen der Stadt Hamburg ist der Englische Styl der herrschende: und da finden sich auch hin und wieder einige Gebäude von recht guter Architektur; doch ist nur selten eins ganz rein, und immer findet sich etwas, das die strenge Critik nicht aushält, das aber freylich sehr oft von Umständen und Lage bestimmt worden ist. — Endlich giebt es in der Stadt, und mehr noch auf dem Lande eine Menge Häuser, die erst seit wenigen Jahren gebaut worden sind. Diese haben nicht selten große Ansprüche auf Architektur, sind aber mehrentheils so unclassisch und uncorrekt, daß sie das seltsamste Gemische von antiker und moderner

Bauart, von den Grillen der Bauherren und den wilden Einfällen der Baumeister, von localem Zwange und der geschmacklosesten Ausgelassenheit sind. Griechische Ordnungen, ohne Griechische Verhältnisse, und Griechische Keuschheit; Säulenordnungen aller Länder und aller Zeiten; Produkte aus allen Theilen der Welt! Mich dünkt, es giebt ein Paar Baumeister hier, die auf eine neue zusammengesetzte Ordnung studieren, und die ich unterdessen die Hamburgische nennen will. Selten finde ich den Unterbalken, den Fries und den Cranz rein bestimmt. Immer fehlt das eine oder das andere, oder das Verhältniß eines dieser Glieder ist so klein zu den übrigen, daß man es nicht für ein besonderes, sondern für den Auswuchs eines der andern zu halten geneigt ist. Manche Säulen endigen sich oben in einer so scharfen Verjüngung, daß sie denen zu Pästum gleichen, haben aber moderne Verhältnisse der Länge und Dicke. Viele haben keinen Plinth, Tafel, und stehen ohne weiteres auf dem Boden auf, welches in einem feuchten, nördlichen Lande wenigstens ein Verstoß gegen Natur und Bedürfniß ist. Strohhütten mit einem kleinen Griechischen Portikus; Palladio, — oder sogenannte Venezianische Fenster; zirkelförmige Vorsprünge unten, und Einschnitte oben, oder auch umgekehrt; Verzierungen im Geschmacke der Adelphi und Griechische Säulen — alles unter einander.

So viel zu Ehren der Baukunst! Aber man würde ungerecht seyn, wenn man Hamburg und seine Landhäuser mit einer vorzüglichen Strenge beurtheilen wollte. Deutschland ist nun einmal nicht der Sitz der schönen Architektur, und am allerwenigsten die Theile desselben, deren Verfassung keinen Hof und Fürsten zulassen. Ich habe mich immer gewöhnt, mich des Guten zu freuen, wo und wie ich es finde: und so gestehe ich mit Vergnügen, daß der Wohlstand der Einwohner Hamburgs, die vielen neuen und freundlichen Häuser, womit die Gegend umher angefüllt ist, und der reiche und sorgfältige Anbau das lieblichste Bild machen, das ein Menschenfreund sehen kann. Bisweilen dünkt mich sogar, daß in der eigensinnigen, oder ausgelassenen Bauart vieler Häuser eine Mannigfaltigkeit liegt, die nicht ohne Reitz ist. Ja ich werde an viele derselben auf immer mit Dank und Vergnügen denken, wenn ich mich der angenehmen Stunden erinnere, die ich darin zugebracht habe. — Ueber die Stadt selbst muß ich noch bemerken, daß der neuere Theil derselben, der nicht an den Canälen liegt, breitere und schönere Straßen, und größtentheils auch besser gebaute Häuser hat. Auch fällt hier der Uebelstand und die Unbequemlichkeit weg, die sich fast in allen an den Canälen stehenden Häusern finden, — ihre Tiefe gegen ihre geringe Breite. Dieser neuere Theil der Stadt hat auch den Vortheil einer bessern

Luft, während daß die alte Stadt, welche zwischen der Elbe und Alster liegt, durchaus von Canälen durchschnitten ist. Zwar stinken diese nicht so sehr, als die Canäle zu Venedig im Sommer, weil die Fluth zu Hamburg ungleich höher steigt, und alle zwölf Stunden die Canäle mehr oder weniger auswäscht. In der Regel also sollten sie nur bey niedrigem Wasser beschwerlich seyn; das hängt aber zum Theil vom Winde ab. Wehet dieser von oben herab und sehr stark, so kommt die Fluth nicht in alle Canäle herauf; die Ebbe dauert alsdann fort, das Wasser ist in solchen sehr niedrig, und nun kommt, mit seinem Geruche, alle der Unrath zum Vorschein, den man, ob es schon verboten ist, ohne Unterlaß in die Canäle wirft. — Diese sind übrigens von äußerster Bequemlichkeit für Schiffahrt und Handel: und, wie sehr der alte Hamburger ein Haus an einem Canale zu haben wünschte, siehet man noch aus der Gestalt fast aller Häuser, die daran stehen. Sie haben äußerst wenig Breite, weil diese wegen der Competenz sehr kostbar war; aber die Länge des Bodens hatte mit dem Canale nichts zu thun, war also wohlfeiler: und so breitete man auf diese Art sich aus.

So sehr es auch zu Hamburg an Platz fehlt, so findet man doch innerhalb der Ringmauer eine Menge kleiner Gärten, wovon die besonders angenehm sind, die an einen breiten Canal, oder an die Alster stoßen.

Die sogenannten Höfe sind, bey topographischen Bemerkungen über Hamburg, keinesweges zu übergehen, denn sie enthalten einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung dieser Stadt. Leider sind es größtentheils elende, kleine, schmutzige Winkel, wo in engen, armseligen Häusern, eine Menge Menschen vegetieren. Es sind eigentliche Höfe, mehrentheils von unansehnlichen Vordergebäuden, die inwendig so mit Häusern bebaut sind, daß man sie kleine Gassen nennen könnte, wenn sie einen Durchweg hätten. Sie sind also mehrentheils die Hausung der Armuth. Indessen sind sie nicht alle gleich schlecht, und hin und wieder findet man in denselben auch anständige, oder wohlhabende Leute.

Aber auch unter den Gassen giebt es einige, die höchst elend, enge und schmutzig sind, und den niedrigen Stand, oder die Armuth ihrer Einwohner beym ersten Anblicke besprechen. Diese Gassen und Gäßchen sind mehrentheils von den bessern Strichen der Stadt entlegen, oder zwischen größern Gassen eingeschoben, oder in Theilen der Stadt, wo der Wohlhabendere keine Geschäfte hat, (wenigstens keine öffentlichen, denn gewisse Privatgeschäfte werden da allerdings getrieben) so daß ein Fremder sich lange hier aufhalten kann, ohne je eine gewisse Zahl derselben zu sehen. — Gerade so ist es mit gewissen höchst elenden Strichen und Winkeln von London, die man auch nicht zu sehen bekommt, es

sey denn von ungefähr, oder daß man sie vorsetzlich aufsuche.

Wenn man unter den Privatgebäuden nur wenige findet, die sich durch eine schöne Baukunst auszeichnen, so wird dieser Mangel durch die öffentlichen eben so wenig ersetzt. Das Rathhaus ist ein ansehnliches, in manchen Rücksichten merkwürdiges, aber unregelmäßiges Gebäude. Es steht nahe bey der Börse, welche einer so wichtigen und reichen Handelsstadt wirklich unwürdig ist. Sie ist nicht für das Clima berechnet; denn da der untere Säulenplatz auf zwey Seiten offen ist, so muß ursprünglich, da er noch nicht so sehr besucht ward, in einem harten Winter die Kälte unerträglich gewesen seyn. Jetzt, da die Hamburger Börse eine der besüchtesten in Europa ist, fällt diese Beschwerde größtentheils weg; aber sie hört auch eben dadurch auf, für die Bedürfnisse der Stadt zuzureichen. Der Platz ist bey weitem zu klein, und es hält schwer, jemanden unter dem Gedränge zu finden, obschon viele ihre bestimmten Plätze haben, wohin sie sich jedesmal zu stellen suchen. Aber eine große Menge von Menschen findet gar kein Obdach, sondern stehen unter freyem Himmel, wo ich sie jedem Winde und Wetter ausgesetzt gefunden habe. Wer sich von den Geschäften, die jetzt zu Hamburg gemacht werden, einen ungefähren Begriff bilden will, darf nur zwischen halb ein bis drey Uhr auf die Börse gehen. Nach London und Amsterdam

habe ich keine gesehen, die täglich so voll wäre, als die hiesige; ja mich dünkt, daß ich die Amsterdammer, einen Tag in den andern gerechnet, keinesweges so besucht gefunden, als die Hamburger mir es zu allen Zeiten zu seyn scheint. Aus jeder Handlung kommt jemand täglich. Hierzu gesellen sich die vielen Juden und Fremden, die, wenn sie Geschäfte halber hier sind, nicht leicht die Börse versäumen. Ja, mancher besucht sie, ohne gerade ein bestimmtes Geschäft da zu haben. Man hört etwas Neues, man trifft Bekannte und schwatzt mit denen, die man am wenigsten beschäftiget findet. Dadurch wird sie denn häufig ein gewöhnlicher Sammelplatz für Menschen, die sich zu irgend einem Zwecke zu treffen wünschen. Zwey Personen wollen sich Morgen sehen: man nennt die Börse, weil man voraussetzt, daß ein jeder etwas dort zu thun habe, oder daß sie ihm auf seinen verschiedenen Gängen in dem Wege liege. — So wie zu London und Amsterdam werden hier in ein Paar Coffeehäusern, die in der Nähe liegen, auch viele Geschäfte gemacht.

Die Hamburger **Kirchen** sind mehrentheils große und ansehnliche Gebäude, ohne daß eine einzige darunter wäre, die sich entweder durch eine classische Architektur, oder durch einen vorzüglich schönen Gothischen Styl auszeichnete. Aber ihre Thürme sind merkwürdig, manche von einem sehr künstlichen Baue, und sammt und sonders fallen sie

in der Ferne schön und majestätisch in die Augen. Wegen der Fläche der ganzen Gegend umher, sieht man diese Stadt viele Meilen weit, und immer zeigen sich ihre Thürme angenehm, mahlerisch und groß. — In der Domkirche, welche dem Churfürsten von Braunschweig Lüneburg gehört, finden sich mehrere Merkwürdigkeiten, und auch etwas weniges zum Studium der alten Deutschen Kunst, wobey ich mich aber hier nicht aufhalten will. — Es ist keinesweges nöthig, ein Geistlicher zu seyn, um an dieser Kirche eine Domherrenstelle zu haben. Man betrachtet sie als eins von jenen Mitteln, sich ein gewisses Einkommen zu verschaffen, ohne viel Arbeit dafür zu thun: und so finden Sie mehrere Arten von Gelehrten daran, die eben so wenig Geistliche sind, als unsere Protestantischen Edelleute, die in den verschiedenen Stiftern Pfründen haben. Nur ist zu Hamburg der Unterschied, daß man keiner Ahnen bedarf. —

Die Michaeliskirche ist, als Gebäude betrachtet, die schönste. Ihr hölzerner, mit Kupfer beschlagener Thurm, ist für die Fremden merkwürdig; weil er nicht nur ziemlich hoch, sondern vor allen andern am leichtesten und bequemsten zu ersteigen ist. Man führt also gewöhnlich alle Fremde hinauf: und in der That sollte keiner versäumen, sich den Genuß dieser Aussicht zu verschaffen. Ich bin überhaupt dafür, daß der Reisende in jeder Stadt, die er genauer kennen zu lernen wünscht,

irgend einen hohen Thurm besteige, weil er da allemal die beste Uebersicht des Ortes so wohl, als der ganzen Gegend umher bekommen wird. Die Aussicht, die der Michaelisthurm gewährt, ist unendlich interessant! Hier übersieht er mit einem Blicke das seltsame Gewebe von Häusern und Hütten, die bis zum Aengstlichen zusammen gedrängt sind, und wo mehr als hundert tausend Menschen auf einer Englischen Quadratmeile hausen. Wie wird er erstaunen über alle die Höfe, deren mancher ein halbes Dutzend Hütten enthält, und die er hinter Gebäuden findet, vor denen er oft vorbeyging, ohne sich träumen zu lassen, daß darüber hinaus noch etwas andres sey, als was man so gewöhnlich in einem Hofe sucht. — Eben so sehr wird er über die Menge der kleinen Gärten erstaunen, die sich in dieser von Menschen überladenen Stadt befinden. Zwar hat er schon mehrere an der Alster und aus einigen Gassen bemerkt; aber auffallen wird es ihm, noch so viele andere zu entdecken, in Strichen der Stadt, wo er keine vermuthen konnte. — Auch steht dieser Thurm gerade so nahe am Wasser, daß man den Hafen, den jetzt so wichtigen, so gefüllten und belebten Hafen, größtentheils übersehen kann. — Und nun die Aussicht auf die reiche Gegend, die diese Stadt unmittelbar umgiebt! auf die ungeheure Menge von Landhäusern, auf das in einen Lustgarten und reichen Boden umgeschaffene Sandland, auf die Mannigfal-

tigkeit der Gebäude und Anlagen, auf die nahe Stadt Altona, deren Grenzen man kaum zu bestimmen weiß, auf die Thätigkeit und Regsamkeit unzähliger Menschen umher! Fast vergißt man, daß dieses reiche und nahe Gemählde von einer Ferne eingeschlossen wird, die an der Elbseite reitzend schön ist. Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn man an gewissen Tagen diesen Fluß mit Schiffen bedeckt sieht, wovon sich die entferntesten in dem Horizonte verlieren.

Noch ist der unterirdische Bau der Michaeliskirche zu bemerken, der sehr ansehnlich und in seiner Art prächtig ist. Aber er dient zu einem heillosen Zwecke! Hier stellt man, mitten in einer bevölkerten Stadt, die Todten in ganzen Haufen zusammen, und glaubt, alle Einwendungen des Fremden beantwortet zu haben, wenn man ihm die Vortrefflichkeit des Gewölbes und des Bodens rühmt, und ihn versichert, daß die Luft hier sehr gut sey.

Als ich dieses im Jahre 1797. schrieb, stand dieses Gebäude auf einem großen und freyen Kirchhofe; als ich es aber zwey Jahre nachher wieder sah, fand ich, daß man auf der einen Seite zwischen der Kirche und den Häusern eine Reihe von Gebäuden angefangen hatte, welche man vielleicht, wie ich hörte, ganz herum führen wird. Da nun ehmals auch auf diesem Boden Todte begraben wurden, so kann man von den künftigen Bewohnern

dieser neuen Häuser, die dem unterirdischen Begräbnisse in der Kirche ganz nahe stehen, recht eigentlich sagen, daß sie auf und unter Todten wohnen.

Die öffentliche Bibliothek, das Eimbekkische Haus, das Waisenhaus, das Zuchthaus sind gute und mehr oder weniger zweckmäßige Gebäude.

Die Bibliothek ist mit Büchern von einem gewissen Alter wohl versehen, hat mehrere Merkwürdigkeiten und eine ansehnliche Sammlung von Handschriften, unter denen besonders einige morgenländische sehr wichtig seyn sollen. Aber zum Ankaufe von neuern und für unsere heutigen Bedürfnisse brauchbaren Büchern, fehlt es ihr an hinlänglichen Fonds. Uebrigens wird sie wenig besucht, hat keine Bequemlichkeiten zum Lesen, und ist jetzt wohl nur als ein Hilfsmittel für einige wenige Gelehrte zu betrachten, die etwa dort gelegentlich ein Buch suchen, das sie sich selbst nicht anschaffen können oder wollen. Der Herr Professor Wesselhöft, der die Aufsicht darüber hat, ist ein überaus guter und gefälliger Mann.

Das sogenannte Eimbeckische Haus, das ich bloß darum anführe, weil man es so oft nennen hört, ist eines der ansehnlichsten Gebäude der Stadt, und hat seinen Nahmen daher, daß man ehmals auf diesem Platze das berühmte Eimbeckische Bier verkaufte. Es scheint, dieser Artikel war zu Ham-

burg sonst weit wichtiger, als jetzt; und damit das hochgepriesene Bier der Stadt Eimbeck dem hiesigen nicht zu viel Eintrag thun möchte, vielleicht auch, um ein Regale daraus zu machen, konnte man es bloß vom Rathe kaufen. Vermuthlich brauete man es nachher selbst, und das Haus, in dem es ausgeschenkt wurde, hieß das Eimbecksche. Der Nahme ist ihm geblieben, und noch ist hier der Rathskeller. Dieser ist aber jetzt mehr durch seine Weine berühmt, und besonders redet man viel von einem Rheinweine von anderthalb Jahrhunderten, oder, wie man gewöhnlich sagt, vom Jahre 1620. Sie wissen, wie es mit solchen Weinen beschaffen ist, ungefähr wie mit Sir John Cutlers seidenen Strümpfen; er flickte sie so lange mit Wolle aus, bis es zuletzt eine sehr gelehrte Aufgabe wurde, ob es seidene, oder wollene Strümpfe wären? — Mehrere Zimmer dieses Hauses sind denn für den Schank bestimmt; andere werden zu großen Mahlzeiten, Festen, Bürgerschmäusen und dergleichen vermiethet. In einem werden öffentliche Versteigerungen gehalten, in einem andern die Lotterie gezogen, und noch andere sind zu Ausstellungen aller Art bestimmt.

Das Waisenhaus gehört unter die neuern Gebäude, ist eine edle Stiftung, und empfiehlt sich durch Reinlichkeit, und manche gute innere Einrichtung.

Desto weniger kann ich das Zucht- und Arbeitshaus rühmen, so sehr auch manche mit dieser Anstalt zufrieden sind. Bey dem großen Umfange der Gebäude ist doch kaum hinlänglicher Platz, und Reinlichkeit und Ordnung schienen mir in einigen Theilen so sehr vernachlässiget zu seyn, daß ich eilte, wiederum in das Freye zu kommen.

Das sogenannte Fortifikationshaus, welches ebenfalls unter die öffentlichen Gebäude gehört, hat eine sonderbare Bestimmung. Jeder Bürger hat ein ausschließendes Recht dazu, und kann es zu einer großen Mahlzeit, oder irgend einem Feste für sich und seine Gäste gebrauchen, an welchem Tage es für jeden andern verschlossen ist. Wer eine solche Absicht darauf hat, muß sich bey dem Vorsteher melden, welcher nachsieht, auf wie viele Tage es schon versprochen ist, und ihm dann den ersten Tag, an dem es frey ist, anweist. Es hat eine angenehme Lage am Walle, zwischen dem Altonaer Thore und der Elbe, und hat Spaziergänge, auf deren einer Seite man diesen Fluß, auf der andern das besuchteste Stadtthor übersehen kann. Auf diese Art sind diese Spaziergänge und diese Aussicht dem großen Publikum verschlossen: und man hält sehr sorgfältig darauf, daß niemand hinein kommt, als wer dazu befugt ist. Ich bin nie in die Ecke gekommen, die der Wall in der

dortigen Gegend mit der Elbe macht, und wo, meines Erachtens, die interessanteste Aussicht ist, die man innerhalb der Stadt haben kann, ohne diesen Umstand recht herzlich zu bedauern.

Dritter Brief.

Spaziergänge innerhalb der Mauern — auf dem Walle — schöne Parthien und Aussichten — der Jungfernstieg — der Hafen — die Elbe; ihre Breite; Fahrwasser; Böjen, oder Tonnen — Elbgegenden — Landhäuser — Hospitalität.

Hamburg im August 1797.

Das Ende meines letzten Briefes führt mich unmittelbar auf die öffentlichen Spaziergänge, die Hamburg innerhalb seiner Mauern anbietet.

Der weite Umfang, und die hohen und breiten Wälle einer Coehornschen Festung (und die von Hamburg gehört ungefähr in diese Classe) machen in ihrem Alter einen ziemlich mahlerischen Gegenstand, hier so sehr, als nur immer eine Festung mahlerisch seyn kann. Zwar hat Hamburger Ordnung und Wachsamkeit diese Werke nie zu Ruinen verfallen lassen; aber man sieht ihnen doch an, daß sie bloß für den Frieden

bestimmt sind. Hier findet sich nicht mehr jene Nacktheit und ängstliche Präcision einer zu Trutz und Schutz unterhaltenen Festung; hier wurde, schon seit Menschenaltern, kein sich ansiedelndes Bäumchen, kein Gestrippe von der ebnenden Hand des Ingenieurs zurückgestoßen, und hin und wieder sind an dem Abhange dieser Wälle, auf den Bastionen und in den Gräben ganze Lustwäldchen in die Höhe gewachsen. Die Alleen auf den Wällen selbst sind ursprünglich gepflanzt worden. — Wehe dem, der darüber spotten wollte! Diese Stadt kann nach der Kriegsart unserer Tage nie wieder eine Festung seyn, kann nie daran denken, sich zu vertheidigen, oder einem Feinde zu trotzen! Alles, was Hamburgs friedliche Bürger jetzt von ihren Mauern zu erwarten haben, ist, daß sie die Zwecke der Policey befördern, und den Einheimischen wie den Fremden zu einem angenehmen Spaziergange dienen. Also lasse man es immer wachsen, das hohe Gras, pflege jedes Bäumchens und freue sich seines Schattens. Hin und wieder finden sich wirklich an diesen Wällen und Gräben allerliebste Parthien, die dem Gemählde zum Vorgrunde dienen, und über welche hinaus eine Aussicht sich auf das Land öffnet, das durch Häuser, Gärten und Anlagen aller Art einen erquickenden Anblick gewährt, indeß man auf der innern Seite die Stadt und ihr Gewimmel in der Nähe hat.

Welche herrliche Anlagen könnte man hier machen, wenn man diese weitläuftigen Festungswerke nach dem Plane behandeln wollte, wodurch die Stadt Leipzig einzig in ihrer Art geworden ist, und einen Vorzug erhalten hat, den ich, ohne Ausnahme, in keiner Stadt in Europa kenne. Allein zu einer durch das hiesige Locale so ungeheuern Unternehmung möchte es wohl, andere Ursachen zu geschweigen, an Gelde fehlen.

Dieser Spaziergang auf den Wällen ist um so interessanter und schätzbarer, da die Gegend, die unmittelbar die Stadt umgiebt, dem Fußgänger wenig Resourcen anbietet. Immer ist er entweder zwischen Häusern, Gartenmauern und Hecken eingeschlossen, oder er wandelt, auf sandigem Boden, unter Bäumen, die ihm die Aussicht versperren, wird entweder von dem Kothe, oder dem Staube der Fahrenden und Reitenden belästiget, oder er kommt in einige unangenehme, kahle Striche, wo nicht einmahl ein freundlicher Baum ihn gegen einen schnellen Regen in Schutz nimmt. Auch ist es für diejenigen, die zu Hamburg nicht in der Nähe eines Thores wohnen, keine Kleinigkeit, sich durch die volkreichen, mehrentheils schmutzigen Gassen der Stadt zu winden, und durch die sehr tiefen Thore ihren Weg in das Freye zu machen. — Die Wälle sind also die hauptsächlichsten Spaziergänge Hamburgs,

und sie haben das Angenehme, daß man sie auch befahren kann, ohne daß die Fußgänger dadurch belästiget werden, weil der Weg für die letztern auf dem Glacis hingeht, und also höher ist. — Hier bin ich nun, wenn ich nicht auf dem Lande war, seit zwey Monaten fast täglich umhergewandelt, wenn es nur immer das Wetter erlaubt hat, und immer mit neuem Vergnügen. Auch habe ich einige Lieblingsplätze, die ich selten vorübergehe, ohne bey ihnen zu weilen. Reitzend ist die Aussicht in dem Winkel, den der Wall mit der Elbe nach der Seite von Altona zu macht, wo auf eine eigene Anhöhe ein bequemer Weg führt. Eben so bin ich immer mit Vergnügen zwischen den beiden Seen, dem Jungfernstieg gegen über, stehen geblieben. Endlich findet sich nicht weit von dem letztern Striche, auf einer Anhöhe, eine Bank, wo der schönste Gesichtspunkt ist, aus dem man diese Stadt sehen kann. Es ist eine wahrhaft mahlerische Aussicht, so sehr es nur immer eine seyn kann, von der eine große Stadt den vorzüglichsten Theil ausmacht. Ich glaube, daß dieß der Ort sey, von dem man Hamburg aufnehmen müsse, und ein Paar Zeichnungen, die ich kürzlich sah, haben mich überzeugt, daß mein Urtheil richtig war. — Bäume umschatten die Bank: und da sie ein wenig von dem allgemeinen Spaziergange abliegt, wird sie ein Plätzchen der Zuflucht für den Einsamen, und

ich habe öfters Personen mit einem Buche da sitzen gesehen.

So wie man am Ende des Walles auf der Altonaer Seite einen großen Theil des Seehafens übersieht, so hat man an dem entgegengesetzten, oder obern Theile der Elbe die Aussicht auf den Flußhafen, der von jenem verschieden ist. Beide sind interessant, obschon der untere, wie natürlich, weit lebhafter und wichtiger ist. Im obern sieht man alle Fahrzeuge, die zwischen Hamburg, Magdeburg, Berlin u. s. w. laufen, und die nicht über die Grenze dieses Hafens hinabgehen. Es sind eigentliche Flußschiffe, und also in Anlage, Form und Bau ganz von denen verschieden, die bestimmt sind, in die See zu stechen. Auch ist hier die eigentliche Sprache Deutsch, und wahrlich oft ein sehr kräftiges Deutsch, während daß im großen Hafen in mannigfaltigen Zungen geredet wird. — Eine erbauliche Gewohnheit fiel mir auf, als ich das erste Mal über einen Theil dieses Flußhafens setzte. Ich war in einer zahlreichen Gesellschaft, in der sich mehrere Frauenzimmer befanden, mit denen ich in einem Hause auf der kleinen Insel Grasbrok gespeist hatte. Ich hörte allerley Zurufe und Schimpfnahmen, worunter sich das altdeutsche Wort H — — sehr deutlich vernehmen ließ. Ich blickte umher, und konnte nicht finden, daß dieser kraftvolle Zuruf einem andern Boote gelten könnte, als dem

unsrigen. Indessen waren die Damen dabey ganz ruhig, und nur einer fremden schien es aufzufallen. Kurz, ich erfuhr, daß dieß weiter nichts ist, als irgend ein anderer freundschaftlicher Zuruf, ein Hurrah oder Husseh, mit Einem Worte, eine Gewohnheit, oder selbst zugeeignetes Recht, von welchem diese ungesalzenen Wasser-Matrosen seit undenklichen Zeiten im Besitze sind. Auf den persönlichen Charakter der Frauenzimmer, die diese Leute ohnedieß nicht kennen, wird nicht die geringste Rücksicht genommen. Es ist nichts Arges gemeint, und wird ohne Arg aufgenommen.

Der ganze Weg über den Wall von der Elbe bis an die Elbe, beträgt ungefähr zwey Englische Meilen, höchstens eine halbe Deutsche. Er ist durchaus mit Bäumen besetzt, und so hoch, daß der Weg über alle Stadtthore weggeht. Nur da, wo er zwischen den beiden Seen durchläuft, ist er etwas niedriger.

Zu bedauern ist es, daß man an einer schönen Sommernacht, oder an einem mondhellen Abend keinen Gebrauch von diesem Spaziergange machen kann. Einige Zeit nach Sonnenuntergang wird er von der Bürgerwache besetzt, und niemand weiter hinauf gelassen.

Weit besuchter als der Wall ist der Jungfernstieg, nach jenem der einzige Spaziergang

innerhalb der Mauern, wenn man nicht einige Gassen so nennen will, wo auch bisweilen, an einem schönen Sommerabend, Leute umhergehen. Er ist nicht groß, aber äußerst angenehm an einem großen Wasserbehälter, oder kleinem See, den der Alsterfluß innerhalb der Festungswerke der Stadt bildet, der die Binnenalster heißt, und durch eine mäßige Oeffnung mit einem größern See zusammenhängt, welcher die äußere Alster genannt wird, und außerhalb der Stadt liegt. — Der Jungfernstieg war sonst noch enger, man hat aber seine Breite erweitert, indem man einen Theil des Wassers ausgefüllt hat. Da, wo er nach der Stadt zugekehrt ist, oder auf der Seite der Häuser, ist er mit Bäumen besetzt, deren Alter Schatten giebt; auf der Wasserseite scheinen die neugepflanzten Bäume nur kümmerlich zu wachsen, und ihr mageres Laub läßt jetzt noch jeden Sonnenblick durch. — Hier versammeln sich täglich und stündlich Menschen aller Stände, und aller Alter, und es ist schwer zu sagen, ob die Zahl der bloß Vorübergehenden, oder der Lustwandler größer ist. Es ist der Sammelplatz aller Müßiggänger, die in jeder Stunde des Tages so ziemlich gewiß sind, einige Bekannte hier zu finden, und Neuigkeiten zu hören. Es ist aber auch ein Uebergang aus einem Theile der Stadt zu einem andern, und schon dadurch einer sehr besuchten Gasse ähnlich. Hierzu kommt, daß der Jungfernstieg der einzige

Spaziergang der Stadt ist, und daß er vielen nicht weit aus dem Wege ihrer Geschäfte liegt. Man befindet sich in der Nähe, und, ohne gerade einen Spaziergang zu suchen, nimmt man, fast unwillkührlich, seine Richtung dahin, und gehet ein paar Mal auf und ab. Selbst der emsige Geschäftsmann, wenn er ihn ohne großen Zeitverlust erreichen kann, nimmt seinen Weg hierher, schöpft ein wenig frische Luft und gehet weiter, um seine wichtigern Zwecke zu verfolgen.

Für den Fremden endlich ist einer der unterhaltendsten Spaziergänge der Hafen. Freylich kommt es dann nicht so wohl auf Umfang des Platzes an, und auf Bewegung, die man sich da geben kann, als auf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die man sieht, und das Interesse, das sie einflößen. Auf dem festen Lande von Europa ist Hamburg in diesem Augenblicke unstreitig der wichtigste Handelsplatz, und selbst Constantinopel wird ihm, was den Umfang der Geschäfte betrifft, jetzt schwerlich gleich kommen. Hamburg ist die große Angel, um die sich, seit einigen Jahren, ein wichtiger Theil des Handels von England und des übrigen Europa dreht. Schließen Sie daraus auf die ungeheure Menge von Schiffen, die beständig in diesem Hafen liegen! Gleichwohl ist er (ich meine den eingeschlossenen Theil desselben; denn im Grunde ist die ganze untere Elbe der Hafen von Hamburg) weder sehr groß, noch sehr bequem.

und sein Landungsplatz nichts weniger, als geräumig, für die Geschäfte, die hier gemacht werden. Hamburg, wie Sie wissen, liegt nicht an der großen Elbe! Diese theilt sich, ehe sie die Stadt erreicht, zwischen einer Menge von Inseln, die also Hamburg gegen über, theils etwas höher, theils etwas niedriger, als die Stadt, liegen: und nur der Theil des Flusses, der zwischen dem rechten Ufer und diesen Inseln läuft, macht hier den Theil der Elbe aus, welcher für die Hamburger Seefahrt eigentlich brauchbar ist, und wovon der Theil, der die Stadt unmittelbar berührt, und welcher täglich geöffnet und geschlossen wird, der Hafen von Hamburg genannt wird. Er ist offenbar zu klein für die Bedürfnisse der Stadt, und die Schiffe liegen hier so zusammen, daß sie, wie eben so viele Häuser, enge Gassen bilden, zwischen denen sich denn ohne Unterlaß eine Menge kleiner Boote und andere Fahrzeuge von verschiedener Gestalt und Größe bewegen. Das Gewimmel ist da oft größer als in den bevölkertsten Gassen, die Fahrzeuge laufen noch häufiger als die Menschen, an einander, und die kleinen werden nicht selten von den größern beschädiget. Mühsam und langweilig ist es, eins der schwerern Seeschiffe in Bewegung und aus dem Hafen herauszubringen. So sehr er aber auch angefüllt ist, so enthält er bey weitem nicht alle Schiffe, die bis nach Hamburg heraufkommen. Ich habe immer eine beträcht=

liche Zahl unter dem Hafen nach Altona zu, und noch mehrere an der Seite, nach der kleinen Insel, dem Grasbrok hin, liegen sehen. Dieß verursacht Aufenthalt, und das Laden und Abladen wird dadurch erschwert. Sehr große und schwer beladene Schiffe können den Hafen gar nicht erreichen, sondern müssen erst, in einer gewissen Ferne durch kleinere Fahrzeuge (Lichter) gelichtet oder erleichtert werden. Die, welche mehr als funfzehn Schuh Wasser ziehen, wagen sich nicht über Cuxhafen herauf, und müssen schon dort gelichtet werden. Indessen liegt immer eine kleine Dänische Fregatte in der Gegend von Altona, und eine Hanöversche nicht weit von Stade.

Längs an einem Theile dieses Hafens hin läuft ein Kay, der aber weder lang noch tief genug ist, um zu einem bequemen Abladungsplatze zu dienen, so wenig, als der Platz hinreichend ist, welchen man in der Gegend des Baumhauses zu diesem Zwecke gebraucht. Müßte man, wie zu Liverpool, Bristol, Hull und in vielen andern Seestädten die Güter aus den Schiffen gerade auf das Land bringen, so würde die Verwirrung zu Hamburg auf den Landungsplätzen so wohl als in den Gassen, unbeschreiblich seyn; allein diese Stadt hat Canäle, und auf diesen werden durch eine besondere Art von Fahrzeugen, die man Feer nennt, die mehresten Waaren an den Ort ihrer Bestimmung gebracht.

Die Häuser am Hafen sind mehrentheils klein und unansehnlich, und unterscheiden sich in dieser Rücksicht sehr von den schönen und ansehnlichen Gebäuden, die zu Rotterdam und in einigen andern Häfen längs dem Wasser sich erheben. Die zu Hamburg sind häufig Matrosenwohnungen, und der Sitz von mancherley Menschen, die mit der Schiffahrt zu thun haben; kleine Schenk- und Speisehäuser für Menschen dieser Classe; kurz sie sind für das Schiffsvolk bestimmt, welches hier die Befriedigung seiner verschiedenen Bedürfnisse findet. Ich gehe oft hier umher und belustige mich mit der Hamburger Kraftsprache, so weit ich sie verstehe, und mit dem mannigfaltigen Gemische ausländischer Zungen, unter denen die Englische bey weitem die herrschende ist. Nicht nur viele Hamburgische, Dänische, Norwegische, und Schwedische Matrosen verstehen diese Sprache, sondern sie wird auch häufig als eine Zwischensprache von Menschen gebraucht, deren keiner des andern Muttersprache redet. — Uebrigens hat man sich in diesem ganzen Striche in Acht zu nehmen, daß man nicht in Verdrießlichkeiten und Zänkereyen kommt. Man hatte mich überhaupt vor dem Hamburger Pöbel und besonders vor den Bewohnern der Wasserseite sehr gewarnt; allein ich habe mich in dieser Stadt nie über jemanden zu beklagen gehabt.

Eine mäßige Strecke unter Altona, etwa Flottbeck gegen über, hören die Inseln wieder auf, und

die Elbe bekommt beynahe die Breite einer Deutschen Meile, die dann weiter hinab immer zunimmt, bis man von Glückstadt nach dem nächsten entgegengesetzten Ufer zwey Meilen rechnet. Noch weiter hinab läßt sich ihre Breite gar nicht bestimmen, weil von Neuhaus an ihr Ufer sehr westlich läuft, und man nicht eigentlich sagen kann, zwischen welchen entgegengesetzten Punkten der beiden Ufer sie sich messen lasse. Ueberhaupt ist es schwer, geographisch zu bestimmen, wo die Elbe aufhört, und das Meer anfängt. Der Schiffer hingegen hat ein gesetzteres Maß, und spricht mit der äußersten Genauigkeit. Da sie unten nur in der Nähe des linken Ufers mit Sicherheit fahrbar ist, so betrachtet er bloß das Fahrwasser; und dann macht die erste Boje, oder Tonne, welche fünf Deutsche Meilen unter Cuxhafen liegt, die Grenze zwischen dem Flusse und dem Meere. — Die Elbe ist also, verhältnißmäßig gegen ihre Breite, nur an wenigen Orten für Seeschiffe fahrbar. Dieser Strich ist bis an ihre Mündung, oder bis an das Meer herab, bezeichnet, und heißt das Fahrwasser. Fast alles Uebrige ist Untiefe, Sandbänke, Erderhöhungen oder kleine Inseln, die bey sehr niedrigem Wasser sichtbar werden. Also, das Fahrwasser zu bezeichnen, von Zeit zu Zeit zu untersuchen, und die Zeichen sichtbar zu erhalten, ist von äußerster Wichtigkeit. Dieß ist das Geschäft der Hamburger

Admiralität, und die Schiffe entrichten dafür einen gewissen Zoll. Die Bojen, womit der Weg bezeichnet ist, sind auf der rechten Seite des Fahrwassers weiß, auf der linken schwarz. Eine solche Boje, die man auch Tonne nennt, ist ein scharf zugespitzter Conus oder Kegel von Holz, angestrichen und stark mit eisernen Reifen beschlagen. An dem spitzen Ende hängt die Last, welche sie stete macht, und das breite ragt über das Wasser hervor, so daß man es ziemlich weit sehen kann. Die, welche ich in der Folge zu Cuxhafen sah, mochten ungefähr neun Schuh lang seyn, und oben sieben bis acht Schuh im Durchmesser haben. Das so bezeichnete Fahrwasser ist keineswegs sehr breit; man sieht selten zwey höchstens drey Schiffe neben einander fahren: gemeiniglich gehen sie hinter einander, welches eine Gewohnheit zu seyn scheint. Ich hatte einst einen herzerhebenden Anblick, dergleichen ich nie vorher irgendwo genossen hatte. Ich war auf einem Landhause, eine kleine Meile unter Hamburg, wo ich im Verlauf einer halben Stunde an die hundert Schiffe, mit allen ihren Segeln aufgespannt, die Elbe hinab fahren sah. Wer die Majestät eines großen Schiffes, dessen Segel alle geschwellt sind, kennt, wird einiger Maßen einen Begriff von der Pracht einer langen Reihe haben, die ununterbrochen auf einander folgen. Der schönste Moment war dann, als die eine Hälfte

vor mir defiliert hatte; denn nunmehr sah ich den Fluß hinauf und hinab eine endlos scheinende Reihe mit ihren Flaggen und Wimpeln, die so bunt und leicht und lüftig im Winde weheten, jedes gefolgt von einem kleinen Boote, das an den Stern gebunden ist, und dem Lootsen gehört, der darin zurückfährt, sobald er das Schiff sicher in die offene See gebracht hat. — Auf den ersten Meilen bleiben die Schiffe in der Nähe des rechten Elbufers; erst in der Folge entfernen sie sich davon, indem die Holsteinische Seite voller Sandbänke und Untiefen ist. Diesen Nachtheil hat die ganze westliche Seite der Dänischen Besitzungen, und er erstreckt sich bis an die nördlichste Spitze von Jütland, auf welcher ganzen Weite nur sehr wenig Häfen sind, und diese keineswegs von vorzüglicher Güte. — Nachdem ich mich lange an dem herrlichen Anblick geweidet hatte, ging ich in ein nahes Landhaus, das dicht am Flusse liegt, wo ich ein gutes Telescop fand, und mich mit der nähern Untersuchung so mancher Dinge belustigte. Vorzüglich fielen mir die Amerikanischen Schiffe in die Augen! Sie zeichnen sich aus durch ihre schöne Form, ihre anscheinende Leichtigkeit, ihren festen Gang, und fast möchte ich sagen durch die Grazie, mit der sie sich bewegen. Man hält hier die Amerikanischen Schiffe für die schönsten in der Welt, und zieht sie den Englischen vor. — Die Ursache, warum so viele Schiffe auf einmal

ausliefen, war, daß sie vierzehn Tage lang bey widrigem Winde sich gesammelt hatten.

Man übersieht also nicht, in der Gegend von Hamburg, die ganze Breite der Elbe, weil die da liegenden Inseln in einiger Ferne wie das entgegengesetzte Ufer erscheinen, und den Fluß also dem Auge viel schmäler zeigen, als er wirklich ist. Mich dünkt, die gerühmten Hamburger Elbaussichten gewinnen dadurch sehr merklich an Schönheit! Wären die Inseln nicht da, und übersähe man auf einmal die ganze Wasserfläche, so würden die Gegenstände am jenseitigen Ufer sehr klein erscheinen, weil das Land entweder ganz flach ist, oder nur mäßige Erhöhungen hat. So aber sieht man in einer mäßigen Ferne das Ufer von Inseln, wenn man das des Flusses zu sehen glaubt, und erst auf den Höhen, die man gelegentlich ersteigt, wird man gewahr, daß das wahre Ufer der Elbe weit darüber hinaus liegt.

Auf diesen Strich an der Elbe schränken sich die gerühmten Hamburger Gegenden größtentheils ein. Hier hat man von mäßigen Anhöhen und lieblichen Hügeln den Blick auf den großen und belebten Fluß. Ungefähr alle übrige Gegenden in der Nähe der Stadt sind flaches Land, und haben keine andern Schönheiten, als die, welche sie durch einen hohen Anbau, und durch die ungeheure Menge von Landhäusern und Gärten

erhalten. Das entgegengesetzte Ufer ist den Hamburgern unbekanntes Land, weil die Stadt auf dem rechten Ufer liegt, und es beschwerlich seyn würde, immer über den Fluß zu setzen, dessen Ueberfahrt bisweilen eben so beschwerlich als langweilig ist. Man sagt mir, daß man im Winter, bey widrigem Winde, oft fünf bis sechs Stunden und drüber damit zubringe. Das Land auf dem Hannöverschen Ufer macht mit dem diesseitigen einen auffallenden Abstich, weil es nicht mit Landhäusern verschönert und von reichen Hamburgern angebaut ist. Ueberhaupt, nehmen Sie den Gegenden um Hamburg die Elbe, und Sie bekommen ein Land, wie ich es in hundert und hundert Strichen schöner, romantischer, und mahlerischer gesehen habe. Aber dieser Fluß giebt dem Ganzen einen eigenen Charakter von Schönheit und Leben, wodurch alles unendlich reitzend wird.

In jenen Zeiten, da die Hamburger den König von Dänemark als ihren natürlichen Feind betrachteten, trug man Bedenken, sich in seinen Provinzen anzubauen. Der Bürger begnügte sich mit einem kleinen Landhause auf seinem eigenen Gebiet, wo er sich wenig ausbreiten konnte, und woran er wohl mehrentheils eben so wenig dachte. Daher kommt jene Menge von Gartenhäusern in der Gegend unmittelbar um Hamburg, welche zu Gassen angewachsen sind, und die fast

alles von einer Stadt haben, den Namen ausgenommen. Nur die wenigsten darunter sind beträchtlich, und sie werden noch jetzt von Familien von einem mittlern Vermögen bewohnt und gesucht. Veränderte Staatsverhältnisse, vermehrter Reichthum, erweiterte Begriffe, zunehmender Luxus und vielleicht auch besserer Geschmack, wiesen auf die Gegenden unter Altona an den Ufern der Elbe hin. Dänemark begünstigte und zeigte sich auf mancherley Art gefällig gegen die neuen Ansiedler; man kaufte ganze Güter, man breitete sich aus, und das Land stieg um das Doppelte in seinem Werthe. Hier ist es nun, von Altona an, bis beynahe eine Meile lang hinab, daß Sie die schönsten Anlagen, die größten Landsitze und die anmuthigsten Häuser der Hamburger suchen müssen. Man benennt sie von den Dörfern, in welchen, oder in deren Nachbarschaft sie liegen. Diese sind vorzüglich Neumühlen, Flottbeck, Nienstetten und Dockenhude. Ich will meine Leser nicht mit Beschreibungen von allen diesen Landsitzen heimsuchen; doch möchte es manchem nicht unangenehm seyn, die Besitzer der vorzüglichsten hier angezeigt zu finden. Gleich am andern Ende von Altona ist der Beckersche Garten, dessen Lage an einem Abhange gegen die Elbe, Aussichten und Anlagen ihn sehr interessant machen, so daß man darüber vergißt, daß der Eigenthümer auf dem sehr kleinen Umfange zu viel that. — Umfangender und jetzt schöner ist, etwas

weiter hinab, der Sivekingsche, in Rücksicht der Lage übrigens, dem vorigen sehr ähnlich. — Die Sitze der Herren Peter, so wohl als Cäsar Godefroy sind von ziemlichem Umfange, und haben beide manche romantische und mahlerische Partien, so wie der des Herrn Peresch sorgfältige Anlagen, und eine schöne Aussicht an der Elbe hat. — Die der Herrn Thornton, Vidal, Hanbury, haben sammt und sonders ihr Verdienst und ihre angenehmen Seiten, so wie noch einige andere; aber hauptsächlich zeichnet sich der Sitz des Herrn Etatsrath Voght zu Flottbeck, durch Lage, glückliche Natur, Umfang und Anlagen aus. Hier ist mehr als ein Landhaus und ein sogenannter Englischer Garten; es ist wirklich ein Englischer Landsitz, und er verdient diesen Namen besser als eine Menge anderer, die ich in verschiedenen Theilen des festen Landes von Europa gesehen habe. Der Grundboden, ohne gerade sehr uneben zu seyn, wechselt angenehm ab, und hat in einem sehr hohen Grade, was der berühmte Brown Capabilität [1]) nannte. Die Aussichten auf die Elbe sind mannigfaltig, und das schönste, was Herr Voght vorfand, ist ein hundertjähriger Eichenwald. Dieser schöne

1) Natürliche Fähigkeit des Bodens und der Gegend, um von einem Kunstgärtner bearbeitet zu werden.

Sitz steht jedermann offen, und vermehrt die Annehmlichkeit dieser Gegend. Die Einwohner der Landhäuser umher machen häufig mit ihren Gästen Spaziergänge dahin; und Sonntags wird er von einer Menge Hamburger und Fremden besucht, die eine Lustpartie nach den umherliegenden Wirths- und Speisehäusern machen.

Als ich das Letztemal zu Hamburg war, stand Herrn Voghts Landsitz nicht mehr unbeschränkt offen! Ich las an den Eingängen, daß, wer den Ort sehen, oder da spazieren gehen will, sich an den Gärtner wenden muß: eine Maßregel, zu der der Eigenthümer vermuthlich durch das Publikum gezwungen worden ist, dem man leider! selten etwas lange und unbestimmt offen lassen kann. Der Eigenthümer wohnt hier das ganze Jahr hindurch, und beschäftiget sich sehr mit dem Landbaue und der Verbesserung der Viehzucht. Die vielen Maschinen und Modelle, die er aus England und Schottland hat kommen lassen, und die mannigfaltigen Versuche, die sein Vermögen ihm zu machen erlaubt, müssen, so wie die verbesserten Viehracen, nach und nach einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die ganze Gegend umher haben. Sein Haus ist häufig der Sammelplatz vieler Männer von Verdienst, einiger Altonaer, und mehrerer Hamburger Gelehrten; so wie auch nicht leicht ein interessanter Fremder durch Hamburg

geht, der nicht hier einspräche, oder an der Tafel Antheil nähme, zu der Herr Vohgt mit so vieler Hospitalität einladet. Sein Forschungsgeist und ein zweyjähriger Aufenthalt in Großbritannien und Irland, berechtigten ihn vollkommen, in den Genius der Zeit ein Paar Aufsätze über diese Länder einrücken zu lassen, die unter das Wahreste und Beste gehören, das über diese Gegenstände gesagt worden ist. — Noch muß ich eine ausgesuchte Bibliothek und eine schöne Sammlung von physischen Instrumenten, die sich hier finden, nicht vergessen. — Jetzt hält sich in diesem Hause Herr Schmeisser auf, ein Gelehrter, dessen Fach hauptsächlich die Chymie ist, dem Herr Voght zu Flottbeck ein Laboratorium hat anlegen lassen, und der hier über seine Hauptwissenschaft Vorlesungen hält, die von einer zahlreichen Nachbarschaft, wovon sich auch das schöne Geschlecht nicht ausschließt, besucht werden. — Herr Schmeisser ist kürzlich zu Paris gewesen, und hat „Beyträge zur nähern Kenntniß des Zustandes der Wissenschaften ꝛc. herausgegeben, wovon ich eben das erste Heft gelesen habe. Dieses Werk macht uns mit den allermehresten jetzt zu Paris lebenden Gelehrten bekannt, und liefert Nachrichten über sie selbst und ihre Schriften.

Ein großer Theil des ganzen angeführten Striches von Altona bis Dockenhude, gehört also

jetzt Hamburger Bürgern, und täglich wird mehr gekauft und gebaut. (Als ich im Herbste 1799. diese Gegend wieder besuchte, fand ich mehrere Häuser, wo zwey Jahre früher noch Feld war, und die Grundlage zu verschiedenen neuen.) Indessen werden sich hier die Landhäuser nie so häufen, wie auf dem Boden, der der Stadt näher liegt, eben darum, weil man gleich vom Anfange her anders zu Werke gegangen ist. Die Anlagen, die seit einiger Zeit gemacht worden sind, und noch jetzt gemacht werden, sind fast durchgehends, mehr oder weniger, im Englischen Geschmacke, und fordern also einen beträchtlichen Grundboden, ob man schon im Ganzen ziemlich einfach zu Werke geht. Manchem ist es genug, einen großen, von Bäumen umgebenen Grasplatz vor, und einen Küchengarten hinter dem Hause zu haben. Ueberdieß haben viele sehr ansehnliche Küchengärten und so viel Wieseland, als sie für ihre Pferde bedürfen. Auch fangen hier einige Familien an, selbst den Winter auf ihren Landhäusern zuzubringen, ob schon die Hausväter, Hamburger Kaufleute, genöthiget sind, alle Wochen mehrere Tage in der Stadt zuzubringen, während daß der weibliche Theil nur hin und wieder bey besondern Gelegenheiten dahin geht.

Ein Landhaus ist dem Bewohner Hamburgs beynahe zum Bedürfnisse geworden, und ihre Zahl vermehrt sich, so wie der Luxus und der

Reichthum des Ganzen zunimmt. Ich kenne, ohne Ausnahme, keine Stadt in Europa, die in einem so kleinen Umfange diese ungeheure Menge von Land- und Gartenhäusern hätte. In der Gegend um Wien finden Sie, auf dem nehmlichen Umfange, nicht den zehnten Theil derselben; aber in den Gassen dieser Stadt stehen sieben hundert Lohnkutschen, (Fiacres) während daß Hamburg nicht eine einzige hat. Welch auffallender Unterschied in der Lebensart dieser beiden Städte.

Die nehmliche Hospitalität, die der Hamburger in der Stadt ausübt, und der nehmliche Hang zu Erholung und geselligem Leben folgen ihm auch auf das Land. Man sieht sich, wie in der Stadt, bey Mittags- und Abendmahlzeiten, bey Thee und Spiel. Auch empfängt man in den mehresten Häusern alle Sonnabende eine gewisse Zahl von Personen, die selbst keine Landhäuser haben, und die bis Montag bleiben. Diese freylich kostbare Gewohnheit ist im Grunde viel vernünftiger, als die so mancher andern Städter, die ihre Freunde bloß zu Mittage auf dem Lande empfangen, und die Abendstunden allein zubringen, während daß der Gast oft im Dunkeln und auf schlechten Straßen seinen Weg nach Hause macht, so gut er kann. Aber eine Menge Sitten und Gebräuche verschiedener Menschen und Völker werden mehrentheils durch etwas

bestimmt, das in ihrer physischen oder bürgerlichen Lage seinen Grund hat. Da die Thore der Stadt bald nach Sonnenuntergang geschlossen und für kein Geld geöffnet werden; da man hier zu Lande ziemlich spät zu Mittage speist, und die Landhäuser oft in einer ziemlichen Entfernung liegen, so würde man der Gesellschaft vieler Personen ganz entsagen müssen, wenn man sie nicht auch über Nacht bewirthete. Ich habe in dieser ganzen Art, auf dem Lande zu leben, vielen Frohsinn, Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit gefunden, und bin mit Vergnügen lange bey dieser Beschreibung verweilt, weil ich, seit meinem Aufenthalte in diesen Gegenden, ungefähr eben so viel auf dem Lande, als in der Stadt gelebt habe, und immer mit süßer Erinnerung an die Familien denken werde, mit denen ich in der genauesten Verbindung stand.

Es versteht sich von selbst, daß durch diese Menge von Landhäusern, Englischen Anlagen, Grasplätzen und Küchengärten der eigentliche Bauer beynahe vertrieben worden ist, und daß man nur wenig von dem sieht, was den Landbau und seine Geschäfte charakterisiert. Dieser Vorwurf trifft vorzüglich die Landhäuser nahe bey der Stadt, und ganz besonders die, welche zunächst vor dem Dammthore liegen. Eine lange Reihe kleiner, an einander stoßender Häuser, die also wie die eine Seite einer Gasse sind, zieht

sich längst der Alster hin. An Landleben ist nicht zu denken; denn hier sehen Sie keines der Geschäfte des Feldbaues. Alles ist von Städtern besetzt, und selbst die Spaziergänge sind nicht angenehm, einen einzigen an der Alster ausgenommen; aber auch dieser ist im Grunde nichts, als eine Straße, deren eine Seite von Gärten und Gartenhäusern ganz eingenommeh ist. Entfernet man sich von der Alster, um nach der Elbe zuzugehen, so findet man wiederum nichts als Gärten und Landhäuser, oder man kommt nach Altona.

Vierter Brief.

Die Elbe — Schaden, den sie thut — Eindeichungen — Wirkungen eines anhaltenden Westwindes — Wasserbeobachtungen — Dörfer um Hamburg — Blankenese — Ham — Wansbeck — General Dumorier — Der Sonntag zu Hamburg.

Im September 1797.

Ich kehre wieder zur Elbe zurück, von der ich mich eigentlich noch nie entfernt habe. Sie ist es größtentheils, durch welche Hamburg geworden ist, was es ist, und durch die es sich erhält. Bey dem allen ist sie oft ein sehr böser Nachbar, und der Schaden, den sie thut, ist von mancherley Art. Ihre Eisgänge, ihre Ueberschwemmungen sind fürchterlich, und mehr als einmal hat sie schöne, fruchtbare Striche Landes so mit Sand und Steinen bedeckt, daß die Arbeit von vielen Jahren den Schaden nicht wieder gut machen konnte. Schon

ein anhaltender westlicher Wind würde mehrere Gegenden um Hamburg überschwemmen, wenn man nicht Vorkehrungen dagegen getroffen hätte. Jedermann weiß, daß die flachen Gegenden an der Elbe, wohl so unter als oberhalb Hamburg, auf einer Länge von vielen Meilen eingedeicht sind, daß man in Niedersachsen eigene Verwaltungen und Gesetze, und fast möchte ich sagen, ein eigenes Wörterbuch darüber hat, und daß die Hannöverische, Dänische und Hamburgische Regierungen die Sache mit aller der Wichtigkeit behandeln, die sie verdient. Wer nie das Innere von Deutschland verlassen hat, wer nicht an die Wirkungen und schrecklichen Gewaltthätigkeiten eines großen Flusses gewöhnt ist, wird erstaunen, wenn er die colossalischen und kostbaren Arbeiten sieht, die man hin und wieder in den Lüneburgischen, Bremischen, Hamburgischen und Holsteinischen Landen findet. Ihre bloße Unterhaltung verlangt wichtige Summen; und jede Beschädigung ist als eine doppelte Landplage zu betrachten, durch den Schaden sowohl, den ein Canton unmittelbar dadurch leidet, als durch die Summen, welche die Ausbesserung erfordert.

Hier indessen betrachte ich die Elbe bloß in Rücksicht auf Hamburg. Man sollte denken, daß eine Stadt, wo so ein ungeheures Capital in Dingen aller Art aufbewahret wird, und wo die Wohnungen so vieler Menschen, so wohl als die Speicher, oder Güterniederlagen nur wenig über die

gewöhnliche Wasserfläche sich erheben, schon längst gegen alle Zufälle von dieser Seite gesichert sey. Dieß ist aber keineswegs der Fall, und Hamburg leidet großen Verlust und mannigfaltige Unbequemlichkeiten, nicht nur gelegentlich durch schlimme Eisgänge und die daraus entstehenden Ueberschwemmungen, sondern auch durch jeden starken und lange anhaltenden westlichen Wind.

Die Fluth steigt, im Sommer, bey gewöhnlichem Wetter, wenn sich nichts Besonderes ereignet, und die Elbe ihr Mittelwasser hat, d. h. weder ungewöhnlich groß noch klein ist, bis zum Zollenspeicher (Zollenspiker) einem Ort, vier Meilen oberhalb Hamburg, wo eine große Ueberfahrt ist, und auf dessen entgegengesetztem Ufer der kleine Hannöversche Ort Hope liegt, der einen Pferdewechsel hat. Ist die Elbe sehr seicht, so daß ihr Druck abwärts nur geringen Widerstand leistet, so steigt die Fluth auch wohl noch einige Meilen höher. Hingegen hat man Beyspiele, daß sie zu Herbst- und Frühlingszeiten nicht höher als Altona gekommen ist, folglich innerhalb einer Viertelstunde Weges nicht einmal Hamburg erreicht hat.

Kaum sind es dreyßig Jahre, daß man angefangen hat, regelmäßige Beobachtungen über die Ebbe und Fluth zu Hamburg zu machen. Man errichtete endlich einen Messer, oder sogenannte Scala, an welcher diese Erscheinung seitdem genauer

beobachtet, und woraus die Mittelzahlen gezogen worden sind. Man setzt die gewöhnliche Fluth auf sechs bis sieben Schuh, d. h. die gewöhnliche niedrigste Fluth steigt sechs bis sieben Schuh höher, als die gewöhnliche niedrigste Ebbe. — Bey einem starken Winde, der geradezu gegen die eintretende Fluth wehet, steigt sie nicht ganz sechs Schuh, und einige Canäle bleiben dann fast ganz ohne Wasser, oder bekommen dessen nur sehr wenig, wodurch übler Geruch und alle die Unbequemlichkeiten eintreten, deren ich weiter oben gedacht habe. — Je mehr der Wind Nordwestlich ist, und je heftiger er wehet, desto höher steigt die Fluth: und so sieht man sie gelegentlich zwölf Schuh hoch. Steigt sie bis vierzehn, so werden Kanonen gelöst, um die Gefahr anzuzeigen, und die Leute zu warnen, ihre Keller, Speicher und untersten Stockwerke zu verwahren, so gut sie können. Steigt die Fluth noch höher, so tritt das Wasser in die niedrigen Theile der Stadt, ohne daß man Mittel habe, sich gehörig dagegen zu sichern; die Leute in den untersten Stockwerken müssen, oft um Mitternacht, weil sie die erste Warnung immer nicht genug achten, ausziehen, und der Schade in den Kellern und Speichern ist mehr oder weniger beträchtlich, je nachdem die Fluth steigt und anhält. — Vergangenen Sonnabend, den 9ten September trat ein solcher Fall ein. Ich fuhr Abends um sieben

Uhr, unter Flottbeck, an der Elbe über eine Straße, von der ich das Wasser nie anders, als in einiger Ferne gesehen hatte. Jetzt stand es so hoch auf dieser Straße, daß es bis an die Achsen des Stuhlwagens ging, auf dem ich fuhr. Dabey waren die Wellen vielleicht an die zwey Ellen hoch, machten die Pferde, an die sie gewaltsam schlugen, scheu, und die Fahrt gefährlich. Das Landhaus, auf das wir gehen wollten, liegt noch etwas tiefer an der Elbe hinab, und wir fanden bald, daß das Wasser auf der gewöhnlichen Straße zu hoch war, um durchzukommen. Auf einem Umwege, der etwas höher liegt, erreichten wir den Ort unserer Bestimmung. — Als ich wieder nach Hamburg kam, erfuhr ich, daß viele Leute in dieser Nacht ihre Wohnungen hatten verlassen müssen, und daß die Fluth auf funfzehn Schuh vier Zoll gestiegen war. — Die größte Gefahr ist, wenn ein solcher Wind zehn, zwölf und mehr Stunden, folglich auch über die Ebbe hinaus und bis zur nächsten wiederkehrenden Fluth dauert. Die Elbe ist alsdann zu voll, der Wind läßt die große Wassermasse nicht genugsam durch die Ebbe abfließen, und die nächstfolgende Fluth steigt nun natürlich noch höher, als die vorhergehende. Man sagt mir von Fällen, in denen sie auf achtzehn Schuh gestiegen wäre.

Vergleichen Sie mit diesen Zahlen die Angaben, die der Herr von Heß in seiner Beschreibung von

Hamburg geliefert hat, und Sie werden finden, daß es ungefähr dieselben sind, wenn Sie nehmlich bemerken, daß dieser Schriftsteller nicht von der niedrigsten Ebbe ausgeht, sondern von einer gewissen Zahl auf der Scala (sechs Fuß acht Zoll) an rechnet, weil man nehmlich die Null auf der Scala weit tiefer angenommen hat, tiefer als es vermuthlich je mit der niedrigsten Ebbe der Fall seyn wird. Diesen Bemerkungen und diesem terminus a quo, der sechs bis sieben Schuh niedriger, oder tiefer ist, als der meinige, gemäß, giebt er folgende Resultate:

Gemein niedriges Wasser steht auf der Scala	Fuß	6	Zoll	8
Gemeines hohes Wasser	—	13	—	4

Ziehen Sie seinen terminus a quo sechs Schuh acht Zoll von dreyzehn Schuh vier Zoll ab, und Sie bekommen sechs Schuh acht Zoll zur Höhe der gewöhnlichen Fluth: und das ist was ich, weiter oben, durch sechs bis sieben Schuh als eine Mittelzahl der gewöhnlichen Fluth angab.

Bey Springzeit, das ist, kurz nach dem neuen und vollen Monde, da denn die Fluth allemal etwas höher steigt, als gewöhnlich, steht

Niedriges Wasser, oder Ebbe auf der Scala	Fuß	6	Zoll	4 ½
hohes Wasser oder höchste Fluth	—	13	—	7 ½

Größe der Springfluth,

indem Sie abermal die obere
Zahl von der untern abziehen Fuß 7 Zoll 3
Also wäre eine gewöhnliche
Springfluth höher als eine
gemeine gewöhnliche Fluth — — — 7

Ein außerordentlich niedriger Wasserbestand, dergleichen sich kein Mensch erinnern konnte, war dem 17ten November 1787. Das Wasser stand an der Scala zwey Fuß sieben Zoll. Eben so außerordentlich und unerhört war das Wasser den 8ten November 1756. Es traf auf der Scala fünf und zwanzig Fuß, folglich eilf Fuß acht Zoll höher, als gewöhnliches hohes Wasser, oder, es stieg, wie ich es vorher ausdrückte, über achtzehn Schuh. Ziehen Sie die zwey Schuh sieben Zoll des niedrigsten von den fünf und zwanzig Schuhen des höchsten Wasserstandes ab, und Sie werden den ungeheuern Unterschied von zwey und zwanzig Fuß fünf Zoll finden.

Der Herr Professor Büsch hat der Stadt den Vorschlag gethan, dem Uebel der Ueberschwemmungen vermittelst zweyer Dämme abzuhelfen, die er am obern und untern Eingange quer durch den Hafen führen möchte. Er hat die Kosten auf acht hundert tausend Mark berechnet, und behauptet, daß der Schade, den eine einzige Ueberschwemmung bisweilen angerichtet hat, weit beträchtlicher gewesen ist. Der Vorschlag gefiel sehr, weil er eben

nach einer besonders großen Ueberschwemmung kam, in der vorzüglich so viel Indigo geschmolzen war, daß man in den Gassen nichts als blaues Wasser sah. Allein sey es, daß man der Zweckmäßigkeit des Planes oder der Summe der Angabe nicht traute, es ging damit wie mit vielen andern gemeinnützigen Vorschlägen, die nach einer eben überstandenen Gefahr gemacht werden; je weiter man sich von der Gefahr entfernt, je gleichgültiger wird man dagegen. Uebrigens habe ich auch meine Zweifel über die Summe, mit der er das Werk auszuführen denkt, wenn es mir anders erlaubt ist, Zweifel gegen die Angabe eines Mannes zu äußern, dessen Gelehrsamkeit in Maschinen und im Wasserbaue bekannt ist. Allein jedermann weiß ja, wie es gewöhnlich mit Bauangaben ist. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Dilettant einen Bau immer höher anschlägt, als der Baumeister, und daß der Dilettant die mehresten Male Recht hat.

Ich habe Sie nun durch die Stadt Hamburg und einen Theil der umliegenden Gegenden geführt. Noch bleiben mehrere Dörfer übrig, die theils durch die Landsitze merkwürdig sind, welche die Hamburger da haben, theils durch die öffentlichen Häuser, die den Städtern zur Erholung und Belustigung dienen. Die an der Elbe habe ich schon genannt, Blankenese ausgenommen, das jetzt nicht mehr sehr besucht wird, theils wegen der Ferne und

des Mangels an gehörigen Vorkehrungen, theils auch, weil die Gegend umher wirklich nicht in dem hohen Grade romantisch und schön ist, als manche dafür halten. Die Aussicht nach der Elbe weggerechnet, und ein Paar hübsche kleine Partien ausgenommen, ist denn doch das übrige nur gemeines Land. Merkwürdig ist ein Landsitz, den ein Engländer in einiger Ferne von Blankenese und Dockenhude in einer ganz wilden und unangebauten Gegend angelegt hat. Angezogen durch den wohlfeilen Preis eines Grundbodens ohne Werth, hat er auf einer Anhöhe ein großes ansehnliches Haus errichtet, und Englische Anlagen umher gemacht. Die Gegend ist sandig, ganz nackt, und jedem rauhen Winde ausgesetzt. Nie wird der Eigenthümer den Schatten der Bäume erleben, die er auf dem undankbaren Boden gepflanzt hat, wenn sie anders je gedeihen. — Noch ein Stück über dieses Besitzthum hinaus liegt ein kleines, unbedeutendes Haus, wohin man gelegentlich den neugierigen Fremden schickt, der Aussicht wegen, die man da auf die breitere und offnere Elbe hinab hat. Hier ist gleichsam das Ende des angebauten Landes, und die letzte Grenze der Hamburger Besitzungen. Freylich gewährt diese Weite und Breite des Flusses einen großen Anblick; allein ich fand das Land umher so nackt und so schlecht, daß ich es nicht der Mühe werth halte, an die drey Stunden Weges von Hamburg hierher zu machen.

Unter den noch übrigen Dörfern sind Ham, der Stadt gehörig, und Wandsbeck auf Holsteinischem Boden, die merkwürdigsten. In der Nähe des erstern ist der ansehnliche, theils in Französischem, theils Holländischem Geschmacke, angelegte Garten der Madam Voght, Mutter des Etatsrathes. Er hat seine Verdienste in seiner Art, und ist, so wie das ansehnliche Haus, sehr gut unterhalten. Merkwürdiger, umfangender, auch in einem ganz andern Style angelegt, ist der Garten der Herrn Chapeau Rouge, eines Hamburger Kaufmannes. — In dieser Gegend wohnt auch seit einiger Zeit der ehemalige Französische General Dumourier, der sehr eingeschränkt lebt, und wenig Gesellschaft sieht. Indessen habe ich ihn getroffen! Ich fand in seinem Umgange den Witz, die Gewandtheit und Lebhaftigkeit, den schnellen und scharfen Blick, und jene leichten und angenehmen Wendungen, die in seinen Schriften so sichtbar sind, und den Leser so sehr anziehen. Mit einer Unbefangenheit, die vielleicht nur ein Franzose in dem Grade haben kann, spricht er, als gingen sie ihm nichts an, von Dingen, an denen er selbst einen großen Antheil hatte. Während daß ein Deutscher, in seiner Gesellschaft, gerade um seinetwillen, gewisse Gegenstände nicht berühren würde, bringt er selbst die Unterredung auf Politik, auf die Französischen Geschäfte jenes Zeitpunktes, da er selbst eine große Rolle dabey spielte, und redet mit gleicher

Leichtigkeit von der Schlacht bey Jemappe, und von der bey Nerwinden. — Er hat bey seinem Aufenthalt in Deutschland unsere Sprache gelernt, und man sagt mir, eine seiner Beschäftigungen sey jetzt, das Werk in das Französische zu übersetzen, das der Hamburgische Domherr Meyer kürzlich über Paris herausgegeben hat. — Sie wissen, daß man oft von dem General Dumourier gesagt hat, daß er sich, als er an der Spitze der Französischen Armee war, ein ansehnliches Vermögen erworben und gerettet habe. Manche gingen so weit, daß sie die Summe bestimmen wollten, die er in die Englischen Fonds gelegt habe. Diejenigen, die hier am genauesten mit ihm verbunden sind, behaupten, daß er äußerst wenig gerettet habe, und daß seine Schriften jetzt die vornehmste Quelle seines Einkommens seyen. Seine Lebensart und seine häuslichen Einrichtungen sind die eines Mannes von eingeschränktem Vermögen. Mit ihm lebt die Freundin, deren er in seinen Memoiren gedenkt. — Einst zog er in einer Gesellschaft, da man eben von Gemählden sprach, und einige Miniaturen besah, eine goldene Dose mit dem Portrait Ludwig XVI. aus der Tasche. Wir untersuchten das Gemählde, und er setzte hinzu: „Dieß ist die Dose, die ich der Nationalversammlung mit den Worten überreicht haben soll: ich wollte nichts von einem Verräther besitzen.“ — Er trägt das Ludwigkreuz nicht.

Wandsbeck ist schon längst durch den Aufenthalt bekannt, den Herr Claudius mit seiner Familie seit vielen Jahren hier gemacht hat, und noch macht. Seit einiger Zeit hält sich auch hier der geheime Rath von Jakobi auf, der sonst bey Düsseldorf auf einem allerliebsten Landsitze das stille Leben des Weisen führte. Er bewohnt das herrschaftliche Schloß des Grafen von Schimmelmann, wird aber den Winter in Hamburg zubringen. Es ist der Jakobi, den Sie durch seine und andere Werke kennen. Auch sein Sohn hat jetzt die Familie mit einem Schriftsteller vermehrt. Er machte mit dem ältern Grafen von Stollberg die Reise durch Italien, und schrieb darüber zwey Bändchen „Briefe in das väterliche Haus" die ich mit Vergnügen gelesen habe.

Uebrigens liegt Wandsbeck in einer sandigen, an sich selbst unfruchtbaren Gegend, und ich habe nie etwas Schönes darin entdecken können, als das, was Menschenarme und Fleiß hervorgebracht haben. Das Schloß ist ansehnlich, und hat hübsche Gärten im Französischen Geschmacke.

Alle diese Dörfer um Hamburg haben vieles von dem Ansehen eines Holländischen Dorfes, oder, wenn Sie wollen, von kleinen Städten. Von den eigentlichen Beschäftigungen des Feldbaues sieht man, wie ich schon erinnert habe, nur wenig. Außer den öffentlichen Häusern, Landhäusern und Gärten finden Sie in den mehresten dieser Dörfer

noch eine große Menge kleiner Besitzungen und Häuser, deren Eigenthümer mancherley treiben, und alles sind, was Sie wollen, nur keine Bauern. Gelehrte, Künstler, Handwerker, Französische Emigranten, kleine Krämer, Arbeiter aller Art, die von der Stadt leben, Leute, die in ihrem Vermögen oder Gewerbe zurückgekommen sind, Bankerottierer, Leute, die aus Hamburg vertrieben worden sind, kurz, Menschen aller Art.

Hamburg ist Sonntags ein trauriger Ort! Da die Zahl derer, die ohne Geschäfte bloß von ihrem Vermögen leben, verhältnißmäßig nur geringe ist, so sind die mehresten sechs Tage der Woche hindurch beschäftiget. Der Sonntag ist der Erholung und der Freude gewidmet, und jedermann eilt auf das Land. Wer nicht selbst ein Landhaus hat, und auf keines geladen ist, und gleichwohl nicht in der Stadt bleiben will, geht auf irgend einen öffentlichen Ort, dergleichen es denn, für verschiedene Klassen und Beutel, mancherley giebt. Einige sind sehr anständig, reinlich und überaus wohl eingerichtet. In einigen wird im Sommer alle Sonntage eine offene Tafel gehalten, an der jedermann gleiche Rechte hat, und gleiche Preise bezahlt. In andern speist man an besondern Tafeln, wo ein jeder bestellt, was er wünscht. — Man miethet vorläufig einen Wagen, der zwölf bis sechzehn Mark des Tages kostet, die Zehrung des Kutschers, die man auch bezahlen muß, ungerechnet. — (Zwey Jahre

nachher mußte ich achtzehn Mark für einen Wagen bezahlen.) Wer diesen Aufwand nicht machen will, findet an allen Thoren Stuhlwagen in Menge, welche, für einen billigern Preis, bereit sind, jeden Augenblick, und wohin man will, abzufahren. Ich habe bemerkt, daß viele bey einem solchen Wagen stehen bleiben, und warten, bis sich sechs oder acht Personen eingefunden haben, welches gewöhnlich nicht lange dauert. Jeder bezahlt alsdann eine Kleinigkeit, die der Kutscher gleich vom Anfange her festsetzt, und hat sich dann weiter um nichts zu bekümmern. — Stellt man sich an einem schönen Sonntage, kurz vor dem Thorschlusse, an eins dieser Thore, so ist das Gewimmel unbeschreiblich. Jedermann wünscht, auf dem Lande zu bleiben, so lange er kann, besonders, wenn die Tage, wie jetzt, schon wieder kurz werden, und die Kutscher haben ein ziemlich richtiges Maß. Ich bin so ziemlich gewiß, daß die größere Hälfte aller derer, die zurückkommen, im Verlaufe von zehn bis funfzehn Minuten eintreffen. Fußgänger, Wagen, Reiter, alles drängt sich dann einander, und der Anblick ist wahrhaft unterhaltend.

Fünfter Brief.

Nöthige Behutsamkeit im Tadel dessen, was man an einem fremden Orte sieht. — Ist der Vorwurf gerecht, den man dem Hamburger macht, daß er das Geld über alles liebe? — Spiel.

Hamburg im September 1797.

Nichts ist gewöhnlicher unter Reisebeschreibern, als daß sie, nach einem kurzen Aufenthalte in einer Stadt, eine gewisse Zahl von Dingen bemerken, die an ihrem Wohnorte, oder an solchen, die sie vorzüglich kennen, anders sind, oder auf eine andere Art gemacht werden. Sie setzen sich dann richterlich hin, tadeln und verbessern, und das sehr oft, ohne sich nur träumen zu lassen, daß die Klugen und Verständigen, deren es doch an jedem Orte eine gewisse Zahl giebt, das Nehmliche längst auch bemerkt haben müssen, daß aber gewöhnlich für solche Dinge eine Menge guter Ursachen und Gründe da sind, die der Fremde, weil sie tiefer liegen, nicht immer gewahr wird. Es ist eine unläugbare

Sache, daß der Reisende, bey einem kurzen Aufenthalte, die mehresten Einrichtungen und Gewohnheiten eines Ortes nur einseitig sieht. Die Einwohner, die ihn am besten darüber zurecht weisen könnten, haben entweder keine Zeit dazu, oder es findet sich nicht immer Gelegenheit, solche Dinge zu Gegenständen der Unterredung zu machen; oft auch nimmt der Fremde von diesen Männern nicht genugsam Lehre an, oder sie fallen nicht in den Zirkel seiner Bekanntschaften. Die große Zahl der Einwohner eines jeden Ortes aber ist die mehresten Male gar nicht im Stande, für eine Menge Dinge gute Gründe anzugeben, weil bey der großen Mehrheit die besten Gründe immer die sind, daß es von jeher so war, und daß man es nie anders gesehen hat.

Auf der andern Seite sind die Einheimischen wieder eben so ungerecht, und selbst unter den Bessern und Vernünftigern, (ich rede hier nicht von den Unzufriedenen und Frondeurs) giebt es nur wenige, die so ganz ehrlich wären, um nicht zu glauben, daß sie gegen einen Fremden die Schwächen und Mängel ihrer Vaterstadt vertheidigen, wenigstens verschleyern müssen. Sicher ist es, daß das geübte Auge eines Reisenden an einem fremden Orte eine Menge Dinge weit richtiger und schärfer sieht, als der Eingeborne, aus der ganz einfachen Ursache, weil er nicht von Kindheit an daran gewöhnt gewesen ist, und weil er keine Art von

Vorliebe dafür hat. Nur muß er nicht einen Maßstab mitbringen, den er an irgend einem besondern Orte bekommen hat! Wie viele giebt es nicht, die mit dem eingeschränkten Blicke ihrer kleinen Vaterstadt alles sehen, alles messen, was ihnen an andern Orten vorkommt! Daher sind viele Bemerkungen so schief, die wir als Jünglinge bey einer ersten Ausflucht machen! Nur durch lange Uebung, durch vervielfältigtes Sehen, durch häufigen Wechsel unseres Aufenthalts, durch die Mannigfaltigkeit der Orte, die wir besuchen, und durch die wiederholte Ueberzeugung, daß wir uns oft irrten, erweitern wir allmählig unsern Blick, benehmen unserm Maßstabe das Besondere, und verlieren jene eingeschränkte, kleinliche Art zu sehen, die alles was ihr vorkommt, immer nur auf einen einzigen Ort, und auf Ein Land bezieht. Und selbst dann sind wir noch nicht von Irrungen frey! Ich wenigstens gestehe offenherzig, daß ich mich, im Verlaufe von so vielen Jahren, mannigfaltig geirrt habe: und diese feste Ueberzeugung giebt mir den eben so festen Glauben, daß ich mich noch gelegentlich irren werde, ohne jedes Mal im Stande zu seyn, meinen Irrthum zu entdecken. — Man hat mir vorgeworfen, daß ich die mehresten Orte und Länder, in denen ich mich längere, oder kürzere Zeit aufgehalten, mit einer Art von wohlwollender Parteylichkeit gesehen hätte. Aber entstand nicht diese sogenannte Parteylichkeit gerade aus dem Umstande,

daß das, was Anfangs tadelnswerth schien, bey einer genauern Prüfung sich nicht mehr so fand? Es ist mir an sehr vielen Orten von Europa begegnet, daß ich gegen Reisende, die sich da zu gleicher Zeit mit mir aufhielten, eine Menge Dinge, die sie ohne Unterlaß angriffen, vertheidiget, und mit Gründen vertheidiget habe. — Eben so glauben die mehresten Fremden an dem jedesmaligen Orte ihres Aufenthalts über eine Menge Dinge sich zu beklagen zu haben; gleichwohl habe ich mein ganzes Leben hindurch gefunden, daß die größere Zahl derer, welche klagen, Unrecht hat, und daß die mehresten Male der Grund in ihnen selbst, und nicht in der Gesellschaft, oder in dem Orte lag, in welchem sie sich aufhielten. — Wer sich aber gewöhnt, alles, was ihm an einem fremden Orte tadelnswerth scheint, genau zu prüfen, und die Ursachen und den Grund davon zu untersuchen, wird die mehresten Male weit weniger zu tadeln finden, als er Anfangs glaubte.

Um wieder auf Hamburg zu kommen, so sehe ich auch hier von den mannigfaltigen Dingen, die die Fremden so gern tadeln, eine beträchtliche Zahl; allein von mehrern bin ich schon zurückgekommen. So fällt z. E. vielen Fremden die zahlreiche Garnison hier auf, die aus besoldeten Truppen besteht, über zwölf hundert Mann stark ist, keineswegs zur Vertheidigung der Stadt, als einer Festung, dient und dienen kann, und überdieß noch von der zahl-

reichen Bürgerwache unterschieden ist, welche letztere nur des Abends aufzieht und die Wälle in der Nacht bewacht, womit die besoldeten Truppen nichts zu thun haben. Diese zahlreiche Garnison ist aber, ohne alle kriegerische Rücksicht, sehr nöthig zur Aufrechthaltung der Ordnung in einer Stadt, in der man jetzt zwischen ein hundert zwanzig bis ein hundert dreyßig tausend Seelen zählt, wo der Janhagel, wie in allen Seehäfen, sehr unbändig ist, wo er noch gewisse verworrene Begriffe von reichsstädtischer Freyheit hat, und durch die Zumischung der vielen fremden Matrosen, die sich, wie alles Schiffsvolk, so bald es auf dem Lande ist, für unabhängig halten, wirklich gefährlich wird; wo endlich die Zahl der Handwerksbursche sehr beträchtlich ist, die hier, so wenig als in den monarchischen Ländern Deutschlands, sich nach den allgemeinen Landesgesetzen fügen wollen. Bey einem Aufstande dieser letztern wurden vor einigen Jahren mehrere niedergeschossen, ehe man die ganze Masse zur Ruhe bringen konnte. — (Auch dieser Umstand ist heftig getadelt worden; als ob es nicht besser wäre, gelegentlich einmal ein Paar Menschen aufzuopfern, als den Frieden von ganzen volkreichen Städten ohne Unterlaß durch das Aufstehen der Handwerksbursche gestört zu sehen! zu geschweigen, daß die Gefängniß- und Zuchthausstrafen, die gemeiniglich so viele treffen, am Ende eine größere Menschenmasse unglücklich machen, als wenn man durch den gele-

gentlichen Tod einiger wenigen das Ganze in Ruhe erhielt.) — Diese Hamburger Stadttruppen werden nicht gebraucht, um vor dem Thore eines Bürgermeisters Schildwache zu stehen; wohl aber findet man sie in mehreren Hauptwachen, die in den verschiedenen Theilen der Stadt, ohne einen besondern, anscheinlichen Zweck, zerstreut sind. Selbst auf dem bekannten Spaziergange, dem Jungfernstiege, findet sich eine, die wohl keinen andern Zweck haben kann, als augenblicklich die Unruhen zu stillen, die unter den vielen Menschen, die da immer spazieren gehen, entstehen könnten.

Ein anderer Gegenstand des Spottes der Fremden und zum Theil der Klage der Eingebornen selbst ist, daß der Thorschluß zu jeder Jahreszeit mit der einbrechenden Dämmerung Statt findet; er ist allgemein, und für kein Geld, und durch keinen Einfluß, ist die Oeffnung eines Thores zu erlangen. Dieß ist äußerst unbequem, wenn man die Menge der Einwohner bedenkt, die im Sommer auf dem Lande wohnen, oder wenigstens die Nächte da zubringen. Wird jemand plötzlich krank, so ist kein Arzt zu haben; holt man aber einen Arzt spät aus der Stadt, so kann dieser nicht wieder zurückkehren, und muß dort seine Kranken vernachlässigen. Wird ein Mann durch Geschäfte aufgehalten, so muß er in der Stadt bleiben, während daß seine Familie auf dem Lande ist. Begegnet denen, die auf dem

Lande gespeist haben, irgend ein Zufall, irgend etwas Unvorhergesehenes, das sie unterwegs aufhält, so finden sie bey ihrer Ankunft das Thor verschlossen. — So wie die Tage kürzer werden, nimmt diese Unbequemlichkeit zu. Diejenigen, deren Landgüter in einiger Ferne liegen, dürfen von dem Ende des Augusts an keine Gäste mehr zum Mittagsessen erwarten. — Um Weihnachten herum wird das Thor um vier Uhr geschlossen, und auch früh verhältnißmäßig spät geöffnet. Eben so ist es mit dem Hafen, dessen Schluß und Oeffnung sich nach den Thoren richtet.

Ursprünglich mag der Thorschluß hier die nehmliche Ursache gehabt haben, wie in den eigentlichen Festungen und in mehrern Deutschen Schweitzerstädten, die freylich jetzt von Festungen nur noch den Namen haben. Die Unsicherheit der Zeiten machte das nothwendig, und man schloß das Thor wirklich in der Absicht, damit kein Feind hineindringen könne. Allmählich sind andere Vortheile daraus entstanden, die aber freylich auch ihre großen Unbequemlichkeiten haben. Dadurch, daß nach Einbruch der Dämmerung niemand weder herein, noch heraus kann, wird alle das Gesindel entfernt, das immer in der Nähe großer und reicher Städte wohnt, und welches, wenn ihm die Thore offen ständen, die Gassen unsicher machen würde, die man jetzt in allen Stunden der Nacht ruhig durchwandert. Sich einschließen zu lassen, ist schon größern

Schwierigkeiten unterworfen. Man muß irgendwo übernachten, oder man erregt, wenn man die ganze Nacht in den Gassen zubringt, die Aufmerksamkeit der Wächter; auch läßt sich der Raub in der Dunkelheit leichter herausbringen, als am vollen Tage. — Diejenigen Bürger, die keine Landhäuser haben, besuchen häufig mancherley öffentliche Orte auf dem Lande, wo sie, wenn das Thor nicht geschlossen würde, zu Abend speisen, und einen Theil der Nacht zubringen würden. Durch den Thorschluß sorgt man für ihre Beutel, ihre Gesundheit und ihre Sitten. — Endlich findet sich noch ein Hauptgrund für den Thorschluß, der auf den Vortheil einer großen Menge von Bürgern gegründet ist; und da eine Sache dieser Art nicht ohne Zustimmung der Bürgerschaft abgeschafft werden kann, so begreifen Sie leicht, daß schwerlich daran zu denken ist. Dieser Umstand ist erklärt, sobald ich Ihnen sage, daß Hamburg eine sehr große und wenig bebaute Vorstadt hat. Die Stadt selbst hingegen ist bis zum Ekel angebaut; die mehresten Gassen, besonders in der alten Stadt, sind enge, und überall fehlt es an Platz. Die Miethe ist also sehr theuer, und der Werth der Häuser steht überaus hoch. Sollte die Vorstadt, durch Auflassen der innern Thore, je mit der eigentlichen Stadt verbunden werden, so würde man in der erstern sogleich mehrere hundert Häuser bauen, und die in der

Stadt verlören wenigstens zwanzig pro Cent von ihrem gegenwärtigen Werthe. Da aber die sämmtliche Bürgerschaft in dieser Sache zu stimmen hat, so frage ich Sie, ob je die Mehrheit einer ganzen Stadt den allgemeinen Vortheil, wenn auch dieser erwiesen wäre, ihrem Privatnutzen vorziehen wird? [2])

Man wirft dem Hamburger Pöbel vor, daß er äußerst roh und grob sey, daß er häufig Schlägereyen unter sich habe, daß selbst die bessern Classen bisweilen mit ihm in Verdrießlichkeiten geriethen, und genöthiget würden, handgemeng mit ihm zu werden, und daß alsdann die Umstehenden gern mit zuschlügen, auch wenn die Sache sie nichts anginge, und ohne die Ursache des Streits zu wissen, oder zu untersuchen. — Etwas mag von dem allen wohl wahr seyn, weil ich es so oft höre, und weil so viele (freylich größtentheils Fremde) es behaupten; ich selbst habe indessen wenig davon gesehen, und durch Erfahrung weiß ich gar nichts davon. — Einen gewissen Trotz, und eine Art von plumpen Stolz findet man mehr oder weniger unter den niedern Classen aller kleinen Republiken und freyen Reichs-

2) Demungeachtet habe ich seitdem erfahren, daß man es endlich dahin gebracht hat, daß das Thor zwischen Hamburg und der Vorstadt offen bleibe.

städte. Der niedrige Bürger hält sich immer für besser, als den Unterthan eines monarchischen Landes: und so aristokratisch auch die Regierung vieler Reichsstädte ist, und so wenig Antheil der niedrige Bürger daran hat, so lebt doch noch immer in ihm ein gewisser dunkler Begriff von dem was er für einen republikanischen Bürger hält, und giebt ihm ein gewisses Selbstgefühl, das freylich das Gepräge seiner Erziehung annimmt, und also mit Ungezogenheit sich äußert. Die Verfassung Hamburgs hat wirklich eine größere Mischung von Demokratismus, als viele andere Reichsstädte, und selbst der niedrigste lebt hier in keiner Art von Unterdrückung, so wenig als in drückender Armuth, weil der Erwerb mannigfaltig und leicht ist. — Demungeachtet wiederhole ich hier im Ganzen, was ich schon von dem Pöbel in der Gegend des Hafens erinnerte: ich habe nie Ursache gehabt, über irgend eine Art der Einwohner Hamburgs Klage zu führen. — Da ich nicht zwey Diener halten wollte, dankte ich, wenige Tage nach meiner Ankunft, den Lohnbedienten ab, und lernte allein gehen. Dieß ist in den engen und verwickelten Gassen dieser Stadt keine Kleinigkeit, besonders wegen der Canäle und ihrer Brücken, ohne deren Kenntniß man alle Augenblicke genöthiget ist, den Weg wieder zurück zu machen, den man so eben vorwärts ging. Ich verirrte mich also sehr oft,

mußte sehr oft Menschen der niedrigern Classen um Zurechtweisung bitten. Ihre Antworten waren immer höflich, und ihr Bescheid gut; oft leuchtete eine auffallende Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit zu dienen dabey hervor, und das ohne alle Rücksicht auf Gewinnst. Ich führe den letztern Umstand deßwegen an, weil manche Reisende behaupten, man könne nicht leicht zu Hamburg nach etwas fragen, ohne eine Begleitung zu erhalten, welche denn natürlich bezahlt werden muß. Auch das ist mir nicht begegnet; aber freylich sollte man vermeiden, sich mit Fragen an die niedrigsten und armseligsten Menschen zu wenden, nicht um die Kleinigkeit zu ersparen, die man etwa geben müßte, sondern weil an allen Orten die Menschen dieser Classe beschwerlich, und schon ihr Mitgehen und ihre weitläuftigen Erklärungen unangenehm sind. — Müßiggänger sehe ich hier unter den niedrigen Classen nur wenige, den Hafen ausgenommen, wo es allemal mehrere geben muß, wäre auch sonst niemand da, als die Matrosen, welche Erlaubniß erhalten, ihr Schiff zu verlassen. Auch finden sich viele hier ein, um Arbeit zu suchen, oder auf Arbeit zu warten. Unter den gemeinen Leuten im Hafen giebt es manche, die ein wenig Englisch, Holländisch, Dänisch u. s. w. sprechen.

Man wirft dem Hamburger vor, daß er das Geld über alles schätze, und daß er den Werth

eines Mannes, und die Achtung, die ihm gebührt, nach seinem Vermögen messe. Ich habe diese Anklage gehört und gelesen, und besonders erinnere ich mich ihrer aus dem Munde auswärtiger Gelehrten, mehrerer Reisenden überhaupt, und einiger adeligen Damen, die zu Hamburg wohnten, oder lange sich da aufgehalten hatten. — Den nehmlichen Vorwurf macht man dem Holländer, zum Theil auch dem Engländer und den Bewohnern mehrerer Deutschen Handelsstädte; und was mich am meisten dabey belustiget, ist, daß verschiedene Orte einander gegenseitig über diesen Punkt anklagen. Ich hätte wohl Lust, diesen Artikel einmal näher zu untersuchen. — Ist es wirklich ein Vorwurf, der insbesondere dieses oder jenes Land, diese oder jene Stadt trifft, oder ist es eine allgemeine Bemerkung, die auf Reichthum überhaupt, und also auf alle reiche Länder, reiche Städte und reiche Individuen paßt? In dem letztern Falle wäre es bloß ein Gemeinplatz, bloß eine speculative Bemerkung über Reichthum, und also höchstens eine moralische Wahrheit, die den Satz in sich faßte: daß die nehmlichen Ursachen überall ungefähr die nehmlichen Wirkungen hervorbringen. Geld ist Macht! Schon Tacitus nennt es den nervum rerum gerendarum, das Medium, durch das man sich die mehresten Dinge, die in diesem Leben zu haben sind, verschaffen kann. Alle Völker aller Zeiten haben es geschätzt, sobald

sie aus der Barbarey herausgingen, und haben es immer mehr und mehr geschätzt, und in dem Maße, in welchem sie sich civilisierten, und je mannigfaltiger und zusammengesetzter ihre Bedürfnisse wurden. Auf einen gewissen Grad also schätzen wir alle dieses Metall, und nur ein Thor kann es verachten. Die Reichen und Großen schließen sich in den mehresten Ländern an einander an: und obschon Reichthum weder hohe Geburt noch eine lange Reihe von Ahnen, ja in gewissen Ländern nicht einmal eigentlichen Rang verschaffen kann, so erwirbt er doch überall seinem Besitzer Ansehen, (oder man erlaube mir lieber das undeutsche Wort, Consideration) Macht und Einfluß. Er hat also einen wirklichen, wahren Werth, den auch der Philosoph nicht herabsetzen kann. Auch liegt bey der Würdigung eines Reichen mehrentheils etwas wesentliches und moralisch schätzbares zum Grunde. So ist z. E. der Sohn einer wohlhabenden Familie die mehresten Male besser erzogen, als der Sohn eines Armen: (Und dieses behaupte ich, aller Satyren ungeachtet, die in so vollem Maße in allen Ländern auf die Reichen gemacht worden sind.) Seine erste Erziehung ist größtentheils sorgfältiger, als die des andern, und besonders fällt dieser Umstand in Rücksicht auf gesellschaftlichen Ton und Umgang auf. Da er frühzeitig in gebildete Kreise kommt, so lernt er, so wie der Edelmann,

feinere Sitten, und wächst gleichsam darin auf. Auch bekommt er eine gewisse Schärfe von Ehrgefühl, das ihm nicht erlaubt, eine niedrige Handlung zu begehen, und das sich selten, wenigstens in dem Grade, bey dem findet, der in Armuth oder Niedrigkeit aufgewachsen ist.

Wenn also Reichthum überall einen wesentlichen, positiven Werth hat, so wird er auch überall eine gewisse Schätzung finden. So weit wären also alle Länder und Städte in Rücksicht des Werthes, den sie auf Reichthum legen, einander gleich: und man sagt da von dem Hamburger, oder Frankfurther, von dem Engländer, oder Holländer nichts weiter, als was man von allen reichen Ländern und allen reichen Städten sagen kann, und was man vermuthlich von allen denen, die jetzt nicht reich sind, würde sagen können, so bald sie es würden, nehmlich — einen Gemeinplatz. — Also bliebe bloß die Frage übrig, ob in diesem, oder jenem reichen Lande, in dieser oder jener reichen Stadt, das Geld mehr geschätzt wird, als in andern reichen Ländern, in andern reichen Städten? Und hier gestehe ich Ihnen, daß es nach allen meinen Reisen und bey allen meinen Erfahrungen, mir schwer fallen würde, wenn ich allenfalls die Holländer ausnehme, eine bestimmte Meinung zu geben. Ich habe so ziemlich überall gefunden, daß diejenigen,

die dieses Metall besitzen, einen beträchtlichen Werth darauf legen, und diejenigen, die es nicht besitzen, haben durch so mancherley mich überzeugt, daß sie es ebenfalls sehr hoch schätzen. Der ganze Vorwurf, und alles Geschrey über diesen Punkt, kommt mehrentheils aus einer trüben Quelle. Sehen Sie nur zu, wer diejenigen gewöhnlich sind, die diese Vorwürfe am öftersten machen, und Sie werden finden, daß die größere Zahl aus Menschen besteht, deren Weltkenntnisse und Erfahrungen eben so eingeschränkt sind, als ihr Vermögen; Leute, die sehr oft den Reichthum bloß darum hassen, weil sie ihn selbst nicht besitzen, und die Reichen verschreyen, weil sie nicht in ihre Gesellschaften aufgenommen sind; Menschen, die gegen volle, oder leckerhafte Tafeln moralisieren, weil sie keinen Antheil daran haben, und sehr oft mit Verachtung von dem sprechen, was sie im Grunde bloß beneiden.

Hiermit will ich keineswegs die Laster und Fehler der Reichen, ihren Stolz, ihre Insolenz, ihre Anmaßungen, ihre Weichlichkeit u. s. w. vertheidigen, so wenig als die Niederträchtigkeit, den Hang zum kleinlichen Betrug, das Lügen, das Stehlen und die pöbelhaften Gesinnungen der Armen. (Ich darf wohl kaum erinnern, daß es Reiche und Arme in Menge giebt, die nichts von dem Allen haben, und daß hier bloß von den Lastern die Rede ist, wo sie sich finden.)

Ich denke also, jede Menschenklasse, jeder Stand hat seine ihm eigenen Laster und Tugenden. Und so komme ich auch hier wieder auf ein Lieblingssystem, nach welchem ich glaube, daß Tugenden und Laster viel gleicher in der Welt vertheilt, und alles in allen Ständen und in allen Ländern sich viel ähnlicher ist, als man sich insgemein vorstellt. Kurz, so wie ich glaube, daß die Masse der Glückseligkeit und des wirklichen Genusses hienieden so ziemlich gleich vertheilt ist, so ist auch die Masse der Tugenden und Laster der verschiedenen Stände und Menschenclassen sich so ziemlich gleich.

Daß übrigens der handelnde Theil eines Ortes einen höhern Werth auf Geld legt, als die übrigen Einwohner, die ihr Einkommen auf eine andere Art erhalten, und daß folglich in den Städten, die wir vorzüglich mit dem Namen von Handelsstädten belegen, Reichthum im Ganzen höher geschätzt seyn muß, als da, wo diese Classe weniger hervorstechend ist, das hat seine guten Ursachen, hat seinen Grund in der Natur der Dinge. — Der Kaufmann kann nicht auf Ahnen stolz seyn, die er nicht hat; nicht auf hohen Rang, den die bürgerlichen Einrichtungen dem handelnden Stande nicht anweisen; nicht auf weit umfangende Gelehrsamkeit, zu der er nicht erzogen ist, und zu deren Erwerbung er keine Zeit hat. Gleichwohl lehrt ihn die Erfahrung,

daß er sich in seiner Lage die mehresten guten Dinge dieses Lebens verschaffen kann, und daß er selbst von den Vortheilen nicht ganz ausgeschlossen ist, welche edle Geburt, hoher Rang und ein berühmter Nahme gewähren. Mit einiger Erziehung und äußerer Bildung, nimmt er in den mehresten Gesellschaften eine ehrenvolle Stelle ein: und ob er schon von den eigentlichen Höfen ausgeschlossen, (besondere und seltene Ausnahmen gehören nicht hierher) und in bloß adeligen Zirkeln nicht zum besten gesehen ist, so weiß er doch mit Gewißheit, daß er sich die mehresten Artikel des Genusses, den selbst diese Zirkel haben, oft eben so gut und nicht selten besser verschaffen kann. Er weiß, daß der Mann von der edelsten Geburt und vom höchsten Range mit Vergnügen sein wohl eingerichtetes Haus besucht, und daß er dem berühmtesten Manne Dinge anbieten kann, die diesem eben darum schätzbar sind, weil er sie in seinem eigenen Hause nicht immer findet. — Wer, leichter als der reiche Kaufmann, kann sich alles verschaffen, was Kunst schönes und Industrie und Geschmack neues hervorbringen? — Sind seine Stadt- und Landhäuser nicht reicher, schöner und geschmackvoller meubliert, ist seine Tafel nicht besser und kostbarer besetzt, als man bey den mehresten Individuen des kleinern oder mittlern Adels findet? — Wer kann leichter, als der reiche Kaufmann, beträchtliche Summen

zu wohlthätigen Anstalten und zu gemeinnützigen Zwecken entbehren? Und wer giebt sie öfterer und reichlicher? — Alles das und so manche andere Dinge geben dem reichen Kaufmanne ein gewisses Selbstgefühl, das auf einen wirklichen, moralischen und politischen Werth gegründet ist, und das ihm niemand übel nehmen sollte, so lange es nicht durch Unwissenheit, Plumpheit und Mangel an aller Bildung entehrt wird, oder in unvernünftige Anmaßung, oder beleidigenden Stolz ausartet. — Alle diese mannigfaltigen und wesentlichen Vortheile aber hat der Kaufmann seinem Reichthum zu danken! Ist es also nicht höchst natürlich, daß er einen vorzüglichen Werth darauf lege? Einen höhern Werth als andere Stände, die entweder für den Mangel des Vermögens durch Geburt, Rang, hohe Stellen, und durch andere Dinge schadlos gehalten werden? oder auch solche Stände, die durch ihren Reichthum ebenfalls große Vortheile genießen, aber ihn doch nur als etwas Untergeordnetes betrachten, als etwas, das mit ihrer Geburt, mit ihrer Lage im Leben zusammenhängt, und das sie eben darum weniger schätzen, weil sie es mit andern, die sie nicht als ihres Gleichen betrachten, gemein haben? — Der Kaufmann hingegen sieht immer in seinem Gelde den Grund aller seiner Größe, und in der Vermehrung desselben, auch den Wachsthum von dieser. Während daß der Güterbesitzer geneigt ist,

ist, seine Ländereyen zu erweitern, und mit sehr kleinen Zinsen sich befriedigen läßt, vermehrt der Kaufmann sein Kapital, das er aufs Neue zu hohen pro Centen umsetzt. — Endlich ist er unmittelbarer mit Geld und Geldeinnahme verbunden, als jeder andere Stand: und die Zunahme des Vermögens ist bey ihm gewöhnlich schneller und in die Augen fallender, als bey jeder andern Art von Ertrage, oder Erwerbe. Sein Reichthum ist seine beständige Beschäftigung, und das, was bey andern Mittel ist, ist bey ihm Zweck, und wird ihm erst in der Folge wieder zum Mittel.

Ich bin also weit entfernt, dem handelnden Stande einen Vorwurf aus etwas zu machen, das mir von diesem Stande unzertrennlich scheint. Jeder vernünftige Kaufmann wird und muß das Geld schätzen, und der Tadel kann nur in dem mehr oder weniger liegen, so wie in der Anwendung dieses Geldes seine Ehre, oder seine Schande besteht. — Ueber den Unterschied und Grad der Schätzung aber, nach verschiedenen Orten berechnet, getraue ich mir nicht zu entscheiden.

Auch wird gesagt, daß man zu Hamburg sehr hoch spiele. — Es ist damit, wie mit unzähligen andern Dingen, die so von einem Orte gesagt und geschrieben werden. Die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit! Wenn aber jemand sagt, daß man zu Hamburg außerordentlich niedrig spielt,

so redet er eben so wahr, und hat eben so vollkommen recht. Ich habe öfters ein Whist spielen sehen, wobey man in einem Abende gegen zwey hundert Thaler verlieren kann; aber ich habe auch in sehr hübschen Familien den Point zu acht Schillingen spielen sehen. Uebrigens ist bekannt, daß im nehmlichen Zimmer der Werth einer Fisch, oft sehr verschieden ist. Am häufigsten sehe ich zu ein, zwey und drey Mark spielen, wobey sie zehn, zwanzig oder dreyßig, höchstens vierzig Thaler verlieren, oder gewinnen können. Freylich giebt es auch Männerpartieen, wie überall, wo man zu jedem Preise spielt; aber in den Familien sieht man das selten. L'Ombre wird fast überall höher gespielt, als Whist, weil man durch einen wahrhaft geringen Einsatz sich selbst hintergeht, und die Summe, die man verlieren, oder gewinnen kann, sich nicht berechnen läßt. — Im Ganzen dünkt mich, daß man zu Hamburg, einer reichen Stadt, nicht hoch spielt! Aber es ist äußerst schwer, über Dinge der Art etwas sehr bestimmtes zu sagen, weil es der Schattierungen so gar viele giebt. Es kann einer sechs acht und zehn Coterien sehen, und doch giebt es vielleicht noch andere, deren Ton, Spiel, Tafel und ganze Lebensart merklich von jenen verschieden ist.

Sechster Brief.

Armenanstalten zu Hamburg — Allgemeine Anmerkungen über Arme und Bettler — Die Armen in England — zu Rom — in Schweden — in Bayern.

Nachdem ich Sie nun mit dem Aeußern von Hamburg und den umliegenden Gegenden bekannt gemacht habe, will ich über mehrere Dinge schreiben, die diese Stadt und ihre Einwohner angehen, und worin Sie keine bestimmte Ordnung erwarten müssen, weil sich selten gute Gründe angeben lassen, warum man diesen und jenen Gegenstand hier und nicht an einem andern Orte verhandeln sollte.

Ueber das hiesige Clima habe ich schon früher ein Wort gesagt. Wenn ich es nach dem gegenwärtigen Sommer beurtheilen soll, (aber ein einziger Sommer ist freylich kein hinlänglicher Maßstab) so kenne ich kein schlimmeres. In den

achtzig Tagen, die ich nun hier zugebracht habe, rechne ich, daß es so ziemlich funfzig Tage geregnet hat, oder daß das Wetter rauh und unfreundlich war. Ungefähr zwanzig mögen unter einer schwülen, badewarmen, drückenden, äußerst beschwerlichen und ermattenden Hitze vergangen seyn; die übrigen zehn waren schön und rein. — Der Koth in den Gassen hält, wie ich schon bemerkt habe, ungleich länger an, als der Regen, und zwar verhältnißmäßig länger, als an andern Orten; und so glaube ich kaum, daß ich in dieser ganzen Zeit acht Tage zählen kann, in denen ich gewisse Gassen ganz trocken gefunden hätte.

Auch Sie werden von den Armenanstalten der Hamburger gehört haben! Ich will Sie mit keiner Beschreibung davon heimsuchen, um so weniger, da man schon mehrere gedruckte, ja sogar in Englischer Sprache, darüber hat. — Wenn Sie bedenken, daß die hiesige Verfassung eine starke Mischung von Demokratie hat, und daß also die Regierung nicht mit jener willkührlichen Macht durchgreifen konnte, die einem Grafen von Rumford in Bayern zu Gebote stand; so ist es in der That sehr viel, daß man in der Sache so sehr auf das Reine kommen konnte: denn so viel ist gewiß, daß in Hamburg kein Bettler zu sehen ist, und daß ich mich kaum erinnere, daß ich im Verlaufe von fast drey

Monaten von irgend einem angesprochen worden wäre. Ich gestehe, daß ich mich nicht enthalten kann, in diesem Augenblicke mit Unmuth und Widerwillen an eine Stadt zu denken, die auch wegen ihres Wohlstandes und ihrer Mildthätigkeit bekannt ist, und wo man noch immer die schändliche, schädliche, und die Moralität der ganz niedern Classen vernichtende Gewohnheit des Bettelns duldet. Und in einer Stadt, die den Grenzen des Landes nicht ganz nahe liegt, läßt sich doch viel leichter durchgreifen, als zu Hamburg, wo die Policey, aus mehreren Ursachen, nicht so strenge seyn kann, als in Städten monarchischer Länder, und wo man es nicht nur mit seinen eigenen Armen zu thun hatte, sondern auch, und mehr noch mit einem ganzen Heere ausländischer Bettler, die von einer stark bevölkerten und reichen Stadt angezogen wurden, und das um so beträchtlicher war, je kleiner das Land der Hamburger ist, und je geschwinder man von allen Seiten die Grenzen erreichen konnte. Einige wahre Patrioten dieser Stadt verwendeten nicht nur sehr beträchtliche Summen auf die Armenanstalten, sondern, was mehr ist, ihre Zeit und ihre angestrengten, unabläßigen Bemühungen. Auch wurden viele wohlhabende Familien unter einander einig, und verbanden sich feyerlich, den Bettlern, die in die Häuser kamen, nichts mehr zu geben. Aber hier legte ihnen ihr eigenes Gesinde eine große Schwierigkeit in den Weg. Sie wissen,

Bayerische Staatsbibliothek München

daß die niedern Menschenclassen aller Orten, aus übe verstandener Mildthätigkeit, diejenigen sind, die dem herumstreichenden Bettler am liebsten geben: und diese mitleidigen Seelen wollten sich hier durchaus nicht bequemen, die Hartherzigkeit ihrer Herrschaften nachzuahmen. Man kam nun auf den Einfall, in jedem Hause eine Armenbüchse zu halten, in welche das Gesinde seinen Deut legen sollte, so oft es sich zur Wohlthätigkeit gerührt fühlte. Allein man hat gefunden, daß in diesen Büchsen sehr wenig einkommt; so gewiß ist es, daß die Menschen dem wandernden Bettler größtentheils mehr aus Schwäche, Bequemlichkeit und Weichlichkeit, als aus Grundsätzen wahrer Wohlthätigkeit und allgemeiner Menschenliebe geben.

In der Folge fand ich doch, daß ich auf dem Walle gelegentlich, freylich sehr selten und mit Vorsicht und Schüchternheit, aber doch angesprochen wurde. Zwey Jahre nachher geschah dieß öfter, und, wie mich dünkte, mit weniger Zurückhaltung. Aber von dem dreisten und anhaltenden Nachlaufen, und von der gänzlichen, ruhigen Sicherheit, die ich an manchen andern Orten finde, wo auch Armenanstalten sind, habe ich zu Hamburg nie etwas gesehen. Auch zeigte die Schüchternheit der wenigen, welche bettelten, genugsam, daß sie ihr Unrecht fühlten, und vielleicht die Strafe fürchteten, zu der man sie bringen könnte.

Erlauben Sie mir bey der Gelegenheit, einige allgemeine Bemerkungen über Armenanstalten zu machen, als einen der ersten Augenmerke einer guten Gesetzgebung, und einen der wichtigsten Gegenstände des bürgerlichen Lebens. Die Sache hängt mit der allgemeinen Industrie, mit der Moralität, und selbst mit der öffentlichen Sicherheit eines jeden Ortes, auf das genaueste zusammen.

Diejenigen irren sich sehr, welche glauben, daß, um der Armuth abzuhelfen, und dem Betteln zu steuern, es genug sey, reichliche Almosen zu geben, den Hausarmen bestimmte Geldsummen anzuweisen, und öffentliche Versorgungshäuser zu errichten. Alle diese Anstalten haben die mehresten Male eine entgegengesetzte Wirkung, und die Zahl der Bettler vermehrt sich in dem Maße, in welchem die Summen zunehmen, die man auf sie verwendet. Ich habe diesen Satz auf meinen langen und mannigfaltigen Reisen durch Europa fast durchaus bestätiget gefunden; und ich bin so sehr von dieser Wahrheit überzeugt, daß, je mehr ich von den reichen Almosen und Austheilungen eines Orts höre, desto größer erwarte ich, daß die Zahl der Armen seyn wird: und diese Annahme hat mir äußerst selten fehl geschlagen. Also — unbedingtes Geben ist ein sicheres Mittel, die Bettler von außen her anzuziehen, ihre Zahl von innen zu vermehren, und dem Trägen und Taugenichts eine sichere Aussicht seiner

künftigen Versorgung vorzuhalten. — Was in England für die Armen gethan wird, ist, gegen das übrige Europa, außer allem Verhältnisse. Schon vor zehn und zwölf Jahren setzte man das jährliche Einkommen der Armen auf drey Millionen Pfund Sterling. Neuere Schriftsteller haben es seitdem zu vier Millionen angegeben, und jetzt giebt es einige, welche behaupten, es könne nicht viel unter fünfen seyn. Gleichwohl sah ich Bettler in Menge in allen Theilen dieses Reichs, und man versichert mich, daß sich ihre Zahl keineswegs vermindert hat.

In katholischen Ländern ist die Zahl der Bettler, im Ganzen genommen, ungleich größer, als in protestantischen. Man sucht die Schuld in der zu großen Zahl ihrer Feiertage, in der Zahl ihrer geistlichen Stände beyderley Geschlechts, die sich vom Fette des Landes nähren, und das Gut des Layen aufzehren; in den vielen Priesterregierungen und dem Nepotismus, wodurch das Land ausgesogen wird; in der mindern Industrie des Volkes überhaupt, und in dem allgemeinen Hange zum Vergnügen und Wohlleben, welcher mehrentheils bey Katholiken größer ist, als bey Protestanten. — Ich glaube gern, daß alle diese Umstände mehr oder weniger das ihrige dazu beytragen; daß sie aber keineswegs der Hauptgrund des Uebels sind, beweisen Bayern, ein katholisches Land, und Salzburg,

welches sowohl ein katholisches Land als auch eine Priesterregierung ist.

Die eigentliche und Hauptursache des Uebels liegt gerade in den Veranstaltungen, es zu mindern, in den vielen Almosen, öffentlichen Stiftungen, in den Klöstern, welche ohne Unterlaß austheilen, und kurz in dem ganzen Geiste der Römisch-catholischen Religion, welche so viel auf gute Werke hält, und deren Priester ewig Mildthätigkeit predigen, und Almosengeben als eine der ersten Tugenden erheben. Nirgends aber fällt dieses mehr auf, als zu Rom, wo für die Unterhaltung der Bettler vielleicht besser gesorgt ist, als in irgend einer Stadt von Europa. In dem Hospital St. Gallo allein, wo jeder, der sich darstellt, beherberget wird, und beym Weggehen noch eine kleine Summe in Gelde bekommt, ist Platz für vier bis fünf tausend Menschen. — Nicht nur die Klöster, sondern auch mehrere Familien theilen, an festgesetzten Tagen der Woche, so viel Suppe aus, daß man sagt, ein Bettler, der gut zu Fuße ist, könne täglich zwey bis drey Portionen zusammenbringen. Dabey ist der Ertrag der geheimen Almosen und dessen, was in den Gassen gegeben wird, sehr groß; anderer Stiftungen und wohlthätigen Anstalten zu geschweigen. Die natürliche Folge davon ist, daß sich, verhältnißmäßig mehr Bettler zu Rom finden, als an irgend einem andern Orte, und daß die Betteley dort in ein System gebracht und zur Kunst

geworden ist. Hier wird in allen Zungen gebettelt, denn jeder fremde Taugenichts, jeder verworfene Pilger findet es bequem, hier zu bleiben, und auf immer aller Arbeit zu entsagen, als in sein Vaterland zurückzukehren. Der Gewinnst in den Gassen, Koffeehäusern und andern öffentlichen Orten ist so beträchtlich, daß viele sich der öffentlichen Anstalten nicht einmal bedienen, weil sie ihre Unabhängigkeit lieben, und es angenehmer finden, von ihren eigenen Mitteln zu leben.

Halten Sie nun gegen alles das ein Land, wo für die Armen sehr wenig gethan wird, weil man nur wenig thun kann, und wo niemand viel empfängt, weil niemand viel zu geben hat: ich meine Schweden. Hier giebt es wenig Versorgungen für die Armen, weil das ganze Land nicht reich ist; und wenig Geber, weil es durchaus an klingender Münze fehlt. Auch sieht man da in den Städten so wohl als auf dem Lande nur sehr wenig Bettler. Die Armen sind nicht gewohnt, zu empfangen, und also auch nicht zu fordern. Sie arbeiten, erwerben mühsam was sie können, und halten andere nicht für verbunden, ihre Unthätigkeit zu unterstützen. (Ich habe das oft mit Erstaunen und Rührung gesehen. Der Glanz des Wagens, in welchem ich Schweden durchreiste, die Zahl der Bedienten, und die für dieses Land ungewöhnliche Menge von Pferden, die wir brauchten, zogen an den Sonntagen überall,

wo wir Pferde wechselten, eine Menge von Zuschauern herbey, unter denen ich bisweilen zehn und mehrere zählte, deren elende Bekleidung und ganzes Ansehen die äußerste Dürftigkeit anzeigte: und doch fand sich selten eine Person darunter, welche bettelte. — In dem weit wohlhabendern Holstein, sind die Bettler ungleich zahlreicher, und auf dem Lande so tyrannisch, daß die Güterbesitzer und die Bauern gezwungen sind, ihnen zu geben, weil sie sonst Gefahr laufen, daß man ihnen ihre Häuser und Scheunen anzündet, wovon ich mehrere Beyspiele weiß.)

Wenn ich alle diese Thatsachen und Erfahrungen aus verschiedenen Ländern zusammennehme, so liegt es klar vor mir, daß durch bloße Versorgungshäuser und unbedingtes Geben die Zahl der Bettler eher vermehrt, als vermindert wird. — An großen und reichen Orten ist der Erwerb leicht und gut: und gleichwohl findet man da die meisten Armen und Bettler. Ich weiß für diese Erscheinung keine andere Ursache anzugeben, als daß große und reiche Städte auch die mildthätigsten sind, und dadurch nicht nur fremde Bettler anziehen, sondern auch die einheimischen Armen zur Betteley, wenigstens zur Unthätigkeit einladen.

Weit entfernt sey es von mir, der Hartherzigkeit das Wort zu sprechen, oder die liebenswürdige Tugend des Mitleids vermindern zu wollen! Ich behaupte vielmehr, daß es die Pflicht des Reichern

ist, dem Armen einen Theil seines Ueberflusses zukommen zu lassen. Man soll geben, und viel geben; nur wider die Art der Anwendung sind meine Vorwürfe gerichtet. — Privatpersonen können, wenn sie in Gesellschaften zusammentreten, sehr viel thun; aber ihre Bemühungen werden nicht zur Hälfte ihren Zweck erreichen, wenn die Obrigkeit nicht den ersten und wichtigsten Schritt thut. Eine gute, wachsame und strenge Policey ist die erste Grundlage zu allen Armenanstalten! So lange es dem Bettler erlaubt ist, von Ort zu Ort zu ziehen, sind alle übrige Anstalten vergebens. — Der Graf von Rumford gebrauchte hierzu in Bayern die Reiterey, welche von Ort zu Ort patrouillieren und alle Landstreicher und Bettler (wodurch ich alle diejenigen verstehe, die kein sichtbares und hinlängliches Mittel ihres Unterhalts angeben können) einfangen und an die Obrigkeit ausliefern mußte. Dieß geschah ohne Schwierigkeit, und ohne den Truppen sehr zur Last zu fallen. Der Reiter muß ja ohnedieß seinem Pferde Bewegung geben, und so beritt er, von seinem Standquartier aus, eine ihm angewiesene Strecke, wo er, in einer festgesetzten Ferne, mit der Patrouille eines andern Standquartiers zusammenstieß.

Auch ist es keineswegs unter der Würde dieses Standes, in einem so wichtigen Puncte zur öffentlichen Ordnung und Sicherheit des Staates beyzu-

tragen. Man erinnere sich, daß die ehemalige Marechaussee in Frankreich den ersten Rang unter der Französischen Reiterey hatte.

Auf diese Art wurde das Land sehr schnell von Landstreichern und Bettlern gereiniget; denn so bald diese Maßregel einmal bekannt und in voller Ausübung war, ließen sich sehr wenige mehr betreffen. — Die Eingefangenen können, wenn sie als Ausländer es verlangen, über die Grenze geführt, die übrigen in Zucht- und Arbeitshäuser gebracht werden. (Wer zum zweyten Male eingefangen wird, sollte harte, körperliche Strafe bekommen.)

In einem wohleingerichteten Arbeitshause aber ist jede Menschenhand zu gebrauchen! Anfangs hielt dieses in Bayern freylich schwer; aber militärische Ordnung und unermüdete Sorgfalt drangen in kurzer Zeit durch, und schenkten dem Staate eine Menge brauchbarer Menschen. — Niemand ist so ungeschickt, daß er nicht etwas lernen könnte, selbst noch im spätern Alter. Einige erzeugten freylich nicht so viel, als ihr Unterhalt erforderte, und der Staat mußte einen Theil ihrer Bedürfnisse tragen. Andere hingegen brachten desto mehr hervor! Man knüpfte daran den Vortheil des Individuums, und viele erwarben nicht nur das, was sie dem Hause kosteten, sondern legten auch etwas zurück: welches denn für sie reiner Gewinnst war. — Nach einem Verlaufe von wenigen Jahren war alles

in einem so vortrefflichen Gange, daß diese Menschen nicht nur ordentlich und ruhig lebten, sondern auch in ihrer Lage sich glücklich fühlten. Hiervon habe ich selbst auffallende und rührende Beweise gesehen.

Will man aber diese Policeyhandlung durchaus nicht den Truppen übergeben, so müßte die Obrigkeit eines jeden Ortes auf das strengste über die Fremden aller Art wachen, und nie einen dulden, der nicht hinlängliche Beweise seines Auskommens geben kann. Die gemeinen Policeygesetze, wie man sie in den mehresten Theilen von Deutschland findet, wären über diesen Punct zureichend, wenn sie hinlänglich beobachtet würden. — So sind z. B. an manchen Orten die Herrschaften genöthiget, Bürgschaft für die Dienstboten zu leisten, die sie vom Lande in die Stadt ziehen. Dieß ist höchst billig; aber eben so billig ist es, daß die Herrschaft berechtiget sey, ihre Bürgschaft zurückzuziehen, so bald das Gesinde entweder entlassen wird, oder freywillig aus dem Dienste geht. Macht man dem Bürger hierüber Schwierigkeiten, so denkt er auf Auswege. So kenne ich einen Ort, wo man auf einer gelegentlichen Spazierfahrt die Habseligkeiten der künftigen Magd in die Kutsche packt, während daß sie selbst, unbeladen und unangehalten, zu Fuße in die Stadt wandert. Hier ist also der Ort mit einer Person vermehrt, die bey der Policey nicht angezeigt ist! Verläßt sie ihren Dienst, und miethet

sich in irgend einem schlechten Hause ein, so kann ihr Wirth sie eben so wenig anzeigen. Geschieht dieses oft, so wird der Ort ohne Unterlaß mit Fremden vermehrt, wovon ein großer Theil in Armuth und Betteley endigt. Auch sage man ja nicht, daß es unmöglich sey, in einer großen Stadt diesen Artikel ganz zu übersehen. Man übersieht ihn wirklich ganz und durchaus zu Wien, der größten und volkreichsten Stadt in Deutschland. Auch habe ich fast durchgängig in großen Städten die Policey besser gefunden, als in kleinen und Mittelstädten. — Thut man dieses an jedem Orte eines Landes, so ist dem Uebel auf einmal abgeholfen, denn nun werden diejenigen, die sich als Bettler finden lassen, eingefangen und an die Arbeitshäuser überliefert. Vernachlässiget irgend ein Ort seine Pflicht, so sey die Obrigkeit desselben genöthiget, seine Bettler zu unterhalten. Begeben sie sich an einen andern Ort, so ist es das Interesse des letztern, sie dahin zurück zu schicken, woher sie kamen.

Arbeitshäuser sind also eins der ersten Erfordernisse eines wohleingerichteten Staates! — (Man führe mir ja nicht England als einen Beweis ihrer Unzulänglichkeit an! Das Uebel liegt dort tiefer, hängt mit der ganzen Verfassung des Landes zusammen, und hat so mancherley Ursachen, die ich hier um so weniger angeben will, da ich sie an einem schicklichern Orte umständlich abgehandelt habe.) — Arbeitshäuser sind nicht nur die sicherste und einzig

zweckmäßige Versorgung für den Bettler: sie sind auch das beste Mittel, dem Uebel vorzubeugen, und diejenigen, welche noch nicht Bettler sind, zu verhindern, daß sie es werden.

Dieß bringt mich denn auf die Hausarmen! — Arme giebt es überall, Arme wird es ewig geben! Sie haben, als unsere Brüder, Ansprüche auf unsern Ueberfluß, auf unsern Beystand! Aber durch unbedingtes Geben wird dem Armen fast nie geholfen; er wird dadurch vielmehr sehr oft, was er vorher nicht war, — öffentlicher Bettler! — Wer kennt nicht den natürlichen Hang des Menschen zur Unthätigkeit! Dieser ist besonders stark in den niedrigen Ständen, die in die Ruhe ihren größten Genuß setzen, und unter welchen nur wenige arbeiten würden, wenn sie sich nicht durch ihre Bedürfnisse dazu gezwungen fänden. — (In warmen Ländern sind Ruhe und Unthätigkeit noch anziehender, als in kalten; und da man in den erstern auch weniger Bedürfnisse hat, so ist in den südlichen Ländern von Europa die Zahl der Armen ungleich größer, als in den nördlichen.) — Ist ein Hausarmer so glücklich, von mehreren Seiten einen wöchentlichen und regelmäßigen Zuschuß zu erhalten; findet er, daß die ihm zugesicherte Summe beynahe hinreicht, seine nothwendigen Bedürfnisse zu bestreiten, so wird er sehr in die Versuchung gerathen, auf die Straßen, Spaziergänge und andere öffentliche Plätze zu gehen, um sich das noch

fehlende auf diese leichte, bequeme, und, wenn er einmal gegen Scham abgehärtet ist, nicht unangenehme Art zu erwerben. Ich sage damit gar nicht, daß man dem Hausarmen keinen Zuschuß geben solle! Viele bedürfen ihn, und entgehen dadurch der Betteley; aber die Sache erfordert viel Vorsichtigkeit, und ist nur bey wenigen Armen anhaltend zu rathen, obschon überaus nützlich und vortheilhaft in besondern Fällen, und bey gewissen Vorfallenheiten. — Die Hamburger Armenanstalten können auch hierin zum Muster dienen, so wie die verschiedenen Mittel und Wege, wodurch man den Armen hier aufhilft.

Ich bleibe also fest bey dem Satze: Durch unbedingtes Geben wird dem Armen nicht wahrhaft geholfen! Nicht Geld, sondern Arbeit bedarf er die mehresten Male! Nur der ganz Alte, der Beschädigte, der Kranke hat gegründete Ansprüche auf gänzliche und volle Versorgung. Arbeit für alle übrige, und Zuschuß nur in besondern Fällen.

Freylich kann dieses, in seinem ganzen Umfange, nur durch die Obrigkeit bewirkt werden: und diese läßt sich in den mehresten Ländern in diesem Puncte sehr vieles zu Schulden kommen. Indessen können doch auch Privatleute, wenn sie in Gesellschaften zusammen treten, sehr viel thun. Da ist z. E. das ganze viel umfangende Geschäft der Kindererziehung der Armen! — Für arme Kinder, die

keine Aeltern mehr haben, sorgt gewöhnlich die Obrigkeit in eigenen dazu bestimmten Häusern. Aber viele Arme haben eine zahlreiche Familie, die sie nicht ernähren können, und die sie gewöhnlich an öffentliche Orte und auf die Gasse schicken. Diesen Kindern geben, heißt, sie zur Betteley erziehen und auf immer dem Staate unnütze machen. Sehr selten wird ein Kind, das in dieser Unabhängigkeit und Zügellosigkeit aufgewachsen ist, zu irgend einem Geschäfte des bürgerlichen Lebens brauchbar gemacht werden können. Es ist der eigentliche, Europäische Zigeuner, dem jede Arbeit, jede Einschränkung anekelt. Hier nun kann auch der Privatmann sehr viel thun, indem er diesen Kindern eine Stelle in einem Arbeitshause, in einer Fabrike, bey irgend einem Handwerker verschafft, und eine gewisse Summe für ihn bezahlt. — Zu Hamburg vertheilt man viele solcher Kinder auf dem Lande, wo sie für eine Kleinigkeit unterhalten, und zu den Geschäften der Landwirthschaft angeführt werden.

Ich weiß wohl, daß mir hier viele zurufen werden, daß die Armenschulen der eigentliche Ort für solche Kinder sind. Aber ich fürchte, daß viele dieser Schulen schon für eine bessere Menschenart berechnet sind, als die, von der ich hier rede. Es kommt hier nicht so wohl darauf an, diese Kinder zu lehren, (welches freylich noch besser ist,) als brauchbar zu machen, und sie so bald als möglich in den Stand zu setzen, selbst etwas zu erwerben.

Endlich ist es eins der sichersten Mittel, der Betteley, und überhaupt der schmählichen Armuth vorzubeugen, daß man Familien so wohl, als Individuen — nicht ein Almosen giebt, sondern zu rechter Zeit einen Vorschuß ohne Zinsen leistet. Viele der niedrigern Handwerker verzehren was sie gewinnen. Sie leben nicht eigentlich in Dürftigkeit; denn sie haben so viel als sie brauchen. Aber der geringste Unfall, eine lange Krankheit, eine Beschädigung, oder auch zu viele schnell auf einander folgende Kinder bringen sie in ihrer Nahrung zurück. Der Meister würde gern noch arbeiten, wenn er Leder, Holz, oder Metall kaufen könnte. Ein kleines Darlehn, ohne Zinsen, das in manchen Fällen auch in ein Geschenk verwandelt werden muß, rettet oft eine ganze Familie vom Elende, das sie in kurzem zur Betteley getrieben haben würde. — In dieser Rücksicht giebt es zu Berlin eine vortrefflich eingerichtete Gesellschaft, deren Statuten und ganze Verfahrungsart allgemeiner bekannt zu werden verdiente. Ich gedenke in der Folge umständlicher von ihr zu reden.

Noch muß ich einer unglücklichen Menschenclasse erwähnen, die oft wider ihren Willen zum Betteln getrieben wird! Ich habe bemerkt, daß fast in allen Ländern, die keine Entbindungs- und Findelhäuser haben, sehr schlecht für jene Mädchen gesorgt ist, die das Unglück haben, schwanger zu werden. Sie verlieren, nach einer gewissen Zahl

von Monaten, ihren Dienst, und mit ihm gewöhnlich alle Mittel des Erwerbs. Sie sind häufig genöthiget, einen Theil ihrer Habschaft im Kindbette zu verkaufen, und, wenn sie wieder ihre physischen Kräfte erlangen, finden sie sich von allem entblößt, mit einem Kinde, das, wenn es nicht Aufwand, wenigstens ihre Sorgfalt und einen Theil ihrer Zeit fordert. Sie haben überdieß ein starkes Vorurtheil wider sich, und ihre Blöße schreckt manche Familie ab, die außerdem bereit wäre, sie in ihre Dienste zu nehmen. — Hier ist ein weites Feld für den wohlthätigen Privatmann! Um eine solche Unglückliche zu retten, bedarf er keiner Verordnung, keiner Veranstaltungen der Obrigkeit. — Freylich sind diese und andere Arten, dem Armen beyzustehen, weit mühsamer, obschon vielleicht am Ende nicht kostspieliger, als wöchentlich, oder monatlich runde Summen zu vertheilen, und dem herumstreifenden Bettler das ganze Jahr hindurch zu geben. Aber auch — welch ein Unterschied! Das Gefühl, eine Familie, oder auch nur einen einzigen Menschen dem Abgrunde entrissen zu haben, ist wohl noch was ganz anderes, als die passive Beruhigung, einen Theil unseres Einkommens den Armen überlassen zu haben, denen vielleicht mehr dadurch geschadet, als genützt worden ist.

Ich weiß nicht, ob ich den Leser wegen dieser Ausschweifung um Vergebung bitten soll? Könnte

ich, durch diese kleine Abhandlung, die Obrigkeit eines einzigen Ortes bewegen, sich ernsthaft mit diesem wichtigen Gegenstande zu beschäftigen, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, und willig den Vorwurf ertragen, daß dieser Artikel eigentlich nicht in eine Beschreibung von Hamburg gehört, und daß ich einige Thatsachen, die ich als Beweise aufführen mußte, schon anderswo habe drucken lassen.

Siebenter Brief.

Einige Unbequemlichkeiten des Aufenthalts zu Hamburg in der spätern Jahreszeit. — Platdeutsch und Hochdeutsch — ersteres keine verdorbene Provinzialsprache. — Grundlage der Englischen. — Krofts Abhandlung darüber. — Schiffersprache. — Deutsch der Hamburger überhaupt. — Remnant, Englischer Buchhändler. — Fauche, Französischer Buchhändler. — Münzsorten. — Mark currant und Mark Banco. — die Bank.

Hamburg im September 1797.

Es sind nun drey Monate, daß ich mich hier aufgehalten und sehr angenehm gelebt habe. Aber schon ist das Herbstäquinoctium vorüber; die Stürme wüthen mehr als gewöhnlich, die Jahreszeit ist schon sehr rauh, und ich fange an, mehrere Unannehmlichkeiten zu fühlen, die aus dem hiesigen Clima, aus dem frühen Thorschlusse und aus der ganzen Lebensart der Hamburger entstehen, und

die wohl jeder Fremde, mehr oder weniger, mit mir theilen wird. Die Unannehmlichkeiten sind auf die Natur der Dinge gegründet, und folglich unabänderlich. Wenn mich aber jemand fragte, welches die beste Jahreszeit für einen Reisenden sey, Hamburg zu besuchen, so würde ich antworten: im hohen Sommer, oder im tiefen Winter. — Noch wohnen fast alle Familien von meiner Bekanntschaft auf dem Lande; aber schon fängt man an, das Thor bald nach sechs Uhr zu schließen, und mit jeder Woche geschieht nun dieses noch früher. Auf Landhäusern, die in einiger Ferne liegen, kann ich also nicht mehr zu Mittage speisen, wofern ich nicht gleich nach der Mahlzeit wieder abfahren, und also gerade die Stunden verlieren will, die für den gesellschaftlichen Umgang die angenehmsten sind. Sonst kam ich erst halb zehn, um neun, um acht Uhr in die Stadt zurück; jetzt bin ich, wenn ich auch auf dem Lande speise, vor sieben Uhr auf meinem Zimmer, wo ich den ganzen langen Abend für mich allein habe, weil es jetzt noch wenig Abendgesellschaften in der Stadt giebt. In kurzem werden die Mittagsmahlzeiten auf dem Lande ganz aufhören, wofern ich nicht außerhalb der Stadt übernachten will, welches ich freylich auch im Sommer oft gethan habe, und noch ferner thun werde. Aber die Hospitalität mancher Hamburger Familien ist so groß, daß man Gefahr läuft, bloß dadurch indiscret zu werden, daß man immer annimmt,

was so unbeschränkt angeboten wird. Ich denke in diesem Augenblicke ganz besonders an eine liebenswürdige Familie, wo ich seit drey Monaten so viele Tage und Nächte zugebracht, und glücklich zugebracht habe, daß bey jeder wiederholten Einladung eine Art von Streit unter uns entsteht. — Sonst brachte ich manchen Abend in Landhäusern zu, die ganz nahe bey der Stadt liegen. Auch das hat ein Ende; denn wer wird nach sechs Uhr zu einer Theeparthie gehen, um sie vor sieben wieder zu verlassen! — Freylich wohl giebt es einige Familien hier, die zwar noch auf dem Lande sind, aber die zwey großen Posttage der Woche in der Stadt zubringen. Aber dann versammelt man sich erst gegen eilf Uhr, auch wohl noch später; wer aber den Abend bis dahin auf seinem Zimmer zugebracht hat, geht alsdann lieber zur Ruhe, als zu einer Tafel, an die man sich erst um zwölf Uhr setzt. — Indessen ist alles das nicht allgemein, wie denn an einem großen Orte nichts allgemein ist, und jede Art von Leben und Seyn ihre unendlichen Schattierungen hat. Es giebt also auch schon hin und wieder Abendgesellschaften, in denen man sich bey guter Zeit versammelt, und schon vor zehn Uhr zur Tafel geht.

Es ist Ihnen bekannt, daß ungefähr jeder eingeborne Hamburger zwey Sprachen redet, welche beide den bessern Ständen gleich geläufig sind: Platdeutsch und das sogenannte Hochdeutsch. Jenes

ist die eigentliche Muttersprache des ächten Hamburgers, und die erste, welche das Kind, auch in den mehresten bessern Ständen lernt, die eigentliche Sprache des Gesindes ist Platdeutsch, und war es sonst noch weit ausschließender. Von seiner Wärterin also lernt das Kind zuerst Platdeutsch: und da diese Sprache etwas vorzüglich Trauliches und Gutmüthiges hat, so bedienen sich ihrer häufig auch die Aeltern. Ich habe sehr oft die verschiedene Wirkung beobachtet, die die eine, oder die andere auf die Kleinen hatte. Das Platdeutsch erzeugte immer ein fröhlicheres Gesicht, eine größere Vertraulichkeit, eine herzlichere Näherung. Auch liegt das in der Natur der Sache! Das Kind hat die mehresten seiner ersten Begriffe in dieser Sprache erhalten. Es war die Sprache seiner säugenden Mutter, seiner Amme, seiner ersten Wärterin. Hieraus entsteht eine Vorliebe für das Platdeutsch, die viele ihr ganzes Leben hindurch behalten. So habe ich öfters bemerkt, daß manche Eheleute und gewisse nahe Verwandte vorzüglich gern in dieser Sprache mit einander redeten. Es ist eine altdeutsche, eine, die nicht durch alle die Veränderungen, Verfeinerungen und Einschränkungen gegangen ist, wodurch das jetzige Hochdeutsch, das Italiänische des Toscaners und das Französische der Academie das geworden ist, was man es jetzt spricht und schreibt. Es hat also noch einen altdeutschen Styl, alte Wendungen, besondere im Hochdeutschen verlorne Aus-

drücke, und also auch eine gewisse Zahl von eigenen Begriffen; wie denn gewisse Begriffe immer durch eine besondere Sprache bestimmt werden.

Der Landmann und der ganz niedrige Pöbel redet noch immer nichts als Platdeutsch, und, was mehr ist, viele können nichts anders reden. Indessen kann man sich ihnen doch auch im Hochdeutschen verständlich machen; wovon denn die Folge ist, daß sie zwar uns, aber wir nicht immer sie verstehen. Sonst sprach das Gesinde hier nichts als Platdeutsch, jetzt aber reden so ziemlich alle männliche Bediente und der größte Theil der weiblichen auch Hochdeutsch. Darunter ist aber freylich immer das mehr oder weniger zu verstehen.

Diese beiden Sprachen sind mehr von einander verschieden, als unsere nördlichen Sachsen gewöhnlich glauben, und es wäre wohl unserer Mühe werth, die eine um der andern willen zu studieren. Das Platdeutsch ist nicht ein verderbtes Hochdeutsch, wie das der Fall mit vielen Provincialsprachen ist; es ist eine eigene für sich, und weit älter als die unsrige. Es ist die alte Sprache der Sachsen; und, wie wenig sie sich geändert hat, sieht man aus der großen Menge von Wörtern, die sich in ihr, so wie in der Englischen, erhalten haben, und die im mittlern Deutschland niemand versteht, wenn er kein anderes Deutsch als das seiner Provinz weiß. Eine Menge Sächsischer Wörter sind auch in der

Englischen Sprache außer Gewohnheit gekommen, ob wir schon wissen, daß sie ehmals existierten; aber viele derselben haben im Platdeutschen ihr altes Recht erhalten. — Johnson, der in seinem Wörterbuche so oft das Sächsische Wort angiebt, verstand äußerst wenig von dieser Sprache, und mußte sich auf die sehr unvollkommenen Sächsischen Wörterbücher verlassen! Mit einer mäßigen Kenntniß des Platdeutschen würde er eine Menge Fehler vermieden haben. — Herr Herbert Kroft, der sich einige Zeit lang zu Hamburg aufgehalten hat, sah dieses ein, und schrieb vor kurzem eine Abhandlung, in der er die enge Verbindung zeigen wollte, in der diese beiden Sprachen noch jetzt mit einander stehen. Allein er besitzt weder vom Platdeutschen noch vom Hochdeutschen eine genugsame Kenntniß, und hat zugleich so vieles, das ganz und gar nicht zur Sache gehört, eingemischt, daß sein Aufsatz wohl keine andere Wirkung haben wird, als höchstens einige Engländer aufmerksam zu machen, eine Sache weiter zu verfolgen, die sie, historisch betrachtet, freylich schon längst wußten. — Ganz vorzüglich sind die Wörter, die die Schiffahrt betreffen, im Englischen und Platdeutschen analog: und das ist auch sehr natürlich! Wir wissen, daß die Sachsen, die ihre Sprache nach England brachten, Schiffahrer waren; und da die Englischen so wohl als die Deutschen Schriftsteller sich wenig in die Sprache der Schiffer gemischt, weniger sie bearbeitet haben,

als vielleicht irgend einen andern Zweig, so läßt es sich leicht erklären, warum sich diese Ausdrücke in beiden Sprachen noch so ähnlich sind. Die Deutschen Schriftsteller haben sich nie sehr mit der Seesprache abgegeben; aber auch in England sind nicht nur die eigentlichen Kunstausdrücke der Englischen Schiffer unangetastet geblieben, sondern selbst ihr gewöhnlicher Jargon steht in so hohen Ehren, daß die Schriftsteller, wenn sie ihn auf die Bühne bringen, oder in einem Romane einführen, sich sehr angelegen seyn lassen, ihn in seiner ganzen Kraft und Reinigkeit zu geben.

Das sogenannte Hochdeutsch ist für viele Hamburger gewisser Maßen eine erworbene Sprache, ob sie es schon fast eben so frühe lernen, als ihr Platdeutsch. Daher kommt es auch wohl, daß Leute von einiger Erziehung hier besser reden, als die nehmlichen Classen in vielen Städten, die tiefer im Innern von Deutschland liegen; ungefähr wie der Liefländer von Stande, für welchen ebenfalls Deutsch, theils Muttersprache, theils eine halb erworbene ist, mehrentheils sehr gut redet. Man wirft den Hamburgern mit Recht gewisse Unrichtigkeiten vor; allein wo hört man diese nicht? Wie viele selbst unserer Schriftsteller und öffentlichen Lehrer in den innern Provinzen von Deutschland reden mit einer Nachlässigkeit, die man nur den Grazien des schönen Geschlechts verzeihen sollte!

Außer den beiden Arten von Deutsch sind zu Hamburg noch zwey andere Sprachen überaus gemein, die Französische und die Englische. Die letztere finde ich häufig selbst unter Frauenzimmern, und die nie in Englaud gewesen sind. Ich kenne ihrer mehrere, die Englisch ziemlich richtig und mit Leichtigkeit reden, und die dabey eine so umfangende Kenntniß dieser Sprache haben, daß sie sich über die mehresten Gegenstände der gesellschaftlichen Unterredung ausdrücken können. Französisch hingegen spricht ungefähr jede Person von Erziehung, und die Aussprache von beiden ist hier im Ganzen gewiß weit besser, als in den innern Theilen von Deutschland. Hamburg ist, in Rücksicht auf Fremde, ein sehr großes Theater, wo Ihnen ohne Unterlaß Menschen verschiedener Völker begegnen. Der Eingeborne ist gewohnt, sie unter sich zu sehen, und eben so sehr auch daran gewöhnt, daß sie seine Muttersprache nicht verstehen. — Die Erlernung ausländischer Sprachen ist also ein Hauptzug in der Hamburger Erziehung. Von denen, die sich der Handlung widmen, erwartet man ohne Weiteres, daß sie mehrere so wohl schreiben, als reden; und man versichert mich, daß Sie für einen Kaufmannsdiener dieser Art, der sich in andern Deutschen Handelsstädten oft mit Mühe auftreiben läßt, hier zehen finden.

Die Menge derer, die Französisch und Englisch verstehen, erzeugt natürlich eine häufige Nachfrage

nach Büchern in diesen beiden Sprachen. Ich kenne keinen Ort in Deutschland, wo man sie leichter und schneller bekommen könnte, oder wo sich größere Niederlagen davon fänden. Remnant, ein Engländer, hielt es der Mühe werth, einen Englischen Buchhandel hier zu errichten; und seine Niederlage, obschon mit andern nicht zu vergleichen, ist nicht unansehnlich. Was sich nicht bey ihm auf dem Lager findet, darf man nur bestellen, und er läßt es, für den gewöhnlichen Preis, sogleich durch das nächste Packetboot kommen. Er verkauft zu Londner Preisen, läßt sich aber für jeden Schilling eine Mark Hamburger Currant bezahlen. Dieß ist bey dem gegenwärtigen hohen Cours eine ziemliche Summe, aber bey weitem zu theuer, wenn das Pfund Sterling einen Mittelpreis hat, d. h. wenn es zu funfzehn Mark currant, oder sechs Thaler Conventionsgeld steht. Verlangt man etwas von ihm in der Ferne, so müssen die Fracht und andere Kosten von Hamburg weg, zu der Mark currant geschlagen werden; so daß man alsdann jeden Englischen Schilling zu zehn Conventionsgroschen und drüber wird rechnen können.

Weit ansehnlicher ist die Französische Buchhandlung des Herrn Fauche, eines Neuenburgers. Er hält nicht nur eine sehr große Niederlage, sondern hat auch einen ansehnlichen Verlag, und druckt auch das und jenes nach.

Daß es hier auch sehr ansehnliche Deutsche Buchhandlungen giebt, ist genugsam bekannt! Aber wissen Sie, daß die Preise der auswärtigen Bücher hier selten nach den gewöhnlichen Leipziger Preisen verkauft werden, die doch sonst so ziemlich in ganz Deutschland als festgesetzt und unveränderlich betrachtet werden! Der Hamburger sagt, er komme dabey nicht auf die Kosten. Die hiesige Mark currant wird, bey guten Büchern, so ziemlich allgemein für das Sächsische Achtgroschenstück angenommen: folglich sind die Bücher hier nur ungefähr zwanzig pro Cent theurer, als in den allermehresten Orten des übrigen Deutschlands.

Da ich öfters von den Preisen verschiedener Dinge reden werde, möchte es wohl nicht überflüßig seyn, ein Wort über das hiesige Geld zu sagen. Der Hamburger rechnet im gemeinen Leben nach Mark und Schillingen, von welchen letztern sechzehn auf die erste gehen. Er nennet dieses die Mark currant, zum Unterschiede der Mark Banco, und weil es wirklich eine currente Münzsorte ist. Man hat geprägte Stücke zu zwey Mark, einer Mark, acht Schillingen, vier, einem und einem halben. Die Silberstücke sind entweder Hamburger, oder Lübecker Gepräge, und haben gleichen Werth. Da sie aber für die Bedürfnisse einer so großen Stadt nicht zureichen, so bedient man sich auch des Dänischen Silbers, und zwar sieht man von diesem weit

mehr, als von jenem. Nur muß man bemerken, daß die Mark Dänisch (Danske) gerade nur halb so viel ist, als die Hamburger, welche man eigentlich die Lübsche (Lübecksche) Mark nennt. Wenn man also auf den Dänischen Stücken VIII. Danske liest, so sind diese nicht mehr als vier Lübsche Schillinge. Uebrigens ist der Gehalt der nehmliche. Nicht aber so mit dem Dänischen Species und seinen Brüchen; denn dieser, ob er schon im Handel und Wandel auch für voll genommen wird, verliert, hat also seinen Curs, welcher sich ändert, und wird nicht als currant betrachtet. Man hat von diesem Dänischen Speciesgelde Stücke zu sechzig, vierzig, und zwanzig Schillingen. Der ganze von sechzig, wird dem Laubthaler gleich geachtet, ist es aber nicht vollkommen. — Endlich bedient man sich auch einiger Mecklenburger Silberstücke, die als currant gehen, und wovon man hauptsächlich die von acht, vier und einem Schilling sieht. — Außer diesen genannten gehen auch die Holländischen und Dänischen Ducaten und der Deutsche Louisd'or oder Friedrichsd'or ꝛc. sehr häufig. Sie sind nicht currant, und haben also ihren Curs, der ohne Unterlaß abwechselt. Folglich hätten sie keinen stehenden Preis. Da sie aber hier in großer Menge gehen, so hat man einen willkührlichen Werth festgesetzt, für welchen sie im Spiele und bey kleinen Käufen im Laden ausgegeben werden, ohne daß man sich dabey um ihren Curs bekümmert. Und

da gilt der Holländische Ducaten sieben Mark acht Schillinge, und der Friedrichsd'or dreyzehn Mark vier Schillinge, wiewohl der letztere Preis nicht so allgemein angenommen ist, als der erste. — Nehmen Sie den Holländischen Ducaten, der also hier für sieben und eine halbe Mark geht, zu drey Thalern Conventionsgeld an, so betrügen zwey Mark acht Schilling gerade einen solchen Thaler: und nach diesem Verhältnisse will ich in Zukunft rechnen, so oft ich eine Vergleichung zwischen den Preisen verschiedener Dinge anstellen werde. Dieses Verhältniß ist auch darum sehr bequem, weil, ihm zu Folge, das Hamburger Currant gerade um zwanzig pro Cent besser ist, als das Conventionsgeld, folglich das nehmliche Verhältniß hat, in welchem der Zwanzig-Guldenfuß zu dem von vier und zwanzig steht. — Aber auf große Summen läßt sich diese Art zu rechnen nicht anwenden; da muß man den Curs zu Hülfe nehmen, und dieser ändert sich, wie bekannt, ohne Unterlaß.

Hamburg hat in seinem Curs etwas eigenes. In andern Ländern wird gewöhnlich irgend eine gangbare Münzsorte zum Grunde gelegt, nach welcher der Werth aller andern jedesmal bestimmt wird. Hier hingegen geschehen alle Wechselzahlungen nach Mark Banco; und diese eingebildete Münze bestimmt sogar den jedesmaligen Werth

des curranten Geldes. Die Mark Banco ist aber etwas bloß eingebildetes, und das nicht etwa nach Art der Reichsthaler, der Englischen Pfund Sterling und der Französischen Livres, welche zwar auch eingebildete Münzen sind, aber sich doch sogleich, ohne weitere Rechnung, in klingende Münze verwandeln lassen. Haben Sie an jemanden einen Thaler, oder ein Pfund Sterling zu bezahlen, so wissen Sie, daß Sie vier und zwanzig Groschen, oder zwanzig Schillinge zu erlegen haben, ohne weiter zu fragen. Das können Sie aber mit der Mark Banco nicht! Sie können sie nie in klingende Münze verwandeln, weder in currant, noch in irgend eine andere, ohne vorher in den Curszettel zu sehen. Der Curs ändert sich aber ohne Unterlaß, und so habe ich gefunden, daß die Mark Banco um achtzehn, neunzehn, zwanzig, ein und zwanzig und zwey und zwanzig pro Cent besser ist, als die Mark currant. Manchmal ist der Unterschied noch größer. Sie haben also hier beständig eine doppelte Rechnung zu machen. Wollen Sie z. E. in Sachsen wissen, wie viel Sie für hundert Pfund Sterling zu bekommen haben, so dürfen Sie nur in den Curszettel sehen; finden Sie da sechs Thaler, so wissen Sie, daß Sie für Ihre hundert Pfund sechs hundert Thaler erhalten sollten. Hier hingegen müssen Sie die Angabe des Curszettels erst nach Mark Banco berechnen, und

nun zum zweyten Mal nachsehen, wie sich die Mark Banco zu der Mark currant verhält. Und die nehmliche doppelte Operation haben Sie mit dem Curs aller Länder, und mit allen Münzsorten, die nicht currant sind, zu machen. Wollen Sie also wissen, was der Friedrichsd'or, der Ducaten, der Speciesthaler jedesmal gelten, so müssen Sie seinen Werth, mit Hülfe des Curszettels, erst in Mark Banco, und diese wieder in Mark currant verwandeln. — Da nun das für kleine Summen und im täglichen Leben zu beschwerlich seyn würde, so hat man für gewisse Geldstücke den runden Werth angenommen, den ich oben anführte. Aber auch über diesen macht man Ihnen Schwierigkeiten, so bald der Werth, den der Curs bestimmt, von dem angenommenen runden Werthe merklich abweicht. Steht z. E. der Holländische Ducaten, durch den Curs, viel höher als sieben Mark acht Schillinge; so verlieren Sie, wenn Sie ihn zu diesem Preise ausgeben; ist er aber viel niedriger, so weigert sich mancher Krämer, ihn zu nehmen. Und so hört gelegentlich eine Münze, die einen allgemein angenommenen Werth hatte, wiederum auf, currant zu seyn. Als ich z. E. hierher kam, ging der Dänische Ducaten für sechs Mark currant. Für diesen Preis erhielt ich ihn vom Banquier, und jedermann nahm ihn dafür. Noch immer nimmt man ihn nicht höher; aber wenn ich ihn jetzt

vom Banquier verlange, so muß ich für das Stück sechs Mark zwey Schillinge bezahlen.

Um Ihnen jedoch, da Sie jetzt so viel von Geldsummen nach Hamburger Währung hören, einen allgemeinen Maßstab zu geben, nach welchem Sie alle Summen in eine Ihnen bekannte Münzsorte, ohne Mühe, verwandeln können, so nehmen Sie jedesmal an, daß die Mark currant um zwanzig pro Cent besser ist, als das Conventionsgeld, und die Mark Banco um zwanzig pro Cent besser, als die Mark currant. Diese zwey Decimalen machen eine leichte Rechnung, und das herauskommende Resultat wird in die Länge von der Wahrheit so gar sehr nicht abweichen.

Das Hamburger Geld bringt mich, durch einen ziemlich natürlichen Uebergang, auf die Hamburger Bank, von der Sie denn schon wissen, daß es eine sogenannte Girobank, und folglich von andern, wie z. E. der Londoner, ganz verschieden ist. — Es ist bekannt, daß überall, wo große Geschäfte gemacht werden, das beständige Hin- und Herzahlen großer Summen äußerst beschwerlich seyn würde. Man hat sich daher an verschiedenen Orten auf verschiedene Art zu helfen gewußt. Zu London hat man, außer den Banknoten, die sogenannten Draughts, (welche im Grunde nichts anders sind, als unsere Wechsel, ob sie schon nicht ganz die Form haben) wodurch

ungeheure Summen aus einer Hand in die andere durch ein Stückchen Papier übertragen werden. Allein man muß den Credit eines Mannes täglich und fast möchte ich sagen, stündlich kennen, um seinen Draught anzunehmen! Und nur in England läßt sich so etwas thun, wo man so sehr gewöhnt ist, Credit zu geben, und wo, so zu sagen, jedermann, der jährlich ein gewisses Einkommen hat, vieles mit seinem eigenen Papiere bezahlt, das, ob es schon gar nicht von einem Kaufmanne kommt, doch im Handel seinen Umlauf hat, und oft erst nach Wochen und Monaten am endlichen Orte seiner Bestimmung eingeht. — Hier zu Hamburg werden alle große Zahlungen in der Bank gemacht, wo jeder Kaufmann eine gewisse Summe liegen hat, wofür er keine Interessen bekommt, weil die Bank sie nicht antasten darf, und er zu allen Zeiten darüber gebieten kann. A. B. C D. E. u. s. w. haben jeder zwanzig tausend Mark da liegen. A. hat an B. zehn tausend zu bezahlen; anstatt ihm diese in klingender Münze zuzuzählen, oder zuzuwiegen, oder durch Wechsel zu entrichten, läßt er in der Bank zehn tausend Mark seines Eigenthums an B. überschreiben. Nun hat B. wieder zehn tausend an A. zu bezahlen, und entrichtet sie auf die nehmliche Art. A. hat also wieder zwanzig tausend Mark in der Bank, und kann, wenn er will, diese Summe an D. übertragen, so daß er

also, vielleicht am nehmlichen Tage, zwanzig tausend ausgegeben, und zehn tausend eingenommen, folglich dreyßig tausend Mark umgesetzt hat, ohne daß ihm das jedesmal mehr als ein paar Minuten Zeit kostete. Und so geht es in das Unendliche fort, indem jeder Kaufmann ohne Unterlaß auf der einen Seite empfängt und auf der andern auszahlt. — Dadurch, daß niemand einen andern auf eine größere Summe anweisen kann, als die, welche er wirklich in der Bank besitzt, sind alle Zahlungen vollkommen sicher! A. B. C. D. haben jeder zwanzig tausend an E. bezahlt; E. besitzt also in diesem Augenblicke hundert tausend, über die er gebieten kann, und diese liegen wirklich in der Bank bar da, obschon sie nicht erscheinen, weil die vier angeführten wirklich diese Summe besaßen. — Auf diese Art ersparen die großen Handelshäuser mehrere Cassierer, die sie sonst halten müßten, und der ganze Geldumsatz bekommt eine überaus einfache Gestalt. Da aber die Bank, auf diese Art, von dem niedergelegten Gelde keinen Gewinnst zieht, so versteht es sich, daß die Kaufleute von jeder Summe, die sie umschreiben lassen, nach Procenten ein Gewisses bezahlen, wofür die Bank ihre Schreiber erhält. — Eine solche heißt, wie bekannt, eine Girobank, von einem Italiänischen Worte, das Kreislauf, oder Umlauf bedeutet.

Achter Brief.

Verfassung von Hamburg. — Der Rath. — Die Bürgerversammlungen — verschiedene Abtheilungen derselben. — Oberalte. — Sechziger. — Hundertundachtziger. — Subdiakonen. — Adjuncti. — Staatseinkommen: nicht in den Händen des Raths. — Unruhen. — Kaiserliche Commission im Jahre 1708. — Staatsbedienungen — werden verkauft. — Hamburger Truppen. — Nachtwächter — sind eine Art von Soldaten. — Bürgerwache. — Spritzenleute. — Bevölkerung.

Hamburg im October 1797.

Der Verfasser der Briefe über Hamburg, die 1794 zu Leipzig herausgekommen sind, hat die Verfassung dieser Stadt mit Fleiß übergangen, und verweist auf die Beschreibung Hamburgs vom Herrn von Heß. Dieses vortreffliche Werk ent-

hält auch noch manche andere Artikel, die der oben angeführte Schriftsteller ebenfalls, und vermuthlich aus der nehmlichen Ursache, ganz unberührt gelassen hat. — Gleichwohl ist das Werk des Herrn von Heß nicht so sehr in jedermanns Händen, als es zu seyn verdient; vermuthlich läßt sich mancher, besonders in der Ferne von Hamburg, durch die drey Bände abschrecken. Und doch enthält es so manche Nachrichten, die auch dem gemeinen Leser willkommen seyn würden. Ich hoffe, Herr von Heß, den ich persönlich kenne und ehre, wird mir es verzeihen, wenn ich in diesem Briefe auf meine eigene Art einige Artikel verhandele, bey denen sein Werk mir zur vorzüglichsten Leitung diente.

Die Souveränität, oder höchste Gewalt von Hamburg, besteht aus dem Rathe und der Bürgerschaft. Der vollzählige Rath wird in zweyerley Glieder abgetheilt. Einige sitzen in Senatu, andere sind Abgeordnete de Senatu. In Senatu sitzen vier Bürgermeister und vier und zwanzig Rathsherren: und nur diese sind als der eigentliche Rath zu betrachten. Drey der Bürgermeister sind graduierte Rechtsgelehrte; einer ist nicht graduiert, und in diesem Augenblicke ein Kaufmann. Unter den Rathsherren sind elf graduierte Rechtsgelehrte. Die Glieder des Rathes de Senatu sind vier Syndici und eben so viel Sekretarien. Alle sind graduierte Rechtsgelehrte. Der

Rath in Senatu wählt seine eigenen Mitglieder, wählt auch die Glieder de Senatu. Diese letztern haben im Rathe keine Stimme, und sind also — zwar als angesehene, aber als besoldete und eigentliche arbeitende Diener des Staats zu betrachten. Die Syndici haben den Titel Magnificenz, den man ihnen aber im Umgange des täglichen Lebens nicht giebt. Die Bürgermeister allenfalls werden in Gesellschaft Magnificenz genennt; doch hört auch dieses sehr auf, und viele reden sie, im täglichen Leben, bloß durch „Herr Bürgermeister" an. Ueberhaupt herrscht hier die Titelsucht nur wenig! Unter meinen Hamburgischen Bekannten sind einige, die von auswärtigen Fürsten Titel haben; ich höre sie aber selten von ihren Hamburger Bekannten und Freunden damit nennen.

Ueber den Unterschied zwischen den Rathsgliedern in Senatu und de Senatu nehmen Sie folgende Anecdote. Als vor einigen Jahren der um Hamburg sehr verdiente Syndikus Matsen starb, sah das Publikum umher, wie man einen solchen Mann ersetzen könnte. Der Rathsherr Günther meldete sich zu der Stelle, und war der Stadt sehr willkommen; allein jemand, der diese Stelle einer ihm nähern Person zugedacht hatte, brachte an, daß es für die Würde des Rathes nicht schicklich sey, daß eins seiner Mitglieder (in Senatu) sich gleichsam herabsetzte, um eine

Stelle im Rathe de Senatu anzunehmen. Dieser Gedanke fand Zustimmung, und der Rathsherr bekam die Stelle nicht. — Es ist allgemein verstanden, durch eine Art von schweigender Uebereinkunft, daß ein Hamburger Rathsherr Kutsche und Pferde halte.

Ich sagte oben, daß der eigentliche Souverän von Hamburg aus dem Rathe und der Bürgerschaft besteht. Nur das ist zu Hamburg Gesetz, was durch die Mehrheit dieser beiden Körper entschieden worden ist. — Die Bürgerversammlungen geschehen auf Ansage des Raths. Der Rath muß sie alle Vierteljahre zusammenrufen. Geschiehet es nicht, so müssen die Oberalten sich bey den Sechzigern und Hundertundachtzigern erkundigen, ob sie nicht Beschwerden zu führen haben. — Sind außerordentliche Zusammenkünfte nothwendig, so überlegt solches der Rath vorläufig mit den Oberalten. Was in diesen Versammlungen abgehandelt werden soll, trägt der Rath vor. Hierauf tritt er ab, und jedes Kirchspiel geht nun in ein eigenes Zimmer auf dem Rathhause. Hier liest der Präses das Vorgeschlagene nochmals vor, und dann wird gestimmt, ohne weitere Debatten, weil die Sache bereits in den Collegien untersucht worden ist. Die Bürgerschaft 1) nimmt entweder an, oder 2) verwirft, oder 3) ändert ab. Im letztern Falle geht die Sache wieder an den Rath, und dieser

kann die Abänderung verwerfen, muß aber seine Gründe darüber angeben.

Welche Bürger haben das Recht, die Bürgerversammlungen zu besuchen? — Alle erbgesessene Bürger, d. h. die, welche ein in der Stadt liegendes Erbe eigenthümlich besitzen, und wenigstens tausend Thaler Species von der Kaufsumme bezahlt haben. — Ferner, auch die in der Stadt saßhafte Bürger, d. h. solche, die auf dem der Stadt gehörigen Gebiete an Gärten, Häusern, Ländereyen u. s. w. so viel Eigenthum besitzen, daß sie zwey tausend Thaler aus ihren eigenen Mitteln darauf bezahlt haben. — Aber von allen dergleichen Bürgern erscheinen nur sehr wenige auf den Versammlungen. Sie haben andere Geschäfte und überlassen dieses einer gewissen Zahl ihrer Mitbürger, deren Pflicht es ist die Bürgerversammlungen zu besuchen. Diese sind die Oberalten, Sechziger, Hundertundachtziger, Adjuncti, die Kämmereybürger, Colonelbürger, Deputierte der Handlung und deren Adjuncti, sämmtlich, auch wenn sie nicht erbgesessen sind.

Ausgeschlossen von den Bürgerversammlungen sind — die Nichtlutheraner, alle diejenigen, die in fremden, oder auch des Rathes und der Stadt Diensten sind, die Procuratoren und Mäkler, alle Kirchen — Kloster — und Schulbedienten, Falliten und Pfuscher.

In den Bürgerversammlungen wird also nur das verhandelt, was der Rath ihnen vorträgt; doch haben die Oberalten und Sechziger das Recht, dem Rathe Puncte vorzulegen, die dieser genöthiget ist, in seine Vorträge zu bringen. Sollte sich der Rath dessen weigern, so kann die Sache vor die Bürgerschaft gebracht, ein Bürgerschluß gemacht, und dieser dem Rathe, wie oben, zur Genehmigung vorgelegt werden. Nimmt dieser den Schluß nicht an, so wird wie oben verfahren. — Gegenwärtig sagt man, daß der Wille der Bürgerschaft ziemlich allgewaltig und unumschränkt sey, ja daß sogar Manches, was durch Rath und Bürgerschaft (nehmlich die versammelte Bürgerschaft, wie oben beschrieben) ausgemacht worden war, in der Folge wieder abgeschaft wurde, weil es der Mehrheit der Einwohner, d. h. der großen Menge, mißfiel. Und so sehen Sie, wie eine und die nehmliche Verfassung eines Freystaats bald mehr, bald weniger aristokratisch, oder demokratisch seyn kann, je nach den Umständen und dem Geiste des Zeitalters.

In den Bürgerversammlungen darf niemand reden, als die präsidierenden Oberalten. Wagt es jemand anders, so soll er hundert Thaler Strafe zahlen, und aus der Versammlung verwiesen werden. — Dieß ist, der Verwirrung und des Geräusches wegen, die aus dem Gegen-

theile entstehen würden, eine sehr weise Einrichtung; in den Collegiem aber, welche Unterabtheilungen des Ganzen sind, wie Sie gleich hören sollen, kann ein jeder reden. Der Collegien sind drey.

1) Das der Oberalten, welches aus funfzehn Personen besteht, drey aus jedem der fünf Kirchspiele. — Hat irgend ein Bürger über den Rath zu klagen, so wendet er sich an dieses Collegium, welches dann Beschwerde führt, und, im nöthigen Falle, die Sache vor den Bürgerconvent bringt. Die Oberalten wählen sich selbst, müssen aber das neue Mitglied aus den Sechzigern nehmen.

2) Das Collegium der Sechziger besteht aus den funfzehn Oberalten und aus den Diaconen, deren jedes Kirchspiel neune schickt. Sie sind die eigentlichen Vorsteher der Bürgerschaft in Kirchen- und Schulsachen, besetzen auch geistliche und Schulstellen. Die Oberalten sind besoldet, diese aber nicht. Die neuen Mitglieder dieses Collegiums werden von den Oberalten gewählt, müssen aber aus den Subdiaconis genommen werden.

3) Das Collegium der Hundertundachtziger besteht aus den Subdiaconen, deren jedes Kirchspiel vier und zwanzig liefert, und aus den Sechzigern. — Folglich ist hier das ganze Collegium der Sechziger; und da in den Sechzigern

auch die Oberalten enthalten sind, so finden sich in dem Collegium der Hundertundachtziger alle drey vereiniget; folglich bestehen die drey Collegien aus nicht mehr als hundert und achtzig Personen; folglich wird die ganze Hamburger Bürgerschaft in den Bürgerversammlungen, welche wie ich oben bemerkt habe, selten sonst jemand besucht, von hundert und achtzig Personen repräsentiert.

Die Subdiaconen wählen für jede Kirche sechs Adjuncti. — Sobald sechs Subdiaconate, oder Stellen von Subdiaconen vacant sind, treten die sechs Adjuncti ein, und man wählt wiederum sechs neue Adjuncti, mehrentheils aus dem Stande der Kaufleute.

So demokratisch auch, beym ersten, oberflächlichen Blicke, die Verfassung von Hamburg aussieht, so werden Sie doch, bey näherer Untersuchung finden, daß sie nichts anders, als eine weise, wohlgemischte Aristokratie ist. Die Wahlen sind alle so eingerichtet, daß der große Haufe weder unmittelbaren Einfluß hat, noch individuelle Repräsentation dabey genießt, und daß man bey Besetzung einer jeden Stelle immer mehr, oder weniger auf die αριςοι sehen wird, d. h. auf Leute von Charakter und Eigenthum; denn da die entledigten Stellen nicht von dem Volke, sondern von den schon vorhandenen Mitgliedern eines jeden Collegiums besetzt werden, so liegt

einem jedem natürlich daran, wer und was für ein Mann ihm jedesmal an die Seite gesetzt werden wird.

Auch kann bey den allgemeinen Bürgerversammlungen die große Menge keinen gar wichtigen Einfluß haben! Wer nicht ein erbgesessener, oder saßhafter Bürger ist, d. h. ein Eigenthum von tausend oder zwey tausend Thalern besitzt, hat gar nichts dabey zu schaffen; aber auch selbst die hier qualificierten haben bey der allgemeinen Bürgerversammlung, wenn sie auch alle dabey erscheinen wollten, nur in so fern Einfluß, daß sie ihre Stimme geben, nicht aber reden dürfen. — Eine ganz andere Form würde das Ganze bekommen, wenn die Wahlen von unten herauf, nicht von oben herabkämen, d. h. wenn die Stellen in den Collegien nicht von den Collegien selbst, sondern durch die allgemeine Bürgerstimme besetzt würden. — Daß seit einiger Zeit, wie man mich versichern will, die Stimme des Publikums, d. h. die große Mehrheit, einen merklichen Einfluß auf das Ganze haben soll, ist nicht sowohl Sache der Verfassung, als Wirkung des Zeitgeistes und der Umstände.

Was endlich den Rath betrifft, so versteht es sich von selbst, daß dieser der eigentlich und vorzüglich aristokratische Theil der Verfassung ist.

Indessen ist das Einkommen des Staats in den Händen der Bürgerschaft und nicht des Raths.

Eben so sind auch die öffentlichen Abgaben und alle Geldsachen im Besitze der Bürgerschaft; aber die Zahl derer, die das Ganze übersehen können, ist äußerst eingeschränkt. Das Staatseinkommen ist ein Geheimniß, und steht unter der Kämmerey, oder den sogenannten Kammerherren. An diese wird alles Einkommen geliefert; sie führen die Rechnungen, wovon aber die übrigen Bürger nie etwas zu sehen bekommen; ja diese Männer sind durch die stärksten Eide zum Schweigen verpflichtet. Ein jeder entrichtet seine Abgaben nach seinem Vermögen, worüber ihm aber keine Fragen gethan werden. Er legt seinen Beytrag in einen Kasten, und die Kammerherren sehen nicht einmal zu, ob sie schon gegenwärtig sind. Ich habe mit verschiedenen Männern, die Hamburg, seine Verfassung und alles, was dahin gehört, sehr genau kennen, gesprochen, aber keinen einzigen darunter gefunden, der sich getrauete, eine Summe zu bestimmen. Indessen kommen mehrere darin überein, daß es nicht wohl unter drey Millionen Mark seyn könne. — Es würde eine Anmaßung seyn, wenn ich nach diesen Männern eine Meinung wagen wollte; indessen, wenn ich so mancherley Umstände und Thatsachen zusammennehme, gestehe ich, daß ich mich eben nicht wundern würde, wenn ich je erführe, daß das Einkommen des Hamburgischen Staates weit beträchtlicher ist, als die genannte Summe.

Hamburg hat, wie alle Freystaaten, seine Stürme gehabt! Aber sie sind durch verschiedene Vergleiche und Recesse besänftiget worden, und in diesen muß man die Verfassung des Hamburgischen Staates, so wie sie jetzt ist, suchen. — Die letzten Unruhen endigten 1708. als eine kaiserliche Commission hierherkam, die bis 1712. saß. Was da beschlossen wurde, sollte in Zukunft als Fundamentalgesetz gelten; es finden sich aber in diesen Beschlüssen mehrere Puncte, die nie von der Bürgerschaft angenommen worden sind. Einige andere Dinge ließ die Commission damals unvollendet; sie sind aber seitdem ins Reine gebracht worden.

Mit vielen der hiesigen Staatsbedienungen hat man eine Einrichtung getroffen, die vollkommen zur Zufriedenheit der Bürger zu seyn scheint. Man soll hier an hundert und dreyßig Bedienungen haben, die sonst der Rath vergab, die aber seit 1684. zum Besten der Kammer an die Meistbietenden verkauft werden, weil sich die Bürger beschwerten, daß der Rath diese Stellen seinen Creaturen gäbe. Einige darunter sind so beträchtlich, daß sie gleich das erste Mal für zwanzig tausend Mark verkauft wurden. Seitdem muß aber der Preis sehr gestiegen seyn.

Die Hamburger Truppen bestehen aus zwey tausend sieben hundert und drey und siebzig Mann.

Ihre Zahl war sonst viel beträchtlicher, und kostete jährlich vier hundert und fünf und siebzig tausend und vier Mark. Aber im Jahre 1772. wurden die Artilleristen um die Hälfte, und die Infanteristen um ein Sechstel vermindert. Das Ganze besteht jetzt aus zehn Compagnien Infanterie, einer Comp. Artilleristen, und einer Comp. Dragoner. Die sämmtlichen Artilleristen machen zwey und neunzig Köpfe, die Dragoner nur siebzig. Die zehn Compagnien Infanterie bestehen aus einem Obersten, zwey Majors, sieben Hauptleuten, drey Stabshauptleuten, zehn Ober und zehn Unterlieutenants, zehn Feldwebeln, zehn Führern, ein und dreyßig Sergeanten, sechzig Corporalen, einem Regiments- und zwanzig Compagnietambours, einem Profoß, ein tausend fünf hundert und zwey und neunzig Gefreyten und Musketiers.

Mit diesen Truppen muß man die Nachtwächter nicht verwechseln. Diese letztern sind ein sonderbares Corps, denn sie werden nicht zum Militär gerechnet, und haben doch alles Aeußere davon, als Gewehr, Montur, Fahne, Spiel und Wachthäuser; ziehen auch auf, und halten Parade. Kurz, so lange man dem Fremden nicht sagt, daß sie Nachtwächter heißen, wird und muß er sie als einen Theil der Garnison betrachten. Sie bestehen aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, einem Fähnrich, Corporalen und

Gemeinen, und machen zusammen drey hundert und siebzehn Mann.

Weder die Nachtwächter noch das eigentliche Militär bewachen in der Nacht die Stadtmauern. Dieses geschieht von den Bürgern, die entweder den Dienst selbst thun, oder ihren Mann stellen, d. h. dafür bezahlen müssen. — Die gesammte Bürgerschaft ist, innerhalb der Stadt, in fünf und funfzig Hauptmannschaften getheilt. Eine jede hat ihren Hauptmann, und der älteste in jedem Kirchspiele ist Oberstlieutenant, oder, wie man ihn auch nennt, Colonelbürger. Jedes Kirchspiel bildet ein Regiment, und hat einen Rathsherrn zum Obersten. Sie werden nicht besoldet, und die Gemeinen tragen keine Montur; die Officiers sind in Scharlach gekleidet. — Auch die hiesigen Gelehrten sind von diesem Dienste nicht ausgeschlossen, sie müßten denn Doctoren oder Licentiaten seyn. — Diese Bürgerwache macht einen freylich sehr unmilitärischen Aufzug, und ist daher ein Gegenstaud des Scherzes vieler Fremden und zum Theil der Einwohner. Außerdem, daß die Gemeinen keine Montur tragen und sehr schlecht exerciert sind, finden sich auch viele alte und arme Männer darunter, die gewisser Maßen ihren Unterhalt damit gewinnen, daß sie ohne Unterlaß für ihre reichern Mitbürger auf die Wache ziehen, und dafür bezahlt werden. Man nennt sie spottweise Spadbürger, welches ungefähr das

nehmliche ist, als das bekanntere Wort Spießbürger. Die Benennung kommt von dem alten Worte Spade her, welches Schwert bedeutet, und also mit dem Italiänischen Spada und dem Englischen Spade einerley ist. Freylich bedeutet das Englische, welches Johnson aus dem Isländischen und Holländischen herleitet, jetzt einen Spaten, das gewöhnliche Instrument, die Erde umzugraben; allein das Platdeutsche Wort, von dem doch das Englische kommt, bedeutet, wie Sie sehen, ein Schwert. In diesem Sinne kommt es im Englischen im Kartenspiele vor, welches aber wenig Engländer wissen. Sie nennen nehmlich Spade die Farbe, welche die Franzosen und Deutschen Pique nennen. Beides ist freylich eine sehr unschickliche Benennung für das schwarze Herz in unsern gewöhnlichen Karten; aber suchen Sie diese Farbe in einem ächt Italiänischen Kartenspiele auf, und Sie werden wirkliche Schwerter finden.

Außer dem Dienste, den die Truppen, Bürgerwachen und Nachtwächter leisten, müssen auch die Spritzenleute, vier Monate im Jahre, nehmlich im November, December, Januar und Februar, Nachtwächterdienste thun. Sechzig derselben ziehen alle Nächte auf die Wache, und durchwandern alle Gassen der Stadt. — Die ganze Zahl der Spritzenleute beläuft sich auf sechs hundert und vierzehn. — Die Stadt hat fünf und

zwanzig große Spritzen, neun Schiffspritzen, zwey Reservespritzen und acht Tragspritzen. — Der Dienst dieser Leute ist eine sehr wohlthätige Anstalt, des Feuers wegen, sowohl als zur mehreren Sicherheit der Stadt, da die langen Nächte der vier genannten Monate zu so manchen Verbrechen einladen, wozu der übrige Theil des Jahres weniger bequem ist. Sie haben große, mit Eisen beschlagene Stäbe, welche sie so schleppen, daß das Eisen auf den Steinen der Gasse einen harten Laut giebt. — Ich fand in der Folge, daß man Anfangs Mühe hat, an diesen Laut sich zu gewöhnen, und ich wurde in den ersten Wochen sehr oft dadurch aus dem Schlafe geweckt. Wenn man unbaß ist, so kenne ich nichts traurigeres, als dieses ewige Geklimper, das Sie immer wieder weckt, wenn die ermattete, oder von Schmerz gequälte Natur allmählich in Ruhe sinkt.

Wir haben nun Hamburg als eine Stadt, als eine Festung und als einen militärischen Staat gesehen. Es läßt sich also erwarten, daß sie auch einen Commendanten hat. Seine Geschäfte sind freylich weder groß noch wichtig; dafür aber haben sie dieser Stelle einen gewissen Glanz zu geben gesucht. Man wählt dazu gewöhnlich einen General irgend einer auswärtigen Macht. Man giebt ihm den Titel Excellenz, der ihm vermuthlich als auswärtigem General schon gehörte. Auffallend ist es aber doch, daß man diesen Titel,

den keiner der Regenten des Staats hat, einem Manne giebt, der nur ein besoldeter und abhängiger Diener desselben ist. — Uebrigens erwartet man hier gar nicht, daß er ein großes Haus halte, sich mit Glanz zeige, oder auf irgend eine Art die honneurs der Stadt mache.

Ueber die gegenwärtige Bevölkerung von Hamburg habe ich, aller Bemühungen ungeachtet, nichts zuverlässiges erfahren können. — Schon 1760. setzten sie einige auf hundert und zwanzig tausend Seelen, während daß andere sie auf neunzig tausend herabbringen wollten. Man nahm dann gewöhnlich eine bescheidene Mittelzahl an, nehmlich hundert tausend, und das ist die Zahl, die Sie auf vielen statistischen Listen, die vor fünf und mehreren Jahren gedruckt sind, finden. Seitdem aber hat sich die Sache sehr verändert. — Herr von Heß, (dessen Werk aber schon vor der Französischen Revolution gedruckt worden ist,) geht durch mehrere Operationen, und erhält das Resultat von sieben und neunzig tausend und drey und funfzig Seelen für das Jahr 1760. — Durch die Berechnung einer Menge von Todtenlisten bis in das Jahr 1788 bringt er vier und neunzig tausend fünf hundert und neun und zwanzig Seelen, und, noch durch eine andere Operation, sechs und neunzig tausend drey hundert und fünf und sechzig heraus; und bey dieser Bevölkerung bleibt er. — Seit 1788 und

hauptsächlich seit dem Anfange des gegenwärtigen Krieges hat sich die Volksmenge außerordentlich vermehrt, und der gemeine, ziemlich allgemeine Glaube ist jetzt, daß Hamburg wohl nicht weniger als hundert und dreyßig tausend Seelen enthalten könne. — Ich bin keineswegs dieser Meinung, und hier sind meine Gründe. — Nehmen Sie die Volksmenge von sechs und neunzig tausend drey hundert und fünf und sechzig zur Grundlage an: und ich habe nicht gehört, daß man eine bessere, oder richtigere hätte. Hätten sich in Hamburg nicht besondere Fälle ereignet, wäre die Bevölkerung und ihr allmählicher Wachsthum ihren gewöhnlichen Gang gegangen, so würden sich die sechs und neunzig tausend drey hundert und fünf und sechzig Menschen in einer großen und wohlhabenden Stadt, wo Luxus und große Sterblichkeit Hand in Hand gehen, im Verlaufe von neun Jahren, nicht um drey tausend sechs hundert und fünf und dreyßig Seelen vermehrt haben. Aber so unwahrscheinlich dieses auch ist, so will ich es annehmen, und so wäre in diesem Augenblicke die Bevölkerung von Hamburg gerade hundert tausend. — Nehmen Sie nun an, daß durch die vermehrte Handlung und durch die zunehmenden Geschäfte aller Art, besonders seit dem Jahren 1795, eine Menge Menschen sich nach Hamburg gedrängt und dort niedergelassen haben, oder als Fremde noch dort leben und Geschäfte

treiben; rechnen Sie dazu eine große Zahl von Handwerkern und Arbeitern aller Art, welche sich allemal in dem Maße vermehren, in welchem die wohlhabendern Classen zunehmen; kurz, setzen Sie das alles zusammen auf zehen tausend Seelen: und Sie werden mir einräumen, daß das ein sehr großer Zuwachs für eine Stadt ist, die schon vorher ziemlich stark bewohnt war. Rechnen Sie endlich, daß die Zahl der Emigrierten, die jetzt dort leben, sich auf fünf tausend belaufe: und auch diese Zahl wird niemand leicht für zu niedrig angenommen halten, der die Emigranten und ihre Beschäftigungen kennt. — Ich habe an mehreren Orten bemerkt, daß man sich außerordendlich in der Zahl dieser Menschenclasse irrt, und sie darum für sehr groß hält, weil man diese Personen in allen Gassen, an allen öffentlichen Orten, auf allen Spaziergängen findet. Man bedenkt nicht, daß die mehresten derselben wenig beschäftiget sind, daß die dem Franzosen natürliche Lebhaftigkeit ihm nicht erlaubt, ruhig auf seinem Zimmer zu sitzen, daß er überall seyn, alles sehen, alles hören will, und daß er eben so sehr sich gern hören läßt; folglich, daß man die Einwanderung von tausend Französischen Emigranten an einem Orte eben so sehr gewahr werden wird, als die Zunahme von mehreren tausenden beschäftigten Bürgern, die von ihrer Hände Arbeit leben. Kurz, in diesem Augenblicke glaube

ich kaum, daß fünf tausend Emigranten aller Art zu Hamburg seyen. Nehmen Sie indessen alle diese Zahlen für voll an, ja vermehren Sie sie noch mit ein paar Tausenden, im Falle es doch möglich wäre, daß ich mich geirrt hätte; und Sie werden höchstens hundert und siebzehn tausend Seelen herausbringen. — Wäre dem so, so fänden sich in diesem Augenblicke zu Hamburg zwanzig tausend Seelen mehr, als vor neun Jahren. Ich sehe kaum ein, wo sie Platz finden sollten. Die Zahl der neuen Häuser, die seitdem in der Stadt gebaut worden sind, beläuft sich nicht auf mehrere hunderte; und die alten waren auch vorher schon ziemlich besetzt. Freylich sagt man, daß die Armen, bey der beständig höher steigenden Miethe, sich immer mehr und mehr zusammendrängen; aber man bedenke doch auch, daß diese Menschenclasse zu allen Zeiten und in allen großen Städten schon so kümmerlich als möglich wohnte; daß durch den zunehmenden Wohlstand von Hamburg, viele Familien aus den niedrigsten Classen in bessere Nahrung gekommen sind, und, anstatt sich einzuschränken, sich ausgebreitet haben. Am allermeisten aber findet diese Ausbreitung in den bessern Classen der Einwohner Statt. Die Zahl der Kaufleute und Krämer hat sich nicht nur sehr vermehrt, sondern die, welche schon vorher da waren, sind auch viel reicher geworden, und der Luxus hat sichtlich zugenommen. Zu diesem aber gehört es

ganz vorzüglich, daß die Menschen ihre Wohnung nicht nur verschönern, sondern auch erweitern. Es ist in allen wohlhabenden Städten Deutschlands, und besonders in solchen, deren Wohlstand im Zunehmen ist, eine allgemeine Erfahrung, daß die nehmliche gegebene Zahl von Menschen ohne Unterlaß einen größern Raum braucht, auf dem sie lebt. — Das Ende von dem allen ist, daß wenn man die gegenwärtige Bevölkerung von Hamburg zwischen hundert und zehn tausend bis hundert und funfzehn tausend annimmt, die Mittelzahl von hundert und dreyzehn tausend der Wahrheit vielleicht am nächsten kommen wird.

Die Menge des Landvolks auf dem Hamburger Gebiete setzt Herr von Heß, (also in 1788) auf fünf und zwanzig tausend acht hundert und sechzig Seelen.

Neunter Brief.

Lafayette zu Hamburg mit seiner Familie und den Uebrigen, die zu Brün gefangen saßen. — Geldverhandlung der Stadt Hamburg mit Frankreich, als dieser Ort den Französischen Minister anzunehmen sich geweigert hatte. — Hamburg zahlt an Frankreich eine beträchtliche Summe. — Was versteht man durch Hamburg? — Von wem die Summe geborgt — und wie sie wieder abgetragen wird — nur ein Theil derselben fällt im Grunde auf die Stadt. — Noch etwas über Sievekings Gesandtschaft und über ihn selbst.

Ich bin wieder seit mehrern Tagen auf dem Lande gewesen, sonst hätte ich Ihnen von einem gewissen Frühstücke geschrieben, bey dem ich den General Lafayette, seine Familie und die übrigen Gefangenen aus Brün sah. Sie kamen zu Anfange dieses Monats hierher, und sind seitdem durch eine Reihe von Einladungen und Vorstel-

lungen gegangen, die nicht ohne Beschwerde gewesen seyn können; denn man hat ihnen selten einen Augenblick der Ruhe gegönnt. — Oeffentliche Ehre, oder Aufmerksamkeiten (das heißt, von Seiten des Staats) hat man ihnen hier nicht erzeigt, wie sich denn das auch nicht erwarten ließ; aber desto mehr hat sich das große Publikum mit ihnen beschäftiget. Eine Menge Leute, die nur irgend eine Art von Vorwand finden konnten, haben sie besucht, oder sich bey ihnen vorstellen lassen. Vor dem Wirthshause, in welchem sie wohnten, versammelte sich ein zahlreiches Volk, und selbst auf der Gasse gingen sehr anständige Leute zu gewissen Zeiten auf und ab, in der Hoffnung, irgend jemand von der Familie zu sehen.

Lafayette ist, wie Sie wissen, ein Mann von vierzig und etlichen Jahren, eine gute Figur, voller Annehmlichkeit in Umgang und Rede, aber von einem ziemlich unbedeutenden Gesicht. Ich fand ihn, in seinem Aeußern, nur wenig verändert, ob das schon eine ganz andere Lage war, in der ich ihn einst zu Paris sah. Auch jetzt noch trug er die Französische Nationalcocarde. — Die Gesellschaft, in der ich ihn traf, war sehr zahlreich. Alles drängte sich an, und manche thaten Fragen an ihn, die ich freylich nicht gethan haben würde, auf die ich aber gar sehr seine Antwort zu hören wünschte. Besonders mußte er viel von Brün und seiner dortigen Lage erzählen. Da so mancherley darüber

gesagt und geschrieben worden, und so viel widersprechendes darüber in die Welt gegangen ist, so kann es Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Einiges umständlich wiederhole. Aus seinem eignen Munde also kann ich Ihnen sagen, daß das Gefängniß, in dem er saß, kein finsteres, unterirdisches Loch war. Es war ein ziemlich hohes Zimmer, dessen Fenster zwar so hoch waren, daß sie ihm nicht hinauszusehen erlaubten, die er aber doch öffnen, und durch die er Luft einlassen konnte. Seine Tafel war zu allen Zeiten anständig, und enthielt etliche Gerichte. Daß diese nicht immer auf das beste zubereitet waren, läßt sich, aus der Natur der Sache, leicht erwarten; auch kann ich sehr wohl begreifen, daß ein Pariser von Rang und Vermögen einen beträchtlichen Abstand zwischen einer Mährischen Küche und der Tafel fand, an die er vorher gewöhnt gewesen war. — Er bekam Bücher aller Art, und so viele, als er wollte, nur mußten sie vor dem Jahre 1789 erschienen seyn. — Er ist in seinem Gefängnisse nicht gemißhandelt worden; niemand hat ihm persönlich übel begegnet, und der Officier, der beständig um ihn war, ist unausgesetzt höflich gegen ihn gewesen. — Er war nie angekettet! — (Vielleicht fällt es Ihnen sonderbar auf, daß ich diese Bemerkung wiederhole. Aber man hatte, wie so vieles andere, auch dieses erzählt.) — Seine Lage hatte, außerdem daß er seiner Freyheit beraubt war, noch so manches andere,

das hart und drückend seyn mußte, und das theils die Natur der Sache von selbst mit sich brachte, theils durch die Schuld derer geschah, denen er anvertraut war, und das in ihrem Mangel an Delicatesse, in ihrer Art und Verschiedenheit zu sehen und zu fühlen, und in einer gewissen Hartherzigkeit seinen Grund hatte, die mehr oder weniger allen Kerkermeistern eigen ist. — Aus dem allen kann ich nicht sehen, daß ein besonderer Befehl der Obern da war, ihn härter zu behandeln, als es die Lage eines Gefangenen fordert, und von selbst mit sich bringt. Aber die Befehle, ihn zu bewachen und fest zu halten, scheinen sehr strenge und pünktlich gewesen zu seyn: und in solchen Fällen geschieht es denn immer, daß diejenigen, die sie auszuüben haben, durch Aengstlichkeit und Furcht den Geist der Befehle übertreiben: welches denn natürlich auf Kosten des Gefangenen geschehen muß. — Hart und grausam war es, daß man ihn und seine beiden Freunde jahrelang im nehmlichen Gebäude sitzen ließ, ohne daß je der eine von den andern beiden das geringste erfuhr. Ueberhaupt blieben sie über alles, was seit ihrer Gefangennehmung in der Welt vorgegangen war, in der tiefsten Unwissenheit; und erst dann, als Madam Lafayette zu ihrem Gemahl kam, erfuhr er die neueste Geschichte von Europa, und die großen und schaudervollen Begebenheiten der Französischen Revolution. — Madam ließ sich nun mit ihm einsperren, und

von dem Augenblicke an, wurde die ganze Familie abermals in der Unwissenheit gehalten, in der er vorher gewesen war. Als er vor einigen Wochen Brün verließ, hörte er zum ersten Male den Namen Buonaparte.

Madam Lafayette, eine kleine Frau mit einem ausdrucksvollen Gesichte, soll mit ihm ungefähr von gleichem Alter seyn; aber ihr Körper ist so zu Grunde gerichtet, daß sie zehn Jahre älter zu seyn scheint, als ihr Gemahl. Sie hat in der langen Gefangenschaft schrecklich durch rhevmatische Uebel gelitten; ihre Füße sind geschwollen, ihr Gesicht ist blaßgelb, und ihre Bewegungen gelähmt und mit Beschwerde verknüpft. — Die Töchter, beide ziemlich erwachsen, scheinen, so wie der Vater, am wenigsten durch das Gefängniß gelitten zu haben. Desto mehr ist Herr Büreau de Puissy zu Grunde gerichtet, ein Mann, der mir sehr interessant und geistreich zu seyn scheint. — Der andere Mitgefangene war nicht gegenwärtig, und von den übrigen Frauenzimmern auch keine. Die ganze Gesellschaft dieser gewesenen Gefangenen macht funfzehn Personen aus.

Ehe der General Lafayette seine völlige Freyheit erhielt, legte man ihm eine lange Reihe von Bedingungen vor, die er auf sein Ehrenwort eingehen und unterschreiben sollte. Die mehresten schlug er geradezu ab. Er sollte sich anheischig machen, nicht in Deutschland zu bleiben, nicht nach Frankreich

zurückzukehren, nie wieder in die Oestreichischen Lande zu kommen rc. Unter die letzte Bedingung, die er einging, schrieb er: „Sauf les droits de mon pays:“ welches denn wohl nichts anders heißen kann, als daß er sich vorbehält, als Französischer Gesandter, oder mit einer Französischen Armee wieder dahin zu gehen. — Nur eine gewisse Zahl von Tagen zu Hamburg zu bleiben, ist ein Punkt, den er auch eingegangen ist. — Die ganze Familie wird sich von hier in das Holsteinische wenden, in die Gegend von Plön, wo eine Verwandte von Lafayette ein Gut besitzt. Da, heißt es, werde er den Winter zubringen, um künftiges Frühjahr nach America zu gehen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er Absichten auf sein Vaterland hat, wo er vielleicht auf eine neue Revolution hofft. So viel ist gewiß, daß die Partey in Frankreich, über die das Directorium kürzlich gesiegt hat (am 18ten Fruktidor) noch immer sehr stark, und, nach den letzten und besten Nachrichten sehr thätig ist. Das ganz widerrechtliche und unconstitutionelle Verfahren des Directoriums hat allgemeines Schrekken in Frankreich verbreitet: und in der That hat nie ein König dieses Landes, durch lettres de cachet, gewagt, was wir kürzlich von dem Directorium erlebt haben. — In England muß doch auch dem niedrigsten Menschen, förmlich und öffentlich, der Proceß gemacht werden, ehe man ihn nach Botany-Bay schicken kann; und hier werden eine

Menge Glieder der Souveränität gefangen und in andere Welttheile geschickt, ohne daß man sich nur die Mühe nimmt, dem Publikum einige rechtliche Beweise ihrer Schuld vorzulegen. Die republicanischen Franzosen, die sich ihrer Geschäfte wegen hier aufhalten, reden auch ziemlich frey davon, und behaupten zu wissen, daß in Frankreich selbst die ganze Geschichte von vielen für erdichtet gehalten wird, und daß man glaubt, das Directorium habe sie erfunden, um zwey ihrer Brüder und eine gewisse Zahl von Mitgliedern beider Räthe zu entfernen.

Uebrigens war die Gesellschaft, in der ich die aus Brün angekommene Familie traf, ein sonderbares Gemische von Menschen, die sehr verschiedene Grundsätze haben. Hier fanden sich unter dem nehmlichen Dache, an der Seite derer, die vor fünf Jahren das Opfer der ersten republikanischen Partey wurden — der Französische und der Spanische Minister, constitutionelle und republikanische Franzosen aller Art, und aller verschiedenen Zeitperioden; ein Spanier, der ein alter Bekannter von Lafayette ist, und ein anderer, der unter Buonaparte gedient hat; ein Deutscher, der den Krieg in der Vendee mitgemacht hat, und noch in Französischen Diensten ist, und nebenher Menschen aus zehn verschiedenen Ländern.

Auch ohne Ihr Verlangen hätte ich Ihnen, lieber Freund, über die Geldverhandlung geschrieben,

die die Stadt Hamburg vor ungefähr zwey Jahren mit Frankreich hatte. Der Vorfall ist merkwürdig genug, und ich würde ihn schon längst behandelt haben, wenn ich nicht noch immer gehofft hätte, über einige Puncte etwas ganz Zuverlässiges zu erfahren. Man hat sich bemüht, den Belauf der Summe, die Hamburg an Frankreich entrichtet hat, in ein tiefes Geheimniß zu vergraben, und, was noch mehr ist, so mögen viele Einwohner gar nicht einmal gerne darüber reden.

Sie wissen, daß Frankreich vor ungefähr zwey Jahren einen Minister hierher schickte, welchen der Rath anzunehmen sich weigerte, weil Hamburg, so wie alle freyen Reichsstädte, einen Theil des Deutschen Reichs ausmacht, welches damals mit Frankreich im Kriege war. — Das Verfahren des Rathes dünkte mich natürlich genug; allein der Französisch gesinnte Theil der Hamburger Bürgerschaft machte ihm Vorwürfe, und tadelte wenigstens, wenn seine Gründe nicht weiter reichten, die Art, mit der man den Französischen Minister abwies. Man klagte dabey über den aristokratischen und antifränkischen Geist des Rathes, der, so wie alle Regierungen, der neufränkischen nicht eben sehr gewogen seyn kann. Frankreich nahm die Sache hoch auf. — (Vielleicht hatte es diesen Minister bloß deßwegen an eine reiche Stadt geschickt, um etwas zu haben, worüber es zürnen könnte. Großmüthig war es auf alle Fälle nicht,

in diesem Zeitpunkte und unter den damaligen Umständen, durch die Sendung eines neuen Ministers einen kleinen Staat in Verlegenheit zu setzen, der dem Kaiser und Reiche dafür verantwortlich ist.) — Die hiesige Regierung schien die Sache bey weitem nicht so zu Herzen zu nehmen, als der handelnde Theil der Stadt. Dieser schickte Herrn Sieveking nach Paris, einen großen Kaufmann und guten Kopf. Er ging mit ein paar Begleitern, und mit einer gewissen Parade, so daß seine Sendung das Ansehen einer Gesandtschaft hatte, von der jedoch der Staat sagen konnte, daß er sie nicht geschickt habe, ja von der er behaupten konnte, daß ihm die ganze Sache nichts anginge, und daß er sie nie officiell gewußt habe. — Herr Sieveking verhandelte nun mit der Französischen Regierung für Hamburg, ohne daß man den Begriff Hamburg eigentlich entwickelte. Frankreich ließ sich die Gesandtschaft in Gnaden gefallen, ohne das Creditif zu genau zu untersuchen, und nahm seine Drohungen für eine Summe Geldes zurück, worauf es vermuthlich abgesehen war. Hamburg (was und wen man durch Hamburg meinte, wurde nicht diplomatisch untersucht) bezahlte die Summe, der Französische Minister blieb zu Altona, wohin er sich begeben hatte, und über ihn wurde nichts weiter bestimmt. — Erst vor acht Monaten, nach dem Anfange der Friedensunterhandlungen, kam er förmlich nach Hamburg. — Als Herr Sieveking zurückkam,

wurde die Summe aufgetrieben; — aber von wem? — Nicht von dem Rathe, nicht von der Bürgerschaft; also nicht von Hamburg, und doch von Hamburg! Die angesehensten und größten Handelshäuser dieser Stadt traten zusammen, borgten die Summe von der hiesigen Admiralität, einer Kammer, die sehr reich ist, und wurden über die Art unter einander eins, wie das Darlehn wieder abgetragen werden sollte. Man machte nehmlich verschiedene Auflagen, besonders auf Schiffseigenthum und Polizen. — Aber wie können Kaufleute Abgaben auflegen? — Gerade so, wie Sie und ich! Es ist eine Uebereinkunft unter denen, die gewisse Dinge vorzüglich in ihren Händen haben, und die eben dadurch andere zwingen können, zu ihren Zwecken zu stimmen. Ich habe noch nicht gehört, daß sich einer geweigert hätte; trüge sich der Fall zu, so hätte man freylich kein rechtliches Mittel, ihn zu zwingen, aber ich glaube, er würde keinen Vortheil davon haben, weil er sich dadurch die Feindschaft eines großen und mächtigen Körpers zuzöge, der ihm bey jeder Gelegenheit seinen Unwillen fühlen lassen würde. Uebrigens fällt nur der kleinste Theil dieser Abgaben eigentlich auf die Stadt Hamburg, wie Sie gleich hören sollen. — Die Schiffseigenthümer wurden einig, für jedes Schiff, oder für jeden Theil eines Schiffes eine gewisse Summe, nach Lasten berechnet, abzugeben. Für diese Abgabe aber weiß sich ein jeder sehr leicht

schadlos zu halten; denn er schlägt sie, wenn die Güter sein Eigenthum sind, auf die Waaren, oder, wenn die Ladung nicht sein eigen ist, auf die Fracht. — Eben so ist es mit den Polizen, oder Versicherungsscheinen. Die, welche Schiffe assecuriren, wurden unter einander einig, keine Polize, oder Assecuranzschein, zu unterschreiben, das Papier habe denn einen gewissen Stempel. Wer also eine Polize haben will, muß natürlich auch für den Stempel bezahlen; er hat keine Wahl darüber, weil er sonst keinen solchen Schein bekommt. Da nun aber die Assecuranzcompagnien nicht nur für Hamburg, sondern für die ganze Welt Schiffseigenthum versichern, so tragen die Hamburger diese Abgabe eben so wenig, als die Engländer einige der ihrigen, die eigentlich nicht so wohl auf England, als auf die ganze übrige Welt fallen. Denn was der Hamburger von eigenen Gütern versichern läßt, ist immer nur unbedeutend gegen die ganze Masse von Gütern, die hier versichert werden: und das vorzüglich während dieses Krieges, da diese Stadt nicht nur ein Hauptcomtoir des ganzen Europäischen Handels, sondern auch der Zwischenort des Handels zwischen den kriegführenden Mächten gewesen ist, und noch ist.

Ich habe eine gedruckte Verordnung vor mir, welche die Abgaben von den Versicherungsscheinen bestimmt.

Eine Polize an Werth

				Hamb. Currant.	
bis	300 Mark Banco bezahlt	—	Mark	8	Sch.
—	600 —	—	1	—	
—	1000 —	—	1	8	
—	10,000 —	—	3	—	
über	10,000 —	—	6	—	

So wenig nun auch diese Abgabe für Hamburg drückend ist, so ist doch ein großer Theil der hiesigen Einwohner unzufrieden damit, und nennt die Blätter, worauf die Polizen geschrieben werden, Stempelpapier. Vor diesem Ausdrucke aber hat man in allen freyen Staaten einen gewaltigen Abscheu, ungefähr wie die Engländer vor dem Kopfgelde, welches noch kein Minister einzuführen gewagt hat, ob er ihnen schon auf mittelbare Arten zehnmal so viel abnimmt, als man in andern Ländern an Kopfgelde bezahlt. So gar wahr ist es, daß die Menschen aller Länder und aller Himmelsstriche an äußern Zeichen, an Wörtern und Kleinigkeiten hängen, und daß es nicht so wohl auf die Summe ankommt, als auf die Art, wie man sie ihnen abnimmt. Deßwegen wollen denn auch andere durchaus nicht, daß die Hamburger Polizen auf Stempelpapier geschrieben wären, und daß man es schlechterdings nicht so nennen solle: und doch ist es im Grunde nichts anders, obschon kein eigentlicher Stempel darauf steht.

Da das Geld von der Admiralität geborgt worden ist, so hat man dieser gleich den Ertrag aller dieser Abgaben angewiesen. Man sagt, daß sie wohl nicht wieder aufgehoben werden wird, und daß, wenn die geborgte Summe einst abgezahlt ist, der Ertrag der Abgaben auf alle Zukunft für verschiedne gemeinnützige Zwecke angewiesen werden soll.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Rath und die Kämmerey, die Bank und die Commerzdirektoren das ganze Geschäft gemeinschaftlich abgemacht haben; nur durfte der Rath, als Rath, keine Hand darin haben. Uebrigens besteht ungefähr schon die Hälfte desselben aus Kaufleuten. Der Kaiser und das Reich können also den letzten nicht zur Rechenschaft darüber bringen; denn so bald die Sache zur Sprache käme, würde die hiesige Regierung sich rein davon lossagen, und die ganze Verhandlung für ein kaufmännisches Privatgeschäft erklären, in welches sie kein Recht hat, sich zu mischen.

Ich habe schon erinnert, daß Herrn Sievekings Sendung mit einer gewissen Parade begleitet war, die ihm gewisser Maßen das Ansehen eines öffentlichen Gesandten gab, während daß auf der andern Seite doch niemand behaupten konnte, daß die Begleiter nicht bloß als Freunde oder Gesellschafter mit ihm reisten. Der eine war der Domherr Meyer, der seitdem eine Beschreibung von dem

gegenwärtigen Zustande von Paris in zwey Bänden herausgegeben hat. Es ist die nehmliche, die der General Dumourier in das Französische übersetzt. — Der zweyte Begleiter war Herr Drewes, einst Lehrer von Sievekings Kindern, der aber seitdem Handelsmann geworden ist. Man hat von ihm ein Botanisches Bilderbuch für Kinder, das fortgesetzt wird.

Herr Sieveking selbst gehört unter die merkwürdigen Männer von Hamburg. Er war ursprünglich Diener bey dem Vater des jetzigen Etatsraths Voght, bekam in der Folge einen Antheil in der Handlung, und trennte sich nachher von dem Sohne in so ferne, daß der letztere sich vorzüglich den Amerikanischen Handel vorbehielt. Herr Sieveking macht jetzt eins der ansehnlichsten Häuser von Hamburg, treibt sehr ausgebreitete Geschäfte, und gilt für einen der besten und geschicktesten Kaufleute dieser Stadt. Sein Haus ist eins von denen, wo man am meisten empfängt, und wöchentlich ein paar Mal der Sammelplatz einer Menge von Menschen, unter denen man bisweilen Individuen aus den mehresten Ländern von Europa trifft. Sein Landhaus zu Neumühlen, dessen ich schon früher gedacht habe, ist ein wahrer Sitz der Gastfreundschaft. Seine liebenswürdige Gattin ist eine Tochter des Doktor Reimarus. —

Herr Sieveking (ich schreibe dieses 1799.) ist nicht mehr! Er starb zu früh für seine Gattin,

seine Kinder, seine Freunde! — Er war im Umgange lebhaft, unterhaltend, und besaß mannigfaltige Kenntnisse. Seine politischen Grundsätze waren republikanisch, oder vielmehr Französisch, d. h. er hing so sehr an dem Französischen Systeme, daß er manches zu vertheidigen suchte, was sein besserer Verstand verwerfen mußte. Ueber Fürsten erlaubte er sich gerne Spöttereyen, und sein Ausdruck war dann nicht immer gewählt. Man wirft ihm vor, daß er sich in dieser Rücksicht Unanständigkeiten habe zu Schulden kommen lassen, und daß er im Scherze und beym frohen Mahle Dinge gethan habe, die Anstoß gaben. Ich führe diesen Vorwurf bloß deßwegen an, um dazuzusetzen, daß ich in einer Bekanntschaft von sechs Monaten, in welchen ich ihn sehr oft in seinem Hause so wohl als in andern getroffen, nie etwas dieser Art gesehen habe. — Er wurde von seinen Freunden geschätzt und geliebt, und verlor selbst diejenigen nicht, deren politische Grundsätze den seinigen schnurgerade entgegengesetzt waren. — Das Portrait, das vor einiger Zeit zu Paris von ihm gestochen worden ist, ist ihm sehr ähnlich.

Zehnter Brief.

Oeffentliche Belustigungen und Unterhaltungen zu Hamburg. — Schaubühne überhaupt. — Anmerkungen über das Deutsche Theater. — Französisches Theater zu Hamburg. — Me. Chevalier. — Schröder. — Geschichte des Hamburger Theaters. — Kaffeehäuser. — Harmonie. — Vauxhall. — Wasserpartien. — Concerte. — Bälle.

Von den Unterhaltungen, die Hamburg innerhalb seiner Mauern anbietet, und die man das ganze Jahr hindurch genießen kann, nenne ich Ihnen vorzüglich die Schaubühne, die Harmonie und die Kaffeehäuser. Im Sommer muß man noch das Vauxhall und die Wasserpartien dazu setzen.

Fast möcht ich sagen, daß ich ungerne meine Gedanken über das hiesige Schauspiel, so wie über das Deutsche Theater überhaupt niederschriebe. Sie wissen, daß ich über diesen Punkt ganz und

gar nicht mit unsern Deutschen Landsleuten überein- stimme. — Als ich vor drey Jahren nach Deutsch- land zurückkam, und zu Wien bey weitem das nicht fand, was mich einige glänzende Beschreibungen davon hatten erwarten lassen, verwies man mich nach Sachsen. Ich fand gar bald, daß das Wie- ner Nationaltheater doch noch ungleich besser war, als die Gesellschaft, welche abwechselnd zu Dres- den und Leipzig spielte; und man sagte mir, das Deutsche Theater müsse man zu Berlin sehen. Ich fand zu Berlin einige ausgezeichnete Schauspieler beiderley Geschlechts; aber das Ganze ließ mich sehr unbefriedigt. — „Wo ist denn, fragte ich, jene Deutsche Kunst, auf die viele unserer Lands- leute so stolz sind, von der ich so oft gehört habe, als ich noch im Auslande lebte, und wovon man in den Theateralmanachen und in den Werken unserer Dramaturgen bis zum Uebedrusse liest?" — Da erfuhr ich denn, daß Hamburg das vorzüglichste Schauspiel hätte, und daß ich, so lange ich dieses noch nicht gesehen, von der Deutschen Bühne durch- aus nicht urtheilen dürfte. Und so wäre ich denn nun am Ende des Deutschen Reichs, hätte es in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden durch- wandert, auch zwischen ein die Münchner, Man- heimer und Frankfurther Theater gesehen, und hätte nun das Hamburger seit fünf Monaten besucht. Weiter kann ich nicht gehen, denn nach Coppenha- gen oder Stockholm wird man mich doch nicht

schicken, um die Deutsche Bühne aufzusuchen! Mein Schluß ist gemacht! Ich fürchte, lieber Freund, es giebt kein Deutsches Theater, keines, das sich mit den bessern der Franzosen und Engländer messen ließe. Wir haben hin und wieder vortreffliche Künstler und Künstlerinnen, aber nirgends ein Ganzes! Kaum wüßte ich mich eines Deutschen Schauspieles zu erinnern, das ich irgendwo gesehen, in dem nicht mehrere spielende Personen einen großen Theil der Wirkung vernichtet hätten, die ihre bessern Mitbrüder und Schwestern hervorbrachten. Am meisten fehlt es unserer Bühne an Schauspielerinnen, und ganz vorzüglich im Lustspiele aus den gesitteten Ständen. So lange es bloß auf Declamation, oder Carricatur ankommt, wissen sie sich noch so ziemlich zu helfen: und daher sehen wir auch eher ein Drama, und selbst ein Trauerspiel erträglich vorgestellt, als ein Lustspiel, welches natürlichen Anstand, Würde ohne Prunk, Leichtigkeit in Handlung und Ausdruck, und den Ton der guten Gesellschaft erfordert. Auch scheint es zugleich die Schuld der Schriftsteller, und mehr noch die des Publikums zu seyn. Unsere frühern, regelmäßigern Stücke sind beynahe vergessen; selbst Emilie Galotti wird nur selten mehr in Deutschland gespielt. Das Publikum verlangt Kraftstücke, Rotomontaden, Menschen, wie sie nirgends sind, und wie sie nie waren. Auch hier zu Hamburg ist Abellino ein Lieblingsstück. Wie wenig dazu gehöre,

solche dramatische Ungeheuer erträglich vorzustellen, schließe ich daraus, daß so mancher Schauspieler, so manche Schauspielerin, die mir im Lustspiele oder in unsern bessern Trauerspielen entweder unerträglich, oder mittelmäßig waren, in diesen Kraftstücken, wo es bloß auf Deklamation ankommt, (richtig oder falsch, das ist einerley) keineswegs eine verächtliche Figur machten.

Also — Auch das Hamburger Deutsche Theater ist kein schönes Ganze! — Sonderbar! Und hier an diesem nördlichen Ende von Deutschland fand ich vergangenen Sommer eine Französische Gesellschaft, die, ohne sich gerade durch Künstler der ersten Größe auszuzeichnen, eine solche Menge von mäßig guten Schauspielern und Schauspielerinnen hatte, daß sie nicht nur ein sehr angenehmes Ganze ausmachten, sondern so zusammen spielten, daß mich dünkte, ich hätte in England und Frankreich sehr wenig Provinzialtheater gesehen, die ich besser nennen möchte. Unter andern war hier eine Schauspielerin, die vorzüglich in den Operetten glänzte. Der Nahme der Me. Chevalier hat von Hamburg aus seinen Weg durch einen großen Theil von Deutschland gemacht, und wirklich ist sie eine Schauspielerin, die in ihrem Fache auch zu Paris nicht unbemerkt bleiben würde. Der Russische Kaiser hat sie vor einiger Zeit mit einem ansehnlichen Gehalte nach Petersburg berufen.

Wenn ich diese ganze Französische Gesellschaft kurz charakterisieren sollte, so würde ich sagen, sie ist wie Menschen, die durch Regeln und Formen gebildet worden sind. Unter solchen findet sich nichts Abgeschmacktes, nichts vorzüglich Schlechtes; freylich auch selten viel hervorstechend Gutes, oder Großes. Die mehresten Rollen sind gut besetzt, und mehrere Schauspieler und Schauspielerinnen sind so beschaffen, daß sie auch auf den bessern Theatern von Paris mitspielen könnten. — Diese Gesellschaft ist in der Wahl ihrer Stücke unter einem höchst unangenehmen Zwange, weil sie alles vermeiden muß, was nur im geringsten auf die Französische Revolution Beziehung hat. Und zu dieser Vorsicht ist sie nicht etwa durch die Obrigkeit des Ortes genöthiget, sondern durch die vielen Franzosen, die sich hier aufhalten, und den größern Theil der Zuschauer ausmachen, die diese Bühne besuchen. Ein sonderbareres, seltsameres Gemische, als dieses Hamburgisch-Französische Publikum, können Sie Sich nicht leicht denken, nichts, das aus mehr ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt wäre. — Außer einer großen Menge von Republikanern, die sich hier ihrer Geschäfte wegen aufhalten, und die, nach ihren verschiedenen Grundsätzen, mehr oder weniger à la hauteur de la Révolution sind, giebt es zu Hamburg Emigrierte aller Perioden, aller Jahre und Tage, durch die sich die verschiedenen Revolutionen dieser Revolution ausgezeichnet

haben. Da finden Sie noch Fürsten und Herzoge und Grafen der allerersten Auswanderungen, Leute, denen Frankreich schon 1789 and 1790 unausstehlich war; die Emigrierten, die im Herbste 1791 in ganzen Schaaren auswanderten, nachdem der König die Verfassung angenommen hatte, und Pässe wieder leichter zu erhalten waren; die Constitutionalisten; die Unglücklichen, die das Schreckenssystem vertrieb; die Dumourianer, und wie sie alle heißen, die mannigfaltig Ausgewanderten, deren verschiedene Classen und Abstufungen sich recht herzlich unter einander hassen und gelegentlich auch schlagen. Dieß ist der größere Theil des Publikums, vor welchem das Französische Theater hier zu spielen hatte; denn so sehr es auch von den Deutschen, die sich, wie gewöhnlich, alles gefallen lassen, besucht worden ist, so würde es sich doch schwerlich erhalten haben, wenn es nicht einen so großen Zufluß von den sich hier aufhaltenden Franzosen gehabt hätte.

Nun ist das Deutsche Schauspiel wieder allein, und seit kurzem hat man einige Abänderungen damit getroffen. Als ich hierher kam, hatte Schröder schon seit einiger Zeit aufgehört, selbst zu spielen. Man sagte, daß der gute Empfang, den das Französische Schauspiel hier fand, ihm übele Laune gegeben hätte. Indessen behielt er noch immer die Direktion; aber auch diese, sagte man, wollte er aufgeben. — Nichts ist schwerer, als einen

Theaterstaat zu regieren! Ich glaube wirklich und wahrhaft, daß mancher große Minister eines Reiches seine Kunst daran verlieren würde! Die ganze Gesellschaft war in Parteyen getheilt, und ein jedes der Häupter spielte sein eigenes Spiel, wobey, wie gewöhnlich, das Publikum am meisten litt. Ja es kam so weit, daß sich die Obrigkeit darein mischen und ein Machtwort reden mußte. Seitdem hat Herr Schröder nicht nur die Direktion behalten, sondern auch sich entschlossen, selbst wieder zu spielen. Ich habe das Vergnügen gehabt, ihn verschiedene Male zu sehen, und betrachte ihn in der That als einen sehr vorzüglichen Schauspieler. — Viele sagen, er sey nicht mehr das, was er einst war. Das mag seyn; aber es ist auch sehr möglich, daß diese Kunstrichter sich irren, und daß die Veränderung, die sie in Schröder suchen, in ihnen selbst vorgegangen ist. Wir sind in unsern frühern Jahren so geneigt, gewisse Gegenstände mit Liebe zu umfangen, die wir in spätern Jahren einer weit strengern Prüfung unterwerfen. Wir gewöhnen uns an das, was uns gefällt, ehe wir Kenner werden. Und wenn sich unsere Kenntnisse erweitern und verfeinern, hängen wir noch immer so sehr an dem, was uns in bessern Zeiten Vergnügen machte, daß wir das zum Maßstabe der Vollkommenheit annehmen, was im Grunde bloß Priorität der Eindrücke ist. Dieß ist wohl die hauptsächlichste Ursache, warum in jedem Volke der ältere

Theil ohne Unterlaß behauptet, daß das Theater, so wie eine Menge anderer Dinge, sonst besser bestellt war. So redet der alte Engländer ohne Unterlaß von seinem Garrick, von seiner Yates und einigen andern; der Franzose von seinem Lecain, seiner Dümenil, Clairon u. s. w. und der Deutsche von seinem Eckhof, seiner Seilern, auch wohl von Koch und Brückner: und alle behaupten, daß die gegenwärtigen Zeiten so gar nichts hätten, das diesen genannten Künstlern und Künstlerinnen an die Seite gestellt zu werden verdiente. Gleichwohl ist es nicht wahrscheinlich, daß die Natur in diesen drey Ländern so erschöpft sey, daß sie nicht wenigstens einige Theaterhelden hervorbringen sollte, die den ehemaligen gleich wären, was auch übrigens das Theater im Ganzen seyn möchte.

In des Herrn von Heß Beschreibung von Hamburg finde ich, daß schon 1677 in dieser Stadt ein Schauspielhaus, und zwar auf dem nehmlichen Flecke, wo das gegenwärtige steht, gebaut wurde. Man eröffnete es mit der Oper „Adam und Eva," eine geistliche Farce mit Musik. Man spielte Ancile Romanum, la Schiava Fortunata, Michael und David, die Geburt Christi u. s. w. Schönemann kam 1741 nach Hamburg und spielte den Cid u. s. w. Seit der Zeit spielten er, Koch und Ackermann abwechselnd. Der letztere brachte es dahin, daß das alte

Opernhaus abgebrochen, und 1765 das noch jetzt stehende Gebäude errichtet wurde. Es soll dreyzehn hundert Zuschauer halten, und die höchste Einnahme funfzehn hundert Mark seyn. — Als Gebäude ist es nicht nur keine Zierde der Stadt, sondern es ist auch unangenehm versteckt, und der Eingang so wohl als der Ausgang führen durch zwey enge Gäßchen, die äußerst beschwerlich für die Fußgänger sind. Der Umfang dieses Gebäudes, sein architektonisches Verdienst und alles was damit zusammenhängt, ist eine Schande für eine so volkreiche, wichtige uud vermögende Stadt wie Hamburg. — Das Französische Theater ist nicht weit davon, ebenfalls ziemlich unansehnlich und klein; doch ist der Zugang besser.

Noch herrschet in Hamburg, wenigstens in dieser Rücksicht, so viel Puritanismus, daß an den Sonnabenden, Sonntagen, Feiertagen und sogenannten heiligen Abenden nicht gespielt werden darf.

Die Kaffeehäuser, welche man billig unter die Belustigungsorte einer Stadt rechnet, unterscheiden sich zu Hamburg merklich von denen, die man im Innern von Deutschland findet. Sie sind nicht nur der Tummelplatz der Müßigen und Neugierigen; auch Geschäftsleute finden sich aus mancherley Ursache hier ein, und in denen, die nahe an der Börse liegen, werden oft wichtige Geschäfte verhandelt. Alle Neuigkeiten aus ver-

schiedenen Theilen von Europa finden jetzt mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Weg nach Hamburg, und bekommen in den Kaffeehäusern ihren Umlauf. Für öffentliche Blätter ist auch reichlich gesorgt, und ich sehe überall, außer den gangbarsten Deutschen, mehrere Französische und Englische Zeitungen. Ein jeder ist hier mehr oder weniger Kaufmann, und alles interessiert sich für die öffentlichen Nachrichten. Hier sieht man nicht jene träge Ruhe, über die ich in den mehresten Städten Deutschlands immer geklagt habe; alles ist Thätigkeit und Leben, Regsamkeit, Eile und Kraft: und alles, was die ganze Welt angeht, kommt hier täglich zu Markte. Auch hat man ein sogenanntes Englisches Kaffeehaus hier, das ein Schottländer hält, wo man aber, außer den Englischen, auch Deutsche und Französische Zeitungen findet. — Die ansehnlichern Kaffeehäuser habe ich immer voll und sehr lebhaft gefunden. In den Zimmern, in welchen man gewohnt ist, laut zu reden, ist der Lerm oft groß, und da tritt häufig ein Coryphäus auf, der irgend einen politischen Gegenstand verhandelt. Da hier ein jeder ungefähr sagt, was ihm einfällt, da er sich vor keinen Aufsehern in Acht zu nehmen hat, und die Obrigkeit sich schlechterdings nicht in das mischt, was an öffentlichen Orten gesprochen wird, so können Sie Sich leicht vorstellen, welche Masse von rohen, halbverstandenen, schlecht durchdachten

Begriffen hier ausgekramt wird. Diejenigen, welche am wenigsten Kenntnisse haben, und am schlechtesten verdauen, reden denn, wie gewöhnlich, am meisten und lautesten. Dieses bunte Gemische von Menschen, die man an solchen Orten trifft, die drolligen Carricaturen aller Art, die Mannigfaltigkeit von Menschen verschiedener Nationen, die verschiedenen Ausbrüche von Leidenschaft, und die gewagten Meinungen, die mancher hier auskramt, belustigten mich Anfangs sehr; allein ich ward dieser Kaffeehausredner gar bald müde, und zog mich allmählig in das Zimmer zurück, wo es am stillsten ist, und wo man am ungestörtesten lesen kann. — Im Ganzen haben die Hamburger Kaffeehäuser viel Aehnliches mit den Englischen, nur daß man nicht darin, wie in den letztern, speist.

Wer bloß Zeitungen und Neuigkeiten aller Art zu sehen wünscht, findet seine Rechnung weit besser in der Harmonie, als in den Kaffeehäusern. Zwar ist diese kein öffentlicher Ort; aber ein Fremder, der nur einige Bekanntschaft hat, wird es leicht finden, da eingeführt zu werden. — Dieß ist eine von den Gesellschaften, dergleichen man unter den Namen Harmonie, Club, Casino u. s. w. jetzt in allen angesehenen Städten Deutschlands und einiger andern Länder von Europa findet; die Hamburger unterscheidet sich jedoch von den Gesellschaften dieser Art, die

ich im Haag, zu Berlin, Dresden, Leipzig, Braunschweig kenne! Sie ist nicht sowohl der gesellschaftlichen Unterhaltung, als dem eigentlichen Lesen gewidmet. Zwar hat man der Zimmer genug, die zum Spiele und zur Unterhaltung sind, aber ich habe selten viel Gesellschaft da getroffen, wenn ich bedenke, daß der regelmäßigen Mitglieder vier hundert sind. Ich habe mehrentheils bloß das Lesezimmer besucht, in welchem gar nicht gesprochen wird, man müßte sich denn in ein Fenster setzen, und einander in das Ohr reden. Dieses Zimmer ist immer besucht, und vortrefflich eingerichtet. Außer einer sehr großen Zahl von Zeitungen in allen Sprachen, hat man eben so viel Journale, und eine Menge anderer neuer Schriften, die so schnell hierher kommen, als sie erscheinen. Ein dazu angestellter Mann schreibt in einem besondern Buche alles nieder, was täglich ankommt, und so wie es ankommt, so daß Sie in jeder Stunde alles Neue mit Einem Blicke übersehen können. Fremde werden auf einen Monat unentgeltlich zugelassen, und bekommen eine Karte. Nach Verlaufe dieser Zeit müssen sie die Karte erneuern lassen, und alle Monate einige Mark bezahlen, bis sie (ich glaube nach sechs Monaten) aufhören, Fremde zu seyn, und als solche nicht mehr zugelassen werden. Wie groß die Zahl der Fremden ist, die im Verlaufe eines Jahres hier eingeführt werden,

können Sie daraus abnehmen, daß ich im July schon an zwey hundert und funfzig Namen von diesem Jahre fand.

Unter die öffentlichen Belustigungen Hamburgs zählt man, im Sommer, auch ein Vauxhall. Es ist sonderbar, daß diese Unterhaltung ursprünglich aus England kam, wo es viel regnet, und wo das Wetter zu allen Zeiten höchst ungewiß ist. In den südlichern Ländern hingegen, wo es so angenehm wäre, einen Theil der Nacht auf diese Art unter freyem Himmel zuzubringen, kennt man die Vauxhalls sehr wenig, und in ganz Italien erinnere ich mich nicht, außer dem zu Mailand, eins gefunden zu haben. — Das Hamburger Clima ist noch weniger, als das Englische, für eine solche Belustigung berechnet, und ich sollte denken, der Unternehmer müsse wenig Vortheil dabey finden. Der vergangene Sommer war abscheulich, und da fand ich sehr oft, daß das angesetzte Vauxhall immer wieder abgesagt werden mußte. Personen, die es öfters besuchten, klagten über rauhe Witterung, Erkältung, Schnupfen. — Der Platz ist von unbedeutendem Umfange, die Beleuchtung und die Verzierungen mager, und alles, was man sich geben läßt, theuer. Ueberhaupt habe ich, außer dem Vauxhall bey London, nirgends eins gefunden, das ich für einen vorzüglichen Belustigungsort erklären könnte.

Auf der Binnenalster liegen, nahe am Jungfernstiege, einige Fahrzeuge, die zu Lustpartien bestimmt sind. Wer nicht gewöhnlich an einem See oder ansehnlichen Flusse wohnt, bildet sich ein, daß nichts angenehmer sey, als Lustfahrten auf dem Wasser zu machen, und daß die Einwohner natürlich sich dieses Vergnügen sehr oft geben. Allein die Erfahrung zeigt das Gegentheil! Wo ich auch gewesen bin, habe ich gefunden, daß die Wasserfahrten sehr selten sind; und auch hier, dünkt mich, wird wenig Gebrauch von der Elbe und diesen beiden Seen gemacht.

Im Winter giebt es hier Concerte und Bälle, wie in allen wohlhabenden Städten Deutschlands. Die Concerte sind nicht vorzüglich. Unter den Bällen sind die hauptsächlichsten, und, wo man den größten Theil der sogenannten guten Gesellschaft sieht, diejenigen, die auf dem Poßelhofe gegeben werden.

Elfter Brief.

Handel — kleine Fonds in Vergleichung mit den ungeheuern Geschäften, die hier gemacht werden. — Etwas über die Handelsunfälle im Jahre 1799. — Kaufleute und Krämer — Buchhalter — sehr geschäftiges Leben der Kaufleute. — Fünf Assecuranzcompagnien. — Wallfischfang. — Englische Gesellschaft. — Fabriken. — Geräuchertes Rindfleisch. — Zuckersiedereyen. — Luxus und Theurung. — Landhäuser. — Kutschen. — Tafel. — Bediente. — Begräbnisse. — Kunstsammlungen. — Lebende Künstler.

Hamburg im November 1797.

Jedermann weiß, daß Hamburg zu allen Zeiten einen sehr ansehnlichen Handel trieb; eben so bekannt ist es, daß dieser Handel, seit der Französischen Revolution, und hauptsächlich, seit vier Jahren, außerordentlich zugenommen hat, und daß in diesem Augenblicke der Hafen dieser Stadt,

für Umfang der Geschäfte, einer der allerersten von Europa ist. Ich habe mich vergebens bemüht, hinlängliche Data aufzutreiben, um eine Art von Verhältniß zwischen dem Handel zu bestimmen, wie er jetzt ist, und wie er z. E. vor zehn Jahren war. Mehrere Dinge, nach denen man an andern Orten Berechnungen macht, sind hier nur sehr unsichere Führer, und da, seitdem Holland in der Gewalt der Franzosen ist, viele Geschäfte so gemacht werden, daß die Güter gar nicht einmal nach Hamburg kommen, auch nicht in Hamburgischen Schiffen verfahren werden, so halte ich es geradezu für unmöglich, auch nur eine Muthmaßung zu wagen. Wie ließen sich z. E. die Geschäfte bestimmen, die, durch Vermittelung der Hamburger, noch immer zwischen Frankreich und England gemacht werden! Manche Güter dieser beiden Völker gehen über Hamburg; viele aber werden gerade aus den Englischen Häfen verführt, und oft auf eine ziemlich künstliche Art nach Frankreich gebracht. Ueberdieß haben sich manche Hamburger Kaufleute so versteckt, so in ungeheuern Speculationen verloren, daß mancher kaum selbst im Stande seyn soll, seine Geschäfte klar zu übersehen, und genau zu berechnen. Der Reichthum, den sich viele so schnell erworben haben, ist ein beständiger Reitz für andere, deren manche oft nur wenig berechtiget sind, ihre Geschäfte so sehr in das Große zu treiben. Es ist zum

Erstaunen, welche ungeheure Unternehmungen mit sehr kleinen Fonds gemacht worden sind! Sie begreifen leicht, daß ein solcher Handel äußerst ungewiß ist, und daß während die einen ein großes Vermögen sich erwerben, andere einem unfehlbaren Untergange entgegen laufen. Der Hamburger nutzt sein Geld, schon seit mehreren Jahren, zu sehr hohen Procenten, und setzt es oft zu wiederholten Malen im nehmlichen Jahre um. Schon dadurch würden sich die Fonds vieler mittlern und kleinern Häuser ansehnlich vermehren, wenn der Hamburger gewohnt wäre, sein Hauswesen so einzurichten, wie die Kaufleute der inländischen Städte zu thun pflegen. In diesen verzehrt der Kaufmann mehrentheils in einem bestimmten Verhältnisse zu seinem Capital. Treten besonders vortheilhafte Umstände ein, macht er einen großen und unerwarteten Gewinnst, so wird er wenigstens einen beträchtlichen Theil desselben zum Capital schlagen, und so seine Geschäfte allmählich vermehren, ohne sich in Speculationen zu wagen, die er nicht übersehen kann. Er weiß, daß in den Landstädten die Gelegenheiten, ungewöhnlich und ganz vorzüglich zu gewinnen, nur selten sind, und daß sie nie lange dauern können; er wird also, wenn er seinen Aufwand vermehrt, ihn nicht im Verhältnisse seiner Einnahme, sondern nach seinem vergrößerten Capitale vermehren. — Ganz anders

verfährt, wenigstens größtentheils, der Hamburger. Bey ihm sind die Gelegenheiten, einen wichtigen Gewinnst zu machen, viel häufiger; sie kommen öfterer wieder, und dauern länger: und viele dieser Kaufleute halten sie, dünkt mich, noch für viel bleibender, als sie wirklich sind und seyn können. Eine ansehnliche Vermehrung des Capitals scheint bey manchem die geringste Sorge zu seyn. Er nimmt jährlich große Summen ein, und mit diesen will er verhältnißmäßig genießen. Daher kommen denn die täglich zunehmenden Bedienten, Pferde, Landhäuser, und Aufwand aller Art. Hat man einen groben Fehlgriff gethan, treten Unfälle ein, oder kommen gewisse periodische Erschütterungen, denen der Handel gelegentlich unterworfen ist, so fällt natürlich eine gewisse Zahl derer, die, bey großen Geschäften und vielem Aufwande, nur wenig Fonds hatten. Ein Bankerot ist hier eben keine sehr entehrende Sache, und ich bin oft erstaunt, wenn man mir eine Menge ansehnlicher Häuser genannt hat, die sammt und sonders einmal Bankerot gemacht haben. Schon ein anderer Schriftsteller hat das längst vor mir angemerkt, und den comischen Wechsel beschrieben, durch welchen Eigenthum aller Art aus einer Hand in die andere geht, und nicht selten wieder in die erste zurückkehrt. Was man also jetzt zu Hamburg sieht, ist keinesweges etwas Neues; nur findet das alles seit

einigen Jahren in einem weit größern Maße Statt, weil Hamburgs Geschäfte sich seitdem so ungeheuer vermehrt haben.

Die schrecklichen Unfälle, die Hamburg getroffen haben, seitdem ich dieses schrieb, hatten, wie ich sehr wohl weiß, eine Menge verschiedener und hier zum Theil nicht berührter Ursachen; aber die Grundlage zu alle dem Unglück wird man doch immer in dem in das Unendliche getriebenen Speculationsgeiste, in den großen Geschäften mit sehr kleinen Fonds, und in der Gewohnheit finden, den jährlichen Gewinnst, und nicht die Summe des Capitals zum Maßstabe seines Aufwandes zu nehmen. — Welche schreckliche Erschütterung hat diese Stadt in den Monaten August, September, October 1799 erlitten! Man vergleiche damit die verhältnißmäßig unbedeutende Stadt Leipzig, wo aber der handelnde Theil von einem weisen und genügsamen Geiste belebt wird! Während dieser ganzen Zerrüttung, die den Handel durch einen großen Theil von Europa erschütterte, und bey der engen Verbindung, in der Leipzig mit Hamburg steht, ist in der erstern auch nicht ein einziges Haus von einiger Bedeutung gefallen, und man hat der letztern noch überdieß eine Summe zur Unterstützung geschickt, die manche über eine Million Conventionsgulden rechnen.

Die Zahl der Kaufleute hat sich zu Hamburg seit einigen Jahren so vermehrt, und vermehrt sich noch immer so sehr und in so mannigfaltigen Abstufungen, daß es geradezu unmöglich ist, ihre Zahl anzugeben, oder zu bestimmen, wo die vielen, die unter allen Arten von Formen irgend einen Handel treiben, anfangen, oder aufhören, den Titel eines Kaufmannes zu verdienen. Es ist ein Chaos, in dem der schärfste Blick stumpf wird. Welche Menge von Fremden, besonders von ausgewanderten Franzosen, die nie zum Kaufmann geboren oder erzogen waren, und die sich unter irgend einer Gestalt in das Geschäft mischen! Wer nur ein paar tausend Mark hat, setzt sie um, indem er irgend etwas kauft, und wieder verkauft. Freylich heißt es die Wichtigkeit eines Kaufmannes herabsetzen, wenn man solche kleinliche Krämerey mit der Benennung des Handels ehrt. Aber schwer, ja unmöglich ist es, die Linie zu ziehen, und jetzt zu Hamburg um so schwerer, da die Kaufleute und Krämer wirklich zwey von einander unterschiedene Stände ausmachen, und man die vielen, welche irgend etwas kaufen und verkaufen, doch nicht unter die Krämer rechnen kann, weil diese hier eine eigene Zunft ausmachen, in welche es sehr schwer und in gewissen Fällen unmöglich ist, aufgenommen zu werden.

Man unterscheidet also zu Hamburg zwischen Kaufmann und Krämer, so wie in England

zwischen Merchant und Shopkeeper, oder in Frankreich zwischen Négociant und Marchand. Ein Kaufmann hat keinen Laden, oder Gewölbe, sein Geschäft ist auf der Schreibstube und auf der Börse, und wenn er etwas verkauft, so verkauft er es nur an Handelsleute, oder sehr im Großen. Der Krämer hingegen verkauft an jedermann, und auch im Einzelnen. — Indessen ist der Unterschied, den man hier im bürgerlichen Leben zwischen Kaufmann und Krämer macht, nicht so auffallend, und für den letztern nicht so drückend, wie in England, wo der Krämer im ganzen Lande so zurückgesetzt ist, daß man ihn nirgends in der guten Gesellschaft antrifft. Zu Hamburg wird ein reicher Krämer immer Mittel finden, sich unter die gute Gesellschaft zählen zu lassen, wenn er auch nicht gerade in die Familien vom ersten Tone kommt. Kurz, hier ist in diesem Punkte mehr Gleichheit, und die Unterschiedslinie nicht so strenge gezogen. — Kaufmann kann hier seyn, wer will, nicht aber Krämer; denn diese haben eine Innung und Vorrechte, die ihnen obrigkeitlich gesichert sind. Man muß, um Krämer zu werden, die Jahre hier ausgestanden, eine gewisse Zeit gedient haben, oder eine Krämerstochter heirathen, oder dergleichen etwas, um in die Innung aufgenommen zu werden. Hierher gehören aber nicht die Krämer in Materialwaaren; denn alle Artikel, die man

gewöhnlich unter diesem Ausdrucke begreift, sind frey, und jedermann kann damit handeln. — Im Jahre 1789 zählte Herr von Heß zwischen elf — und zwölf hundert Kaufleute, und etliche tausend Krämer; seitdem aber hat sich die Zahl der erstern gar sehr vermehrt, wenn man auch nur diejenigen rechnet, die anständige Geschäfte machen, und deren Name auf der Börse bekannt ist. Man zählt hier über drey hundert Buchhalter. Die großen Handelshäuser haben ihre eigenen; viele der kleinen theilen den ihrigen mit mehrern gemeinschaftlich. So soll es Buchhalter geben, die wöchentlich auf fünf bis sechs Contors arbeiten. Die Ursache ist ganz einfach. Es giebt hier Kaufleute, die schlechterdings nichts vom Buchhalten verstehen, und deren Geschäfte zugleich so klein sind, daß sie einen eigenen Buchhalter nicht bezahlen würden. — Ein großer Theil der hiesigen Juden sind Kaufleute. Einige machen sehr ansehnliche Häuser. Die gesammte Zahl der Juden soll über vier tausend Seelenbetragen. —

Das Leben eines hiesigen Kaufmannes ist von dem, welches man in Landstädten führt, sehr verschieden. Dieser Unterschied findet in allen Seehäfen, vorzüglich aber in Hamburg, und ganz besonders jetzt Statt. Ein hiesiger Kaufmann bringt täglich einige Zeit auf der Börse, und fast den ganzen übrigen Tag auf dem Contor zu.

Dieß ist besonders der Fall Dienstags und Freytags, auf welche ihre großen Posttage fallen, und an welchen die Geschäfte bis zehn und elf Uhr des Abends dauern. (Wenn die Briefe abgefertiget und auf die Post gegeben sind, werden sie in einer hölzernen Kiste, die wie ein kleines Haus aussieht, über den Stadtgraben gezogen, weil das Thor durchaus nicht geöffnet werden darf.) — Von dieser beschwerlichen Art zu arbeiten und angebunden zu seyn, sind auch die größten und reichsten Kaufleute nicht frey! Wenn ich den oder jenen über das Sklavische dieser Lebensart klagen hörte, so habe ich oft gefragt, warum sie nicht einen Buchhalter, oder ein paar Diener mehr hielten? Allein ich bekam einstimmig die Antwort, daß das, bey der ungeheuern Mannigfaltigkeit der Geschäfte, unmöglich sey, und daß ein Kaufmann den Handel, oder den Zweig seines Handels, den er unternimmt, entweder ganz führen, oder aufgeben muß, weil es schlechterdings nöthig ist, daß er das Ganze übersehe. — Uebrigens ist der Donnerstag der große Rasttag der Hamburger Handelswelt.

Es versteht sich, daß man in einem Seehafen wie Hamburg, und bey einer so ansehnlichen Schiffahrt Assecuranz-Compagnien hat! Es giebt ihrer fünfe, die Englische Phoenix-Company ungerechnet, die hier einen Gevollmächtigten hat,

und nur auf Mobilien und Waaren in Niederlagen und auf Böden zeichnet.

Der Wallfischfang, welcher sonst einen beträchtlichen Nahrungs- und Handelszweig für Hamburg ausmachte, soll nicht mehr seyn, was er gewesen ist. Indessen gehet noch jährlich eine gewisse Zahl von Schiffen nach Grönland. Der Speck wird in den Thranbrennereyen, die bey Altona an der Elbe liegen, ausgesotten. Es ist eine widerliche, ekelhafte Arbeit, und der Geruch davon so entsetzlich, daß er mich selbst oben auf der Landstraße in einer Ferne von vielen hundert Schritten verfolgt hat, wenn etwa der Wind von der Seite kam. In der Nähe ist er unerträglich, und man vermeidet sorgfältig die Nachbarschaft dieser ganz in der Tiefe liegenden Hütten. — Diese Grönlandfahrer bringen eine Menge Wallfischkinnbacken mit, zum Theil als bloßen Ballast, den man aber hier sehr zu benutzen weiß. — Ich habe schon, bey der Beschreibung der Stadt, der steinernen Pfosten gedacht, die man so häufig vor den Häusern findet. Hin und wieder gebraucht man diese Kinnbacken statt eines Steines; doch in der Stadt nur selten. Vor den Thoren hingegen ist ihre Zahl ungeheuer, denn fast alle Häuser, Spaziergänge, Fußwege u. s. w. sind von der Fahrstraße durch diese beinernen Pfosten abgesondert. Man sägt sie wie Holz, sie sind von sehr langer Dauer, brauchen nicht

zugehauen, noch angestrichen zu werden, und müssen, nach ihrer Menge zu schließen, sehr wohlfeil seyn. Diese Kinnbacken sind von zehn bis funfzehn Schuh hoch, so daß einer wohl vier bis fünf größere und kleinere Pfosten geben mag. Dieß ist kein unbedeutender Gegenstand in einem Lande, da man an Holze Mangel leidet und Steine gar nicht hat. Sonst war es nichts ungewöhnliches, Steine aus Pirna bey Dresden kommen zu lassen.

Zu dem hiesigen Handelsstande gehört auch die Englische Gesellschaft, wenigstens hatte ihre erste Stiftung ganz mercantilische Zwecke. Man nannte diese Gesellschaft ursprünglich die Englische Factorey; sie ist schon vor langen Zeiten hier gestiftet, und auf gegenseitige Verträge gegründet worden; denn die Hamburger haben zu London auch eine Gesellschaft, ein Bethaus und gewisse Vorrechte; welches alles noch aus den Zeiten der Hanse herrührt. Wer zur Englischen Gesellschaft zu Hamburg gehört, hat der Vorrechte mancherley, und ist von gewissen Abgaben frey. Sie besitzt das sogenannte Englische Haus, ein weitläuftiges Gebäude, das zu mancherley Zwecken gebraucht wird, und wo sie eine Englische Capelle, einen Geistlichen und alles was zum Gottesdienst gehört, unterhalten muß. Die Pfarre beträgt jährlich an drey hundert Pfund Sterling. — Die Gesellschaft wählt sich selbst, und

ist so schwürig in der Wahl ihrer neuen Mitglieder, daß ich höre, es halte sehr schwer, hinein zu kommen. Darum also, daß einer ein Engländer ist, und zu Hamburg sich niedergelassen hat, gehört er keinesweges zu dieser Gesellschaft; ja die größere Zahl der hier angesessenen Engländer gehört nicht dazu.

Sonst machten die hiesigen Fabriken einen beträchtlichen Theil des Hamburger Handels aus. Allein die mehresten sind schon längst gefallen; und selbst in den letzten Jahren, da der Handel dieser Stadt so sehr zngenommen hat, haben die Fabriken nur wenig gewonnen. Besonders sind die Tuch- Seiden- und Sammetfabriken sehr herabgekommen. Im Jahre 1789 rechnete Herr von Heß sieben und neunzig Webstühle, worauf seidene Tücher, und neun und zwanzig, worauf Sammete gemacht wurden; sieben Cattundruckereyen, wovon die stärkste drey hundert und funfzig bis vier hundert, die geringste zwey hundert und funfzig bis drey hundert Arbeiter beschäftigte. Die gesammte Zahl derer, die von den Cattunfabriken leben, setzte er auf fünf tausend fünf hundert bis fünf tausend sechs hundert. Er zählte ferner acht große, und zwanzig bis dreyßig kleine Tabaksfabriken; dreyßig bis funfzig Menschen bey den großen, zwey bis vier bey den kleinen. Außerdem bleichet man hier etwas Wachs, macht Spielkarten und Papiertapeten,

schneidet Pfropfen in großer Menge, und bereitet Federspulen zum Schreiben zu. Dieser letzte Artikel, den man Posenschraperey nennt, ist nicht unwichtig. Auch macht man noch in Wolle ansehnliche Geschäfte, und man setzt die Zahl der Menschen, die sich damit beschäftigen, auf mehr als vier tausend. — Das berühmte geräucherte Rindfleisch beschäftiget nur sehr wenige Menschen; so oft ich davon reden hörte, fand ich immer, daß man nur zwey bis drey Familien nannte, die sich hauptsächlich damit abgeben. Indessen wird vieles in Häusern geräuchert, die nicht ein eigentliches Gewerbe daraus machen.

Am allerwichtigsten sind noch immer die Zukkersiedereyen, worin Hamburg seinen alten Ruhm beständig aufrecht erhalten hat. Sie sind seit mehr als einem Jahrhunderte eine reiche Erwerbsquelle gewesen, und haben sich immer vermehrt, weil so wenig Kunst dazu gehört, das Ding zu treiben, oder Capital, eine Siederey anzufangen. Im Jahre 1789 zählte Herr von Heß ihrer drey hundert und zwanzig, deren einige zwanzig andere weniger, und noch andere nur zwey Knechte hielten. Im Durchschnitt gab er einer jeden fünf Knechte. Rechnete man alle diejenigen, die mittelbar oder unmittelbar für die Zuckersiedereyen arbeiteten, so konnten, mit ihren Familien, etwa fünf tausend Personen herauskommen. Rechnete

man aber auch die, die sich mit Kaufen und Verkaufen des Zuckers ernährten, so konnte man, in allem acht tausend Seelen zählen. — Allein nichts ändert sich vielleicht so sehr als die Zahl der hiesigen Zuckersiedereyen, und es ist sehr schwer, sie von einem Jahre zum andern zu bestimmen. Da so wenig dazu gehört, ein solches Werk zu errichten, und im Kleinen zu betreiben, so trennen sich ohne Unterlaß ein oder mehrere Knechte von ihrem Herren, und treiben das Gewerbe für sich selbst. Jeder gute Arbeiter versteht den ganzen Hergang des Zuckersiedens; und ob man ihn schon das und jenes zu verbergen sucht, so lernt er doch häufig den Zweig des Geschäftes, in welchem er nicht selbst arbeitet, von einem andern, oder tritt mit diesem zusammen. Ein Knecht hat sich ein paar tausend Mark erspart, eben so viel geborgt, und das ist schon genug, etwas eigenes anzufangen; zuerst freylich sehr im Kleinen, wie es sich erwarten läßt; aber allmählich erweitern sie ihre Geschäfte, und so ist mancher, der auf diese Art anfing, jetzt ein Mann von hundert tausend Mark.

Wie wenig kaufmännisch die mehresten dieses Werk treiben, können Sie aus folgendem abnehmen. Man versichert mich, daß hier nicht vier Zuckerbekker sind, die den rohen Zucker (oder, wie sie hier sagen, die rohen Zuckeren) selbst kommen lassen; sie nehmen sie von den hiesigen Kaufleuten. Diese

Zuckeren, d. h. diese verschiedenen Zuckerarten kommen aus Havannah, Surinam, aus den Englischen und Französischen Colonien. Ihr Gehalt, so wie ihr Preis, ist sehr verschieden. Manche sind schon ein paar Mal gekocht worden, und feiner und weißer, als der beste sogenannte Farin, den man gewöhnlich in den Landstädten sieht; andere sind von einem dunkeln Braun, sehr roh und grob und voller Schmutz, ja man findet ganze große Stücke Rohr darin. Zwischen inne giebt es Arten aller Abstufungen, die denn zu verschiedenen Zwecken gekauft und verarbeitet werden. — Der rohe Zukker wird mit Blut, Kalk und Wasser gemischt, und in großen kupfernen Kesseln gesotten. Der Schmutz und alle fremde Masse steigt auf die Oberfläche, und wird abgeschöpft; das aber was bleibt, in steinerne Gefäße gegossen, welche die Form der gewöhnlichen Zuckerhüte haben, und umgekehrt auf einen Topf gestellt. In diesen fließen ungefähr eben so viele Pfunde Syrup, als fester Zucker in dem Hute bleibt. Wenn das ein paar Tage gestanden hat, legt man eine mit Wasser geweichte Französische Erde oben auf, welche den Syrup noch mehr präcipitiert; dieser wird abermals gekocht, und eben so, wie vorher, in Zucker verwandelt; und erst das Liquidum, welches nach verschiedenen wiederholten Operationen abfließt, ist das, was wir im gemeinen Leben Syrup nennen, und was als solcher verkauft wird.

gemeinen Leben Syrup nennen, und was als solcher verkauft wird.

So einfach dieser Hergang ist, und so wenig Kunst das Zuckersieden und Raffinieren zu erfordern scheint, so ausgemacht ist es doch wiederum, daß die Hamburger in diesem Geschäfte über die mehresten andern Zuckersiedereyen in Europa entschiedene Vortheile haben. Sey es die Natur des Wassers, der Luft, oder irgend einer andern Ingredienz, sey es, daß der Hamburger besondere Vortheile in der Handhabung besitze, die aber so sind, daß jeder Arbeiter sie leicht lernt, genug, der Hamburger Zucker wird vorzüglich geschätzt; und ist, verhältnißmäßig nach den verschiedenen Arten, wohlfeiler, als man ihn an vielen andern Orten liefern kann.

Daß ein so ausgebreiteter Handel und eine so große Zahl reicher und wohlhabender Familien als man zu Hamburg jetzt findet, Luxus und Theurung erzeugen müssen, versteht sich von selbst! Damit würde ich Ihnen nun aber sehr wenig sagen, denn ich kenne kaum zwey Begriffe, die relativer und in den Köpfen der mehresten Menschen schwankender wären, als die von Luxus und Theurung. Seit einiger Zeit klagt der Bewohner fast eines jeden Ortes, daß bey ihm alles theuer sey, und in jeder kleinen Stadt redet man von dem Luxus der größern und reichern Nachbarin. Oft ist und heißt an einem Orte das Luxus, was man an einem andern

Armseligkeit nennen würde. Auch will ich hier keineswegs in eine reine und positive Definition dieses Wortes eintreten, sondern es nehmen, wie es gewöhnlich gebraucht wird. Die mehresten Menschen denken sich bey Luxus einen großen Aufwand, einen größern, als sie an dem Orte, wo sie leben, zu sehen gewohnt sind. Zu Frankfurt und Leipzig findet man Luxus, das heißt, eine Menge Einwohner dieser Städte wohnen besser, speisen und kleiden sich besser, verschaffen sich mehrere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, kurz, lassen mehr aufgehen, als eine gleich große Zahl von Menschen in andern Deutschen Handelsstädten. Bey dieser Vergleichung will ich stehen bleiben, und auf Hamburg übergehen. Hier herrscht allerdings in diesem Sinne genommen, mehr Luxus, als in den eben genannten Städten, obschon ein reicher Londner, oder Wiener nichts da finden würde, das ihm auffallen könnte. Der Hamburger wohnt im Ganzen nicht besser, ist nicht prächtiger meubliert, kleidet sich wenig reicher, als die nehmliche Menschenart zu Berlin, Frankfurt und Leipzig; aber durch sein Landleben, auf seiner Tafel, durch seine Equipage und Hospitalität macht er einen größern Aufwand, als die gleichartigen Einwohner der genannten Orte. In diesen Artikeln also besteht der Hamburger Luxus, wenn der Berliner, der Leipziger, der Frankfurter davon reden. Die Gewohnheit, ein Landhaus zu haben, ist zu Hamburg so

Es ist eins der ersten Dinge, nach denen man strebt, sobald die nothwendigsten Bedürfnisse befriediget sind, ja es wird sogar so sehr als ein Bedürfniß betrachtet, daß eine Menge Leute, die man kaum wohlhabend nennen kann, ja die in ihren Ausgaben sehr beschränkt sind, dennoch eine Sommerwohnung sich wenigstens miethen, wenn sie kein eigenes Landhaus erschwingen können. Schon die Natur der Stadt, welche nichts weniger, als schön, oder angenehm ist, macht das Landleben im Sommer zu einer Art von Bedürfniß, und die allgemeine Mode thut das übrige. Das Landleben zu Hamburg ist aber kostbarer, als an andern Orten, weil die Entfernung von der Stadt, der Thorschluß, die Annehmlichkeit der Sache, und endlich die Gewohnheit wollen, daß man seine Bekannte oder Freunde nicht nur speise, sondern einen Theil derselben auch über Nacht behalte. Hier haben Sie eine reiche Quelle des Aufwandes, der um so so beträchtlicher wird, je größer die Zahl derer ist, die in wohlhabenden Häusern empfangen werden, ohne je etwas zurückzugeben.

Ein Landhaus macht das Bedürfniß, Kutsche und Pferde zu halten, sehr bald fühlbar; ja, schon die Stadt ist den größten Theil des Jahres hindurch so beschaffen, daß ein Wagen zur Annehmlichkeit des Lebens schlechterdings nothwendig ist. Es giebt also zu Hamburg eine größere Zahl von Equipagen,

als die nehmliche Menschenart, und die nehmliche Zahl an andern Orten besitzen, weit mehr, als man verhältnißmäßig zu Wien, Berlin, oder in irgend einer Deutschen Stadt findet. Auch der Umstand, daß Hamburg keine Miethkutschen hat, die in den Gassen stehen, (Fiacres) trägt nicht wenig zu der Nothwendigkeit bey, einen eigenen Wagen zu haben. — Wenn nun aber der Kaufmann ein Gefährde braucht, um ohne Unterlaß zwischen der Stadt und dem Landhause sich hin und her zu fahren, so wird seine Frau eben so sehr das Bedürfniß fühlen, sich auf dem Lande umher zu bewegen, ihre Besuche zu machen, und in ihre Gesellschaften sich zu begeben. Also wird ein zweyter Wagen nöthig, ein zweyter Kutscher, und ein anderes Paar Pferde. — (Als ich 1799 wieder zu Hamburg war, fand ich, daß mehrere Familien die Gewohnheit angenommen hatten, mit vier Pferden zwischen der Stadt und ihrem Landhause zu fahren, wodurch also ein drittes Paar Pferde nöthig wurde.) Uebrigens zeichnen sich die Hamburger Equipagen durch Schönheit, Eleganz und guten Geschmack in Deutschland ganz vorzüglich aus. Die Stadtwagen sind größtentheils Englisch, oder nach Englischen Mustern gemacht. Man ist dieser Insel so nahe, daß man eine Menge Dinge daher kommen läßt, dergleichen man in den inländischen Städten weit weniger sieht. So ist es hier z. E. nichts ungewöhnliches, Meublen von Mahagony fertig

gemacht, aus England kommen zu lassen. (Im Jahre 1799 hatte sich ein Englischer Wagenmacher in Hamburg niedergelassen, und trieb ausgebreitete Geschäfte.)

Mit der Tafel macht der Hamburger einen großen Aufwand, wiewohl doch nicht vielleicht einen so großen, als ich oft gehört habe, ehe ich hierher kam. Es ist wahr, man speist gut und viel; aber man sucht weder die große Mannigfaltigkeit der kleinern und feinern Gerichte, die man in Frankreich hat, noch die Eleganz im Auftragen, die ich in den adeligen Häusern mehrerer Länder gefunden habe, in denen man sonst vielleicht weniger Aufwand macht. Die Gewohnheit, eine Tafel rein abzutragen, und in verschiedenen Trachten zu bedienen, kennt man hier sehr wenig, und ich habe in reichen Häusern mit vierzig und mehr Personen gespeist, ohne daß ein allgemeiner Wechsel Statt gefunden hätte. Gabel und Messer werden auch nicht gewechselt, und ich habe hier, so wie an mehrern andern Orten Deutschlands gesehen, daß dieser oder jener mit der nehmlichen Gabel, deren er sich zum Essen bediente, mehrere Stücke Fleisch anstach, die auf einem Teller herumgingen. Freylich ist dieß nicht sowohl ein Hamburger Zug, als eine Ungezogenheit sehr vieler Menschen, denen es sonst nicht an Lebensart fehlt. — Die Mannigfaltigkeit der Weine, die man in den großen Häusern

in England auffsetzt, und die Delicatessen, die man dort aus allen Theilen der Welt zusammenholt, finden sich auf einer Hamburger Tafel auch nicht. Eben so wenig habe ich die alte Sage bestätiget gefunden, daß man beynahe für jedes Gericht eine besondere Weinart gäbe. Die Wahrheit ist, daß der Hamburger im Artikel der Tafel vernünftiger geworden, und daß der Luxus, in dieser Rücksicht, besonders in den bessern Häusern, eher ab- als zugenommen haben soll. Man ist geselliger geworden, man sieht sich öfter und auf einen leichtern Fuß, und hält es nicht mehr für nöthig, um vergnügt zu seyn, einander Unverdaulichkeiten zu verursachen. Gewisse große und besondere Mahlzeiten zeichnen sich freylich noch immer aus, so wie gewisse altmodische Häuser; allein ich rede hier nicht von den Ausnahmen, sondern von dem gewöhnlichen Leben des Hamburgers, und von solchen Familien, die am meisten gewohnt sind, Gesellschaft zu sehen und zu empfangen.

Während daß der Hamburger einen ziemlichen Aufwand mit seiner Tafel macht, vermehrt er ihn auch noch dadurch, daß er andere mit willigem Herzen Antheil daran nehmen läßt. Hospitalität ist wirklich ein hervorstechender Zug seines Charakters. So wie der Engländer denkt er, daß die Tafel den geselligen Genuß befördert, und zu dieser ladet er Fremde, sowohl als seine Bekannten und Freunde, gern und oft. Kommt irgend ein Reisender mit einem

Empfehlungsbriefe, so wartet man nicht erst, bis sich eine Gelegenheit finde, irgend eine große Partie zu machen, und sich seiner vielleicht mit einer gewissen Zahl von andern zu entledigen. Er wird in den mehresten Häusern, an die er empfohlen ist, sogleich eingeladen, und wenn er, außer dem Empfehlungsbriefe, noch etwas in sich selbst mitbringt, so wird er willkommen seyn, und es wird ihm hier nicht an Gesellschaft fehlen. Hin und wieder ist es Regel, alle diejenigen, die im Verlaufe einer Woche gekommen sind, für den nächsten Sonntag einzuladen.

Die Bedienten gehören ebenfalls unter das, was man gewöhnlich Luxus nennt, und vermehren hier ansehnlich den Aufwand! Männliche Bediente sind hier viel allgemeiner, als an manchen andern Orten Deutschlands, wo es eine Menge Familien giebt, die auf einem sehr anständigen Fuß leben, und doch, nach alter Gewohnheit, sich bloß mit weiblicher Bedienung behelfen. Das sieht man nun zu Hamburg nicht leicht. — In Häusern, die mehr als zwey Pferde haben, wird, außer dem Kutscher, noch ein zweyter männlicher Bedienter für den Stall gehalten, und den man auch als zweyten Kutscher braucht, wenn man diesen nicht etwa schon ohnedieß hält.

Die Bedienten sind hier ein sehr theurer Artikel! Sie werden von ihren Herrschaften ansehnlich bezahlt, und erhalten nebenher beträcht-

liche Summen durch Trinkgelder. Eine Mark ist, was man jetzt gewöhnlich giebt, wenn man in einem Hause zu Mittage, oder zu Abend speist. Außerdem hat das Gesinde noch andere Vortheile, die man ihm aber allmählich abzuschneiden sucht. Da ist z. E. eine alte, abgeschmackte Gewohnheit, deren schon mehrere Reisende gedacht haben: Wenn eine Frau niederkommt, so läuft ihr Gesinde nicht nur zu ihren Freunden und Bekannten, sondern zu allen denen die nur in irgend einer Verbindung mit der Familie stehen: und überall erhalten sie eine ansehnliche Belohnung für die fröhliche Bothschaft. Man hat das Abgeschmackte dieser Gewohnheit gefühlt, und sie zum Theil abgeschafft. Aber die Sache ist nicht so leicht! Einer meiner Bekannten verbot seinem Gesinde diese Ankündigung, als seine Gattin zum ersten Male entbunden wurde, und gab ihnen dafür eine runde, ziemlich ansehnliche Summe. Sie nahmen diese, kündigten ihm aber, nach einiger Zeit, sammt und sonders den Dienst auf. Er blieb fest, sein Gesinde gewöhnte sich daran, und andere Familien ahmten ihm nach.

Endlich kann man die Art, wie die Todten hier begraben werden, allerdings mit zum Luxus rechnen. Mehr oder weniger läßt sich dieses von den mehresten wohlhabenden Orten sagen, und die Bemerkung, daß es theuer sey, zu sterben, ist schon gar oft gemacht worden. Aber die Begräbnisse zu

Hamburg sind mit Umständen begleitet, die für das gesammte Publikum lästig und schädlich sind. Ich kenne nichts Langweiligeres und Drückenderes, als das ewige Geläute auf allen Stadtthürmen, das den Tod derjenigen ankündiget, deren Hinterlassene dafür bezahlen. — Schlimmer, auf alle Fälle schädlicher, ist die Gewohnheit, noch immer in der Stadt zu begraben! Man sage was man will von der Vortrefflichkeit des Gewölbes unter der Michaeliskirche: jene aufgethürmten Haufen fauler Körper, innerhalb der Mauern einer großen Stadt, sind ein schrecklicher Gedanke.

Wenn Sie die Bevölkerung von Hamburg bedenken, die große Menge reicher Familien, den Aufwand, den auch viele von denen machen, die nicht gerade reich sind, die vielen Fremden, und den leichten Verdienst, den ein jeder findet, der arbeiten will, so werden Sie begreifen, daß es ein sehr theurer Ort seyn muß. Dieß wäre denn abermals, wenn Sie wollen, ein verhältnißmäßiger Begriff; indessen ist dieser viel bestimmter, als der vom Luxus, denn Hamburg ist bey weiten jetzt die theuerste Stadt in Deutschland, ohne Ausnahme, und eine der theuersten in Europa. Besonders auffallend ist der hohe Preis aller Dinge, wenn man Hamburg mit Wien vergleicht. Am letztern Orte ist der Luxus ungleich größer, und doch sind fast alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens um gar vieles wohlfeiler. Ich bin fast über-

zeugt, daß, wenn man alle Artikel des Aufwandes in jeder Art von Lage oder Stande berechnet, man zu Wien wenigstens um ein Drittel wohlfeiler leben kann, als zu Hamburg. Man versichert mich, daß es hier Häuser giebt, die jährlich zwischen funfzig — und sechzig tausend Mark currant verzehren. Funfzig tausend Mark sind zwanzig tausend Conventionsthaler, oder dreyßig tausend Gulden. Für die letztere Summe macht man freylich zu Wien kein Haus von der ersten oder zweyten Größe; aber diejenigen, die diese Summe verzehren, machen zu Wien eine Figur, von der man zu Hamburg keinen Begriff hat, leben in einem Luxus, den man dort noch nie gesehen hat.

Zu Hamburg ist alles theuer! Selbst diejenigen Artikel, die man dort aus der ersten Hand zieht, und die jetzt das übrige Europa erst über Hamburg bekommt, sind, im Kleinen gekauft, eben so theuer und theurer, als zu Frankfurt und Leipzig. Die Ursache ist natürlich! Der Ladenkrämer, dessen Wohnung, Nahrung, Bedienung u. s. w. ihm höher zu stehen kommt, als in den genannten Städten, muß auch einen verhältnißmäßig größern Profit nehmen. Eben so, und aus der nehmlichen Ursache, ist es mit allen Arten von Handwerkern. — Zu Berlin, zu Dresden, zu Wien, speist man ungleich besser für die nehmliche Summe, als zu Hamburg, und die Wohnungen stehen hier noch

höher als in der letztern Stadt, wo sie doch der einzige Artikel sind, den man theuer nennen kann. Wenn Sie also von Familien hören, die zu Hamburg jährlich zwanzig tausend Thaler und drüber verzehren, so müssen Sie ja nicht etwa an eine Größe, an eine Pracht, an einen Luxus denken, wie man ihn in den Häusern des zweyten, oder auch wohl des dritten Ranges in den großen Europäischen Hauptstädten findet. Keineswegs! Alles, was damit gesagt ist, kommt darauf heraus, daß der Hamburger besser lebt, und mehr Aufwand macht, als die mehresten Kaufleute der übrigen Deutschen Handelsstädte.

Noch giebt es einen Artikel des Aufwandes und des Luxus, den ich fast in allen inländischen Handelsstädten von Europa, so weit ich sie kenne, gefunden habe, und der zu Hamburg beynahe unbekannt ist, — die Kunstsammlungen! Ich sage nicht, daß man hier gar keine habe; aber sie sind unbedeutend, und ihre Zahl ist geringe, wenn man die Größe und den Wohlstand von Hamburg bedenkt. Sonst war eine sehr ansehnliche und ausgesuchte Gemähldesammlung hier, die Schwalbesche, die aber, wenn ich nicht irre, an Herrn Hope verkauft worden ist, der sie zu Harlem aufstellte, und nachher mit sich nach England nahm. — Das wichtigste dieser Art besitzt jetzt Herr Bertheau, wovon aber nur ein Theil aufgestellt ist. Die Sammlung des Herrn von Sienen

ist schön und nicht unbeträchtlich. Außerdem findet man noch in einigen andern Familien ein oder ein paar Zimmer mit Gemälden, die sich aber nicht zu dem Range eines sogenannten Cabinets erheben, und die mit den Sammlungen, die ich in in mehreren Holländischen, Niederländischen, Italiänischen, Deutschen und Schweizerstädten gesehen habe, in keine Vergleichung kommen. Ueber das, was sich noch hier und da finden soll, aber nicht aufgestellt ist, läßt sich nicht urtheilen; denn das, was nicht gesehen werden kann, ist für den Ort todt: auch betrachte ich das Einpacken von Kunstwerken mehrentheils als die Einleitung zum künftigen Verkaufe.

Herr Valentin Meyer hat einen guten Anfang zu einer Sammlung von Zeichnungen gemacht, und fährt damit fort. Unter dem, was seine Güte mir davon hat sehen lassen, habe ich so viel Schönes gefunden, daß ich bedaure, nicht Gelegenheit gehabt zu haben, das Ganze zu sehen, um so mehr, da Herr Meyer mit vielem Geschmacke sammelt, und dabey nicht nur auf große Namen, sondern auch gar sehr auf vollständige Zeichnungen sieht. — Von der Schmidtschen Sammlung von Handzeichnungen hat Prestel in Nürnberg verschiedenes in Kupfer nachgeahmt.

Von Kupfersammlungen ist die des Herrn Sillem bey weitem die beträchtlichste, wiewohl sie der Winklerschen zu Leipzig weder an Vollständigkeit

der Werke, noch an Auswahl, noch an allgemeinem Umfange gleich kommt. Man hat ein gedrucktes Verzeichniß davon, das Chodowiecky schon vor funfzehn Jahren gemacht hat, und das ungefähr zehn tausend Blätter angiebt. Seit der Zeit aber ist die Sammlung noch ansehnlich vermehrt worden. (Professor Huber zu Leipzig hat seit kurzem die nehmliche Arbeit für die Winklersche Sammlung unternommen. Beide sind zu verkaufen. 1799.)

Von Bildhauerarbeit, geschnittenen Steinen, Antiken aller Art, ja selbst von Gypsabgüssen kenne ich nichts zu Hamburg, das genannt zu werden verdiente! Einst kam ich auf die Mediceische Venus zu reden, und fand, daß von den Anwesenden niemand eine gesehen hatte. Mir fiel es auf, daß von diesem schönen Bilde nicht mehrere Abgüsse zu Hamburg seyn sollten. Es wurde so viel darüber gesprochen, daß mir die Sache interessant wurde, und daß ich in der Folge weiter forschte; aber ich habe niemanden gefunden, der von dem Daseyn einer Mediceischen Venus etwas gewußt hätte. — Dieß war nun freylich ein Irrthum, denn Hamburg hat wirklich eine Mediceische Venus; allein diese Geschichte selbst zeigt, wie wenig sie bis hierher einheimisch geworden ist, wie viele von ihrem Daseyn gar nichts wissen — und wie wenig Menschen hier sind, die sich um so etwas bekümmern. Wer sich umständlich über die Hamburger Samm-

lungen und über den Zustand der Kunst überhaupt zu unterrichten wünschet, der lese darüber den Aufsatz des Herrn Domherrn Meyer im ersten Hefte des Hanseatischen Magazins. Der Verfasser spricht mit der Delicatesse eines Eingebornen, und mit der Zuneigung eines guten Bürgers; indessen enthält sein Aufsatz nichts, das dem allgemeinen Urtheil widerspräche, das ich über den Zustand der Kunst zu Hamburg gefällt habe. — In diesem Aufsatze sind auch mehrere zu Hamburg lebende Künstler angezeigt, über die ich hier mein Urtheil unterdrücke.

Es giebt zu Hamburg eine kleine Zahl von lebenden Künstlern, die sich jetzt entweder als Fremde hier aufhalten, oder als Eingeborne leben. Ihr Gewinnst ist schlecht, und die mehresten müssen sich zu Arbeiten verstehen, auf die der Künstler freylich sein Studium ursprünglich nicht anlegt. Doch in welcher Stadt von Norddeutschland ist das nicht mehr oder weniger der Fall! — Unter den Fremden, die in diesem Augenblick hier sind, muß ich die Herren Hickel und Ohmacht nennen. Der erstere hat sehr viel Arbeit, das heißt, er hat sehr viel Portraits zu mahlen. Er ist ein Künstler von Verdienst, der sich sechs Jahre in England aufgehalten hat, wo sein Name schon durch die nach ihm gestochenen Portraits eines Pitt, Fox, der Prinzessin von Lambal, und anderer merkwürdigen Personen bekannt ist. Er ist aus dem Sächsischen

Erzgebirge, aus einem Dorfe unweit Chemnitz, wo er in einer Glashütte war, die er aber im elften Jahre verließ. — (Er ist seitdem zu Hamburg gestorben.) Ohmacht, aus Rothweil in Schwaben, ist ein Bildhauer aus der bessern Classe, in dessen Werken Anlage, Studium und Verstand nicht zu verkennen sind. Er ist wirklich ein schätzbarer Künstler, und ich sehe seine Arbeiten mit Vergnügen, ohne in die zu großen Lobeserhebungen einzutreten, die einige seiner zu parteyischen Freunde ihm machen.

Endlich muß ich die schon vor dreyßig Jahren gestiftete Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe nicht vergessen. Sie hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf mehrere Arten von Handwerkern gehabt, und sehr viel zur Verbesserung und Uebertragung des guten Geschmacks in das bürgerliche Leben gethan.

Zwölfter Brief.

Die Vierlande. — Altona — seine Bevölkerung — sein Handel. — Nachtlärm zu Hamburg — die Kutschen — die Gassenmusikanten. — Die Nachtwächter. — Die Feuerspritzenleute. — Die Stadtpost.

Hamburg im December 1797.

„Ob ich in den Vierlanden gewesen bin? und warum ich Ihnen nie etwas davon erzählt habe?“ — Ich schließe aus dieser Frage mit ziemlicher Gewißheit, daß Sie das Bild noch in dem Gedächtnisse haben, das Sie in den Briefen eines reisenden Franzosen einst fanden. Das, was ich darüber zu sagen habe, wird bey weitem nicht so unterhaltend seyn. — Ungefähr zwey Deutsche Meilen von hier, in der Nähe von Bergedorf, fängt der Landstrich an, den Hamburg mit Lübeck gemeinschaftlich besitzt, und den man die Vierlande nennt. Es ist größtentheils eine sogenannte Holländerey,

d. h. ein Strich eingedeichtes Land, der den besten Theilen von Holland gleicht, und wo auch alles so ziemlich Holländisch zugeht. Er ist zwey Deutsche Meilen lang, und besteht aus vier Kirchspielen, die von größtentheils reichen Landleuten bewohnt sind. Gleich den reichen Holländischen Bauern sind sie nebenher Kaufleute, und treiben Handel mit Korn, Vieh und dergleichen. Als wohlhabende oder reiche Leute sind sie nicht unbekannt mit einer Art von Luxus, den man bey Leuten von dieser Beschreibung gewöhnlich findet. Sie wohnen sehr reinlich und bequem, sind gut meubliert, essen und trinken gut, kleiden sich aber bäurisch, und zwar auf eine eigene ziemlich auffallende Art. — Aus diesen Gegenden erhält Hamburg viele Gemüse, Gartengewächse und vorzüglich Erdbeeren. Diejenigen aber, die das bringen und hier zum Verkauf umhertragen, sind nicht die reichern der Gegend: denn auch in diesem Landstriche ist, wie es sich von selbst versteht, nicht ein jeder reich oder wohlhabend. Der bessere Theil dieser Landleute würde seine Töchter nicht leicht auf diese Art in der Stadt anstellen, um so weniger, da viele dieser Personen den größern Theil ihrer Zeit da zubringen, und vom Lande her immer einen frischen Vorrath von den Dingen erhalten, die sie verkaufen. Die Straußermädchen, die man in großer Menge hier sieht, und die den Vorübergehenden ihre Blumen vorhalten, kommen zum Theil auch daher. —

Würden Sie wohl in dieser meiner einfachen Beschreibung der Vierlande, die Gegend wieder erkennen, die durch Riesbecks äußerst unterhaltende Darstellung so merkwürdig geworden ist? Sie erinnern sich der Beschreibung jener halbverdorbenen, halb sentimentalen Liebe, die zwischen den Hamburgern und den Mädchen der Vierlande gepflogen wird; jener halbstädtischen, halb ländlichen und schäferartigen Existenz! — Aber so war es mit Riesbeck durchaus. Er wußte recht gut, daß, um gelesen zu werden, um den Leser zu unterhalten und anzuziehen, man durch Contraste schreiben, man etwas Ungewöhnliches und Auffallendes erzählen, bald vergrößern und erhöhen, bald vermindern und entstellen muß. — Die Sache mit den Vierlanden verhält sich folgender Maßen. Viele dieser Mädchen haben zu Hamburg ihre festgesetzten Häuser, wohin sie regelmäßig ihre Waare tragen, und wo sie gewohnt sind, daß man ihnen abkauft. Sind diese Mädchen hübsch, so erregen sie, wie überall, die Aufmerksamkeit der Männer, die mit ihnen nähere Bekanntschaft machen, und so entsteht für das Mädchen eine neue Handlungsquelle. Manche junge Leute mietheten sich sonst bey den Aeltern, oder Verwandten dieser Mädchen ein Zimmer in den Vierlanden, wohin sie gelegentlich gingen, um das Landleben zu genießen, und wo die Bekanntschaft weiter fortgesetzt wurde. Aber auch selbst dieses geschieht jetzt wenig mehr, und man hört

nur noch selten von einer Lustpartie in die Vierlande.

Da ich Sie noch einmal aus der Stadt in die Gegenden umher geführt habe, sollte ich Ihnen wohl auch einmal ein Wort über Altona sagen, eine Stadt, durch die ich vielleicht vierzig Mal gefahren und gegangen bin, ohne mich je lange da aufzuhalten. Anfangs betrachtete ich sie bloß als eine Einwendung gegen die schönen Gegenden, und gegen die herrlichen Landhäuser, die unter Hamburg an der Elbe liegen, und an die man nie gelangen kann, ohne Altona in seiner ganzen Länge zu durchfahren, wofern man nicht einen sehr großen Umweg machen will. — Daß sie für Bevölkerung, Wohlstand, und die Geschäfte, die da getrieben werden, die zweyte Stadt in den gesammten Dänischen Staaten ist, fiel mir selten dabey ein. Gleichwohl ist Altona in mehreren Rücksichten eine merkwürdige Stadt. Sie soll jetzt über zwanzig tausend Seelen enthalten, manche bestehen sogar auf fünf und zwanzig tausend, hat eine beträchtliche Zahl theils reicher, theils wohlhabender Einwohner, und eine Menge Fremde aus mancherley Ländern. — Ihr Handel war schon längst nicht mehr verächtlich; er hat aber seit der Französischen Revolution, und hauptsächlich seit dem Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich sehr zugenommen. Man sagt, daß ein Theil der Geschäfte nicht auf die ehrenvollste Art getrieben wird. Altona, als eine Dänische

Stadt, ist neutral, und durch ihre Lage an der Elbe, wird sie zu einem Seehafen. Nun ist es sehr natürlich, daß Kaufleute verschiedener Länder durch die Vermittlung von Altona gewisse Geschäfte zu machen suchen, die sie unter ihrem eignen Namen, oder unter ihrer Flagge nicht machen könnten. In dieser Stadt also sucht man vorgebliche Eigenthümer, falsche Pässe, und Menschen, die sich entschließen können, einen falschen Eid zu schwören. Freylich konnte das nicht so ganz unbekannt bleiben, und die Mächtigern auf der See griffen gelegentlich zu, und erregten viel Geschrey über Anmaßung, Ungerechtigkeit, und verletzte Unabhängigkeit neutraler Völker. — Daß gewisse Geschäfte auf diese Art getrieben werden, weiß ich; daß die kriegführenden Mächte bisweilen ungerechter Weise zugegriffen, und Handel und Schiffahrt neutraler Völker gestört haben, will ich gern auch glauben.

Altona ist, als eine neue Stadt, nicht eben schön. Indessen hat sie ein paar hübsche Plätze, mehrere gute Gassen, und eine Menge feiner Häuser, die noch immer zunehmen. Die mehresten Gassen sind indessen schlecht, und bestehen größtentheils aus sehr kleinen, unansehnlichen Häusern. Die schlechtern erinnern mich an die geringern Häuser der Städte in Irland, so wie ich in den bessern das Bild der schlechtern Englischen sehe. Ich bin nie durch diese Stadt gefahren, daß ich nicht

eine lebhafte Erinnerung von den Landstädten beides in England und Irland hatte. Was noch zur Täuschung beyträgt, ist das Zeichen des Phoenix-Office, das ich an so vielen Häusern angeschlagen finde. Es ist dieses, wie Sie wissen, eine Londner Feuer-Assecuranzgesellschaft, bey der eine Menge Häuser in Hamburg, Altona und in der ganzen Gegend umher versichert sind. Die so versicherten Gebäude bekommen ein kleines Schild, welches das Zeichen oder Wappen der Gesellschaft ist.

Altona hat ein stehendes Schauspiel, und ein Theater, das ein ziemlich ansehnliches Gebäude ist, wenigstens gehört es unter die bessern der Stadt. Die Gesellschaft, ohne schlecht genannt zu werden, kann nie sehr vorzüglich seyn, weil die bessern Schauspieler und Schauspielerinnen das größere Hamburg immer vorziehen werden. Jetzt spielt unter andern auf der Altonaer Bühne Madam Bürger, Wittwe des wohlbekannten Dichters.

Man findet hier sehr gute Gesellschaft, wovon sich ein Theil mit der Hamburgischen mehr oder weniger mischt. Manche Hamburger haben sich auch hier niedergelassen. Unter den merkwürdigern Männern, die ich hier kenne, will ich Ihnen den Doktor Mumßen nennen, einen guten Arzt, einen denkenden Kopf; einen Mann von mannigfaltigen Kenntnissen, und dabey bieder, edel und gutmüthig. —

Auch der Emigrierten giebt es hier eine große Zahl. — Während daß Altona auf der einen Seite eine gute und interessante Gesellschaft hat, so findet sich hier auf der andern ein Auswurf von Menschen aller Art und aller Länder. Es ist eine Grenzstadt; und die Dänische Regierung schien zu allen Zeiten nichts so sehr zu beabsichtigen, als daß ihre Bevölkerung zunehme.

An dem einen Ende der Stadt befindet sich ein großer Platz, oder wenn Sie wollen, eine sehr breite Gasse, in deren Mitte alte und hohe Bäume einen angenehmen Spaziergang darbieten. Es war wohl ursprünglich eine sogenannte Maillebahn; dergleichen man hin und wieder, besonders in den Holländischen Städten findet. Hier trifft man Abends einen Theil der schönen Welt von Altona. — Nahe dabey ist ein Kirchhof, auf welchem Klopstocks erste Gattin begraben liegt. Sie hat einen Leichenstein, auf dem man folgende Aufschrift liest:

„Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen.“

Margarethe Klopstock — erwartet da, wo der Tod nicht ist, — ihren Freund, ihren Gatten, ihren Mann, — den sie so sehr liebt, — und von dem sie so sehr geliebt wird. — Aber hier aus diesem Grabe — wollen wir mit einander auferstehen, — Du, mein Klopstock und ich und unser Sohn —

den ich dir nicht gebären konnte. — Betet den an, — der auch gestorben, begraben und auferstanden ist.

Sie starb schon 1758.

Ich bin seit einiger Zeit nicht wohl! Und da jede Stimmung der Seele, oder vielmehr des Körpers, (denn der letztere bestimmt gewöhnlich die erste) zu besondern Beobachtungen geschickt ist, so habe ich, nach einem Aufenthalte von sechs Monaten, die Entdeckung gemacht, daß Hamburg ein sehr geräuschvoller Ort ist. Sie lachen; aber ich rede in allem Ernste. Sie wissen, ich bin an große Städte und ihren Lärm gewöhnt; ich liebe ihn, aber bemerke ihn wenig. Daß Hamburg am Tage sehr geräuschvoll ist, versteht sich von selbst, wenn Sie bedenken, wie viele Menschen auf dem kleinen Platze sich tummeln, und was sie alles treiben. Aber seitdem ich unbaß bin, habe ich besonders den Lärm bemerkt, der mit dem Eintritte des Abends sich anfängt, und zum Theil durch die ganze, wenigstens den größten Theil der ganzen Nacht dauert. Da sind nun zuerst die Kutschen, die man hier in allen Theilen der Häuser sehr laut hört, weil sie ganz dicht an denselben, wegen der Enge der Gassen, fahren, und auch, weil die mehresten Häuser nicht gar stark gebaut sind. Mit ihnen ertönt das Heer der Gassenmusikanten, die man in andern Städten Deutschlands nur in den Messen, oder bey ungewöhnlichen Gelegenheiten hört, die aber

hier angesessen sind, und das ganze Jahr hindurch orgeln, dudeln, pfeifen, klingeln u. s. w. Ihre Zahl ist Legion, denn man hört sie in allen Gassen, und bis spät in die Nacht. Das Tambourin, die Becken, die Schellen werden dann freylich durch den häufigen Regen oft unbrauchbar gemacht, und müssen sich gelegentlich zurückziehen; aber die Orgeln sind ohne Barmherzigkeit. Kein Regen, kein Sturm, keine Kälte hält diese zu Hause, und so schlecht auch wegen der Menge ihr Gewinnst seyn kann, so muß doch etwas dabey zu verdienen seyn, und ich glaube, daß manche dieses Handwerk Abends treiben, die den Tag über etwas anders thun. — Es giebt Leute hier, die ganze Niederlagen von solchen Orgeln haben, sie täglich für eine Kleinigkeit ausleihen, und, der Sicherheit wegen, ihr Instrument alle Nacht, mit den Interessen wieder erhalten. Anfangs fiel mir es auf, daß diese Orgeln mehrere Englische Lieder spielten, die ich auf denen der Savoyarden nicht zu hören gewohnt war, als; God Save the King etc. Rule Britannia etc. aber ich erfuhr nachher, daß diese Orgeln mehrentheils in England gemacht werden. — Um 9 Uhr fangen die sehr zahlreichen Nachtwächter an, deren Schnurren und knorrende Stimmen gleich laut sind. Zu diesen gesellen sich jetzt auch noch die Feuerspritzenleute, welche in den Monathen November, December, Januar und Februar ebenfalls Nachtwäch-

terdienste thun; diese machen den unangenehmsten Lärm von allen, und ich bin noch so wenig an sie gewöhnt, daß sie mich häufig aus dem Schlafe wecken. Sie führen große hölzerne Stäbe, die unten mit Eisen beschlagen sind, und schleppen sie so nach sich, daß mit jedem Schritte, den sie thun, der Stab auf dem Pflaster der Gasse anschlägt und einen schreckhaften Ton giebt, wodurch sie aber der Stadt ihr Daseyn und ihre Wachsamkeit beweisen. Endlich setzen Sie noch zu dem allen die zu große Freyheit des gemeinen Volkes, das in der Nacht in den Gassen umherläuft, schreyet, singt, zankt und nach Herzenslust lärmt. Zu allerletzt ist auch die Stadtpost nicht zu vergessen, welche alle Tage dreymal durch alle Gassen der Stadt klingelt, um die Briefe zu empfangen, die man aus einem Theile derselben in die andern senden will.

Dreyzehnter Brief.

Gesellschaft und gesellschaftlicher Ton. — Der Hamburger lebt und genießt ganz vorzüglich auf dem Lande. — Das weibliche Geschlecht. — Die Mütter säugen selbst. — Die niedrigen Klassen des weiblichen Geschlechts. — Oeffentliche Weibspersonen. — Sitten. — Französische Emigrirte. — Ihr Einfluß auf Hamburg. — Alte ächtdeutsche Hamburger. — Politische Stimmung. — Ein angenehmes Haus. — Gelehrte. — Klopstock.

Hamburg im December 1797.

Mein Aufenthalt in dieser Stadt nähert sich seinem Ende, und es ist nun Zeit, noch einige Artikel zu verhandeln, die ich mit Fleiß bis hierher verschoben habe.

Der gesellschaftliche Ton eines Ortes ist ein Punkt, über den man, besonders in einer volkreichen Stadt, nie zu spät schreiben kann. Der Fremde ist sogar sehr geneigt, das für den allge=

meinen Ton eines Ortes zu halten, was er in den Gesellschaften, die er besuchte, sah: und er kann ihrer vielerley Arten sehen, und doch zuletzt in andere kommen, wo Alles wieder ganz verschieden ist. — Ich habe seit sechs Monaten immer einige Bemerkungen der Art niedergeschrieben, und nun, da ich das Ganze mit einander vergleichen wollte, kamen mir die Briefe über Hamburg, die vom Herrn von Ramdohr seyn sollen, in die Hände; an diese verweise ich Sie, weil Sie da über die Gesellschaft von Hamburg viel Umständliches, und, meines Erachtens, richtig Gesehenes finden werden. Ich habe nur wenig hinzuzusetzen.

Die sogenannte gute Gesellschaft eines jeden Ortes gleicht sich, mehr oder weniger, überall; aber Unterschiede finden sich allerdings zwischen der guten Gesellschaft eines Ortes, wo ein Hof ist, und zwischen der einer Handelstadt. Hamburg steht, in dieser Rücksicht, in einem ganz eigenen Verhältnisse; denn hier finden sich, außer den einheimischen und zahlreichern Gesellschaften des Ortes, auch einige kleinere, die aus den auswärtigen Ministern und einer kleinen Zahl Fremder von Range bestehen. Einige dieser Familien bilden einen engern Ausschuß, und leben hauptsächlich mit dem, was sie ihres Gleichen nennen. Ihre Zahl ist nicht groß; sie machen wenig Aufsehen, und man kann sie eigentlich als Fremde betrachten, die,

wenn man von der Gesellschaft zu Hamburg überhaupt redet, weiter nicht in Anschlag kommen. Aber ein Theil dieser Familen lebt auch mehr oder weniger mit den eingebornen Hamburgern, das heißt mit den bessern und reichern Kaufleuten. Bey den letztern also findet man auch einen Theil der erstern, mehrere auswärtige Minister und Adelige verschiedenen Ranges. Ich habe diese Mischung öfters getroffen, konnte doch aber immer dabey gewahr werden, daß diese beiden Classen nicht ganz in einander geschmolzen sind, und daß beide Theile zwischen einander zu unterscheiden wissen. Der Vortheil der Mehrheit, und des größern Aufwandes ist offenbar auf der Seite der eigentlichen Hamburger. Sie sind die wahren Einwohner und Bürger des Ortes, und empfangen oft jene bloß als Fremde, denen sie die Ehre ihrer Stadt thun. Sie sind also die eigentliche Nationalgesellschaft von Hamburg, und sie haben wir hier vorzüglich zu betrachten. Ich will nicht in ihre mannigfaltigen Abstufungen eintreten, sondern hauptsächlich von denen reden, die am meisten empfangen, und am gesellschaftlichsten leben. Unter dieser Classe herrscht weniger Förmlichkeit, als in vielen andern Städten Deutschlands, eine gewisse Simplicität der Art und Leichtigkeit des Tones. Die mehresten Individuen haben eine gute Erziehung genossen, und ihren Ton durch den Umgang mit Menschen aller Art, die sie ohne Unter-

laß zu sehen Gelegenheit haben, gebildet. Dieß ist hauptsächlich der Fall mit den Familien, die mehr geben, als zurück empfangen; sie sehen mehr Gesellschaft in ihren Häusern, als daß sie zu andern gehen, und sie sind es, an die die mehresten Fremden empfohlen werden. Aber diese Gewohnheit, oft und viele zu empfangen, macht auch, daß ihre Aufmerksamkeit für ihre Gäste geringer ist, als in kleinern Städten, oder in solchen Familien von Hamburg, die nicht auf diesen Ton leben. Je mehr ein Haus in der Gewohnheit ist, Gäste zu empfangen, desto weniger werden der Herr und die Frau dieses Hauses ängstlich für sie besorgt seyn. Dieß ist an allen Orten der Fall, wo man auf die nehmliche Art lebt; und diejenigen, die sich darüber beschweren, haben in andern großen Städten noch keine Erfahrungen darüber gemacht. Zu Paris giebt es Häuser, die wöchentlich einen, oder mehrere öffentliche Tage haben. An diesen werden alle, die sich darstellen, in ein oder mehrere Zimmer zusammengedrängt, in welchen für manche so wenig gesorgt ist, daß sie vor Durst nicht essen können, wenn sie etwa nicht wußten, daß sie ihren Bedienten mitbringen sollten. So ist es jedoch hier nicht, und selbst für diejenigen, um die man sich am wenigsten bekümmert, ist, wenigstens in dieser Rücksicht, gesorgt. — Im Ganzen ist Folgendes durchaus wahr: Die Gesellschaft ist

ein Tausch, bey welchem jeder in dem Verhältnisse gewinnt, in dem er selbst viel oder wenig umzusetzen hat. Alles bloß von denen zu erwarten, bey denen wir sind, ist eine doppelte Ungerechtigkeit, gegen die Familie vom Hause so wohl, als gegen alle übrige, die sich da befinden. Ein jeder muß für sich selbst sorgen, und wer etwas zu geben hat, wird mehrentheils auch empfangen. Rang und Vermögen thun sehr viel; wer aber liebenswürdige, gesellschaftliche Eigenschaften hat, wird, ohne beide, in der Länge eben so weit kommen; wer aber weder die einen, noch die andern besitzt, muß zuletzt vernachlässiget werden, er sey auch noch so gut empfohlen. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß nicht alle Hamburger, die man auch in bessern Gesellschaften trifft, gebildet und wohl erzogen sind. Man stößt auch auf Menschen, denen es an vielem fehlt, was zum Manne von Gesellschaft und gutem Tone gehört, und deren äußerste Unbekümmertheit um ihren Nachbar, deren trockene Art, um nicht zu sagen Rohigkeit, und deren zu freye, unabhängige Manier, die vielleicht auf das Vermögen gegründet ist, in dessen Besitz sie sich fühlen, beleidiget. — Die vielen Geschäfte, womit die Männer hier überhäuft sind, tragen auch dazu bey, manchem einen trockenen, kurzen und abgebrochenen Ton zu geben. Man ist an die Börse gewöhnt, und an die Kürze, und oft brüske

Bestimmtheit, mit der die Geschäfte da getrieben werden; und mancher will nicht begreifen, daß es sich der Mühe verlohne, die verhältnißmäßig unbedeutenden Geschäfte des gesellschaftlichen Lebens mit einem feinern Tone zu verhandeln, und die Saite des verfeinerten Umgangs mit einer zartern Hand zu berühren, als sein großes Hauptwerk erfordert, von dem sein Reichthum und sein Alles abhängt.

In den kleinern Gesellschaften habe ich durchaus viel Frohsinn gefunden, und einen Ton von Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, der den Gefühlen eines jeden wohlthun muß, der nicht durch die Großen und vermischten Gesellschaften verdorben ist. Ich habe sehr angenehme Tage auf mehrern Landhäusern zugebracht, ohne an das zu denken, wo ich vorzüglich zu Hause war, und dessen ich mich immer mit Dank und Freude erinnern werde. — Auf dem Lande lebt der Hamburger recht eigentlich, und ist vorzüglich zum Genusse gestimmt. Er genießt hier die Natur, die er durch alle Vortheile des Stadtlebens und des Reichthums verschönert. Eine gute Tafel, zahlreiche Gesellschaft, Spaziergänge und Fahrten, Spiel und unterhaltendes Gespräche wechseln hier angenehm mit einander ab.

Manche tadeln an dieser Lebensart, daß sie nicht so wohl ein ächtes Landleben, als vielmehr eine Stadtexistenz auf dem Lande wäre. Gerade das Nehmliche sagen viele Fremde von dem Landleben der Engländer! — Mich dünkt, nichts kann so lächerlich seyn, und so viel Unerfahrenheit verrathen, als dieser Vorwurf! Was kann denn das Landleben eines Städters anders seyn, als eine Stadtexistenz, bey der er aber nicht in Mauern und enge Gassen eingesperrt ist? Man nehme ihm seine Gesellschaften, seine Mahlzeiten, sein Spiel, seine Bücher, kurz, alles woran er gewöhnt ist, und was seine Belustigung und Erholung ausmacht, und er wird gar bald tödtliche Langeweile haben. — Feldbau und Viehzucht können nur wenige treiben, weil nur wenige sie verstehen; und die schönsten Fluren, blökende Herden, und die Arbeiten des Landmannes ermüden in die Länge, wenn der Geist des Städters sonst nichts hat, womit er sich beschäftigen kann. Oder glaubt man, daß das Landleben dadurch verschönert werden könne, daß man sich nachlässiger kleide, als in der Stadt, in einer unbequemen Strohhütte wohne, mit schlechtem Hausgeräthe sich behelfe, oder daß man seine Freunde und Bekannte mit weniger Aufmerksamkeit, Höflichkeit und einem minder guten Gerichte empfange? — Solche Arkadische Begriffe können sehr erbaulich in unserer frühern Jugend seyn,

aber schwerlich lange diejenigen unterhalten, die gewohnt sind, einen beträchtlichen Theil des Jahres regelmäßig auf dem Lande zuzubringen.

Die Hamburgerinnen sind, so wie ihre Männer und Brüder, eher groß, als klein, und von einem stärkern und festern Baue, als ihre Schwestern in Obersachsen. Im Ganzen genommen, kann man sie schön nennen, das heißt, man findet unter irgend einer gegebenen Zahl mehr schöne Personen hier, als in vielen andern Städten und Ländern. Ein gutes Blut, wohlgemischte Säfte und eine daraus entstehende gute Laune, scheinen den mehresten einen Grad von Gesundheit zuzusichern, der ihrer Farbe eine reitzende Frischheit und ihrem Körper eine gewisse Fülle giebt. Ein Grieche würde viele derselben dick nennen, und in der That weiß ich kein Land, das südlich von Hamburg liegt, wo ich so viele von dieser Beschreibung getroffen hätte. Manche sind es in einem Grade, der ihnen lästig seyn muß, und der den Begriff von Delicatesse und Feinheit vernichten muß, den wir so gern mit dem weiblichen Geschlechte verbinden. Bey ihrer Röthe haben sie mehrentheils auch eine feine Haut und eine reine Weiße, welche letztere vorzüglich den Glanz des mehrentheils vollen Busens erhöhet. In der That ist der letztere Umstand ein Charakterzug der Hamburgerinnen, und viele sind schon dadurch schön, wenn sie es auch sonst nicht

sind. Freylich scheint diese Fülle hin und wieder mehr Holländische Fleischheit, als Italiänische Elasticität zu seyn, und die Schönheit der Form geht bisweilen in üppigem Reichthum verloren. Da man an andern Orten mehrentheils den entgegengesetzten Fehler trifft, so werden, glaube ich, die mehresten Mannspersonen mit mir einstimmen, daß man die Hamburgerinnen im Ganzen schön nennen kann. — Jemand, der diesen Theil der weiblichen Reitze in vielen Ländern und Orten betrachtet hatte, meinte, es müsse eine gewisse, noch nicht untersuchte Verbindung zwischen vollen Busen und einer stürmischen Himmelsgegend seyn, weil er so oft das eine und das andere zusammen gefunden, und wiederum umgekehrt das Gegentheil bemerkt hätte. Dieß mögen die Naturforscher weiter untersuchen; ich will bloß hinzusetzen, daß die Bemerkung auf Hamburg, Wien und Troja vollkommen paßt. Die beiden ersten dieser Städte sind wegen der heftigen und ewigen Winde bekannt, und Troja nennt Homer fast nie anders als das windige, 3) während daß er ihre Weiber regelmäßig durch das Beywort der Tiefbusigen 4) (sonst genannt Hochbusigen) auszeichnet. Die Hamburgerinnen sind aber nicht nur schön, sie sind auch sehr liebenswürdig! Die mehresten ver-

3) Ιλιον ἠνεμοεσσαν.

4) Βαθυκολπων.

rathen, durch mancherley Kenntnisse, und durch eine lebhafte, angenehme Unterhaltung, eine sehr gute Erziehung, und durch ihre Freyheit und Ungezwungenheit einen gebildeten Umgang, und die Erfahrung und Gewohnheit dessen, was man Welt nennt. Sie reden Französisch mit Leichtigkeit und in einer bessern Aussprache, als in den mehr inländischen Gegenden von Deutschland, und manche sprachen Englisch auf eine Art, die mich in Erstaunen setzte, wenn sie mich versicherten, daß sie nie in England gewesen wären. — Sie haben weniger Form und Schnitt, als die Frauenzimmer im südlichern Deutschlande, und ein einfaches, natürliches Betragen, das auf keinen sogenannten Ton, oder auf gesuchte Eleganz Anspruch macht. Kurz, sie haben Vieles, in dieser Rücksicht, von den Engländerinnen. Sie kleiden sich mehrentheils mit Geschmack, und im Sommer, da sie so sehr auf dem Lande leben, ohne Prunk und vielen Aufwand. Indessen dünkt mich doch, daß ich hin und wieder auf dem Lande einige gesehen habe, die für die Gelegenheit zu viel gekleidet waren. — Die verschiedenen Alter sind hier, wie jetzt fast überall, gemischt, und ich habe nicht selten Personen von ziemlichem Alter gesehen, die mit Vergnügen zu einer Wasserpartie, oder einer Fahrt auf ein Wirthshaus stießen, wo bey weitem die größere Zahl aus jungen Leuten bestand.

So viel ich abnehmen kann, säugen die Frauenzimmer der bessern, oder höhern Stände ihre Kinder selbst. Es dünkt mich sogar zur Mode geworden zu seyn, und nie habe ich noch von einer Mutter gehört, die es angefangen und nicht hätte ausführen können. Ich habe während meines hiesigen Aufenthalts mehrere gekannt, die dabey sehr gesund, stark, blühend und selbst fett waren. Jeder weise vernünftige Mann wird die Gewohnheit billigen; aber ich wollte doch meinen Deutschen Landsmänninnen, die dieses Geschäft unternehmen, rathen, es als eine Familiensache zu treiben, an der man Fremde, wenigstens fremde Mannspersonen, keinen Antheil nehmen läßt. Wir sind nun einmal zu weit von der Natur entfernt, um gewisse Dinge zu sehen und zu nehmen, wie wir sollten. Zwar säugen die Hamburger Damen nicht in Gesellschaft und vor Mannspersonen, wie ich es in Frankreich und auch hin und wieder in Deutschland gesehen habe; aber man läßt doch immer zu viel davon sehen, oder macht es zu oft zum Gegenstand der Unterredung auch vor fremden Männern. Hierzu kommt der ältere Theil der Familie, die in Umständlichkeiten eintreten, oder eine Großmutter, die das Kind fragt, wie es geschmeckt hat? — Es mag eine falsche Delicatesse seyn; aber es ist nichts desto weniger ein Gefühl, das ich mit vielen andern Männern gemein habe: mich dünkt,

die weibliche Zartheit und das feine Gefühl von weiblicher Schamhaftigkeit wird dadurch verletzt. In England können Sie oft in ein Haus kommen, und vielleicht nie erfahren, daß die Frau vom Hause ihr Kind selbst säugt. Es ist keinesweges, daß sie sich der Sache schämten; aber die Engländerinnen haben darüber ein Gefühl, welches ich den feinen Staub der Blume nennen möchte, und das ungefähr aus der nehmlichen Quelle mit dem seyn muß, welches macht, daß sie nie von gewissen Operationen der Natur reden, und gewisse Wörter, als z. E. Hüfte, Weiberhemd, Busen, Unterrock, und dergleichen nie aussprechen.

Auch unter den niedern Classen findet man schöne Gestalten und hübsche Gesichter. Man sagt von diesen, daß sie mehrentheils zu haben sind, und daß besonders unter den Dienstmädchen das Verderbniß sehr groß und allgemein ist. Gleichwohl ist hier nicht der nehmliche Grund dazu, wie an manchen andern Orten! Denn hier giebt es keine Keuschheitscommission, und es steht einem jeden Mädchen frey, wenn schon nicht gesetzlich, doch durch Gebrauch und Nachsicht, ihre Waare in ihrem eigenen Laden zu verkaufen. Die Zahl dieser öffentlichen Mädchen ist hier sehr beträchtlich, wenn ich nach denen urtheile, die ich Abends auf den Gassen

finde. Diese sind, wie überall, die niedrigste Art; indessen sehe ich doch manche selbst unter diesen, die recht artig gekleidet sind: auch haben sie nicht die Unverschämtheit und lästige Zudringlichkeit der Londoner, oder Pariser. Man hat hier auch mehrere Abstufungen der feinern Classen, wovon die besten mit einem gewissen Anstande leben, und deren einige keine Mannspersonen empfangen, wenn sie nicht vorläufig von einem Bekannten eingeführt worden sind. Sie kleiden sich wie Damen von Stande und Mode, und der ganze Unterschied, durch den man sie entdeckt, besteht in einem größern und lockerern Putze, in etwas mehr fliegendem Bänderwerk, in abstechenden Farben, und endlich in einem gewissen Etwas, das nicht in Schamlosigkeit besteht, das sich nicht beschreiben läßt, das man aber durch einen langen Aufenthalt in großen und reichen Städten so untrüglich kennen lernt, daß ein aufmerksamer Beobachter sich schwerlich darin irren wird. Einige von diesen halten ein anständiges Haus, und empfangen männliche Gesellschaften zu Thee und Abendessen. — — Die verworfenste Art aller dieser Geschöpfe, findet sich auf dem sogenannten Hamburger Berge, einer Art von Vorstadt zwischen Hamburg und Altona. Es ist der sogenannte Point von Portsmouth, oder das Matrosenviertel von Livorno. So sehr auch diese drey Orte in Lage, Clima und Sitten von einander verschieden sind, so sehr ist mir die Aehn-

lichkeit aufgefallen, die ich in der Kleidung und Art ihrer Bewohnerinnen bemerkt habe.

Daß in einer so bevölkerten und wohlhabenden Stadt wie Hamburg ein hoher Grad von Sittenlosigkeit herrschen muß, läßt sich erwarten; und daß diese seit fünf oder sechs Jahren zugenommen hat, scheint mir eben so natürlich. Indessen bin ich weit entfernt, in das Geschrey einzustimmen, das gewisse Einwohner kleinerer Städte, wenn sie hierher kommen, erheben. Ich glaube vielmehr, daß man unter den mittlern so wohl als bessern Ständen verhältnißmäßig noch eben so viel Sitten findet, als in mancher weit kleinern Stadt, und daß die Ehen, mit einigen Ausnahmen, reiner sind, als man bey dem immer zunehmenden Luxus, und bey der großen Zahl zum Theil müßiger Fremden erwarten sollte.

Der sogenannten Convenienzheirathen giebt es hier auffallend wenigere, als in Hofstädten und in solchen, wo viel Adel, oder sogenannte alte Familien sind. Auch scheinen mir viele Männer, bey ihrer Wahl, weniger auf Geld zu sehen, als man es an einem Handelsorte erwarten sollte. Ich kenne eine Menge Frauenzimmer, die sehr wenig hatten und reiche, oder sehr wohlhabende Männer gefunden haben; besonders ist das der Fall mit den Töchtern der Gelehrten, die selten reich sind, und die häufig an Kaufleute verheirathet werden. Auch

redet man wenig von Mißheirathen (mésalliances) an einem Orte, wo so mancher heute ein großes Haus macht, dessen ältere Bekannte sich seiner als eines unvermögenden Kaufmannsdieners erinnern. Die sogenannten alten Familien schlagen selten ihre Töchter einem reichgewordenen Kaufmann ab, so wie dieser wiederum, auf seiner Seite, seltener aus Langerweile, oder aus bloßem Bedürfnisse einer Frau, als aus Zuneigung und Geschmack wählt. Ueberhaupt kann das Vermögen, das eine Frau ihrem Manne zubringt, hier nicht oft in verhältnißmäßige Betrachtung kommen, wo die mehresten gewohnt sind, mehr von ihrem großen jährlichen Gewinnste, als von einem kleinen aber regelmäßigen Ertrage der Zinsen eines großen Capitals zu leben.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Menge Französischer Emigrierten, die seit mehreren Jahren sich hier aufgehalten haben, einen merklichen Einfluß auf den Ton, Luxus, die Mode und Sitten eines Theiles von Hamburg gehabt habe, ja selbst das Innere einiger Häuser soll durch diese Fremdlinge umgeformt worden seyn. Wer die Anmaßlichkeit der Franzosen und zugleich die Schwäche kennt, die so viele Deutsche Bürger für jene Nation und für den Adel überhaupt haben, wird sich so sehr nicht darüber wundern. Manche Bürgerliche, so reich und ansehnlich sie auch sind, finden sich noch immer geschmeichelt, wenn sie den hohen Adel in ihren

Häusern empfangen, und ihren Reichthum, ihre Größe ihm vor Augen legen können. Die anscheinende Gleichheit, in der man mit diesen Herzogen, Marquisen, Grafen &c. lebte, machte, daß viele Familien sie empfingen, mit ihnen umgingen. Freylich konnte das mit vielen nicht lange dauern, und die Zahl der Emigrierten, die ich in den Familien getroffen habe, ist nicht mehr sehr groß. Auch höre ich, daß es eine Menge alte Hamburger Familien giebt, die nie mit den Franzosen zu thun haben wollten. Dieß sind rechtliche Leute nach altem Schlage, wohlhabend, auch wohl reich, ohne Ton und wenig der Mode ergeben; Leute, die in der innern Einrichtung ihrer Häuser nicht die Neuerungen und mannigfaltigen Wendungen annehmen, die man bey Leuten von Ton und Mode findet; kurz, jene wackere, treudeutsche Bürgerclasse, die der Fremde an allen Orten so wenig kennen lernt, weil sie für Fremde kein Haus halten, und wo die wenigen, die an sie kommen, sich selten sehr belustigen, weil wir viel schneller einen ungewohnten, altförmlichen Schnitt gewahr werden, als häusliche Tugenden und wahren Werth zu entdecken und zu schätzen wissen. Unter dieser Classe von Hamburgern findet man nichts weniger, als Französische Grundsätze, und Männer von Kenntniß und Gewicht haben mich versichert, daß ein Fremder sehr behutsam seyn müßte, wenn er bestimmen wollte, wie weit die größere Bürgerclasse dieser Stadt

demokratisch oder aristokratisch gesinnt sey. Durch meine eigenen Erfahrungen weiß ich, daß die große Masse von Hamburg in ihren politischen Grundsätzen nicht das ist, wofür man sie in der Ferne ausgiebt. Männer von Neufranzösischen und allgemein revoluzionären Grundsätzen machen hier keineswegs die große Menge aus, und die Masse des Volks scheint mit ihrer Regierung sehr wohl zufrieden zu seyn. Der Rath und alle diejenigen, die mehr oder weniger Antheil an der Regierung haben, können den Neufränkischen Grundsätzen ohnehin nicht gewogen seyn. Man bedenke, daß die Neuerer überall am lautesten reden, und daß man einen einzigen derselben mehr hört, als zwanzig ruhige Bürger, welche schweigen, weil sie mit der Verfassung und der Regierung, wie sie sie zeither kannten, zufrieden sind, und nichts Neu'es darüber zu sagen haben. Uebrigens wird ein Hamburger, in den gegenwärtigen Zeiten, sehr oft für einen Jakobiner verschrieen werden, nicht, weil er Neuerungen prediget, sondern weil er Grundsätze äußert, die an seinem Orte längst einheimisch gewesen sind, an die man aber in monarchischen Ländern nicht gewöhnt ist. Endlich vergesse man ja nicht, daß es überall Menschen giebt, die noch immer von dem Neufränkischen Systeme geblendet sind, die es aber nicht überall rathsam finden, ihre Grundsätze auszukramen; zu Hamburg hingegen ist ein jeder so ziemlich frey, zu sagen was ihm einfällt. Und so darf man sich nicht

wundern, wenn man hier gewisse Dinge öfter hört, als an andern Orten Deutschlands, wo man sie nur denkt.

Ich kann den Artikel des gesellschaftlichen Lebens zu Hamburg nicht entlassen, ohne ein Wort über ein Haus zu sagen, in dem schon so manchem wohl gewesen ist, und noch ist, und wo ich viele angenehme Stunden zugebracht habe. Mit Vergnügen würde ich es nennen; allein man macht den mehresten, die ihre Reisebemerkungen haben drucken lassen, den Vorwurf, daß sie die Menschen aus ihrem Privatleben vor das Publikum hervorziehen, und daß es Familien giebt, deren Bescheidenheit auch das Gute nicht gern liest, das man öffentlich von ihnen sagt. Wer je in diesem Hause gewesen ist, wird es wiedererkennen. Hier herrscht wahrhaft guter Ton und ungezwungener Umgang, und der Besuchende fühlt sich angenehm durch das, was man für ihn thut und — nicht thut. Die Familie ist mehrentheils Abends zu Hause, und jedermann, der einmal eingeführt worden ist, wird eingelassen. Die Frauenzimmer arbeiten, der Herr des Hauses geht aus seiner nahe gelegenen Studierstube ab und zu, und hat die ganz eigene Kunst, aus der letztern oft etwas herbeyzubringen, das sich auf die jedesmalige Unterredung bezieht, und das man mit Vergnügen und Interesse sieht. Er ist ein Gelehrter von mannigfaltigen Kenntnissen, und der mit seinem Zeitalter fortgeht; er erzählt ange-

nehm eine Anecdote, und die Gutmüthigkeit seines Herzens verbreitet über alles, was er sagt, eine eigene Annehmlichkeit. Man kommt, man geht, man bleibt längere oder kürzere Zeit. Niemand ist ängstlich, die Unterredung aufrecht zu erhalten, und eben darum geht sie immer ihren Gang. Madam, eine sehr geistreiche Frau, und die viele Kenntnisse besitzt, ist die Seele davon. Kein Gegenstand der Unterredung ist ausgeschlossen; jedermann fühlt sich ohne Zwang, weil er weiß, daß er niemandem welchen auflegt, und so vergeht die Zeit angenehm, ohne daß die eine, oder die andere Person besonders bemüht scheint, sie so zu machen. In der Nähe liegen immer einige Journale, Zeitungen, irgend eine neue, merkwürdige Schrift, oder ein kostbares Werk mit Kupfern, das man mit Vergnügen sieht, weil man es nicht überall trifft. Man schämt sich nicht, eine Zeitlang zu blättern, und die Uebrigen sehen nichts unhöfliches darin. Häufig entsteht eben dadurch neuer Stoff zum Gespräche. Ein junges Frauenzimmer, die mehrentheils im Hause lebt, macht den Thee, und kann, wenn es nöthig ist, ihren reichen Antheil an der Unterredung tragen, ob sie schon öfter schweigt. In diesem Hause verlebt man wirklich ganze Abende, ohne zum Spiele seine Zuflucht zu nehmen; aber freylich ladet man nicht darauf ein, und niemand hält sich für besonders angestellt, die Gesellschaft geistreich zu unterhalten. Man spricht, wenn

man etwas zu sagen hat, man schweigt im entgegengesetzten Falle, oder man geht davon, ohne auffallend bemerkt zu werden. — Endlich bin ich in diesem Hause überzeugt worden, daß man sehr angenehm mit Menschen leben kann, deren politische Grundsätze ganz von den unsrigen verschieden sind.

Auch die Gelehrten machen hier — was sie überall sollten, einen Theil der vermischten Gesellschaft aus. Von den hiesigen Schriftstellern habe ich die mehresten gesehen, und mehr oder weniger kennen gelernt — die Herren von Archenholz, Bartels, Brauhahn, Büsch, Drewes, Ebeling, von Heß, Klopstock, Lichtenstein, Meyer, Reimarus, Wächter, Wendeborn. Hierzu kommen noch, ob sie schon nicht in der Stadt, wohl aber in der Nähe leben, die Herren Boggesen, ein Däne, der durch seine Gedichte genugsam bekannt ist, Madame Brun, Tochter des Coppenhagner Geistlichen Münter und Gattin eines Kaufmanns aus der genannten Stadt, Claudius zu Wandsbeck, Jacobi aus Düsseldorf, Puhl zu Altona und Wellstein, einst Professor zu Wien.

Jedermann kennt Klopstock, den Dichter, den Schriftsteller, und ich habe nichts dazu zu setzen! Sey es mir erlaubt, von Klopstock dem Menschen, dem Manne der Gesellschaft ein Wort zu sagen. Er ist gewohnt, daß man von ihm redet und schreibt, und so hoffe ich, daß er mir verzeihen wird, wenn

ich Züge von ihm gebe, die ich nur durch einen nähern Umgang mit ihm kennen lernen konnte. Das Vergnügen, meinen Lesern von einem solchen Manne etwas mitzutheilen, hat mich bewogen, von meiner Regel abzuweichen, und sey meine Entschuldigung. Wäre es bloß der unsterbliche Dichter der Messiade, so würde ich ihn angesehen haben, wie man gerne das Merkwürdigste seines Jahrhunderts besieht, und dann unter die Zahl der vielen Schriftsteller gesetzt haben, die man lesen, mit denen man aber nicht umgehen muß. Aber Klopstock ist auch ein Mann des Umgangs, streuet auch Blumen über das tägliche, gesellschaftliche Leben. Man braucht ihn nicht lange zu sehen, um den Mann zu erkennen, der mit sehr gebildeten, gesitteten Menschen gelebt hat. Er ist im Umgange ohne Anmaßung; seine Urtheile sind bescheiden, und bey jeder seiner Meinungen zeigt er Achtung für die Ihrige. (Dieß ist ein sehr großer Zug in dem Charakter eines Mannes, dem man es verzeihen könnte, wenn funfzig Jahre von Lobeserhebungen und Schmeicheley, die er oft so unbedingt empfangen hat, ihn eigenwillig und absprechend gemacht hätten.) — Heiter, lebhaft, und dabey ruhig, verhandelt er jeden Gegenstand der Unterredung, als ein Mann von Lebensart, von Kopf und Geschmack. Niemand ist bereitwilliger, als er, sich über Dinge unterrichten zu lassen, die ihm unbekannt sind,

und, weit entfernt, das zu verachten, was er nicht weiß, scheint er auf alles einen Werth zu setzen, was er von Ihnen erfährt. Er hat Duldsamkeit und freundliches Nachgeben, ohne seine Selbstständigkeit dabey hinzugeben. Eingeweihet in der Schule der Griechen, weilt er noch immer bey ihnen mit Liebe, während daß er den Neuern alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. — Sie können, ohne daß Sie es wissen, auf Männer kommen, die ihn beleidiget haben; er wird vielleicht einen Zug von ihnen erzählen, der sie charakterisiert, aber mit Gelassenheit und Mäßigung von ihnen reden. — Leute, die ihn genauer kennen wollen, sagen, er sey hitzig und eigensinnig! Es mag seyn; mir ist es genug, daß er es im gesellschaftlichen Umgange nicht zeigt, und ich rede hier von Klopstock, dem Manne des Umgangs. — Er ist vertraut und wohlwollend, (affectionnate) ohne im geringsten familiär zu werden. Sein hohes Alter und sein großer Name scheinen ihm nicht glauben zu machen, daß er sich in Ausdruck oder Art eine Freyheit erlauben dürfe, die er Ihnen ungern zugestehen würde. — Unter den prosaischen Schriftstellern setzt er Voltaire oben an. Er ist der einzige, sagt er, der für jeden Gegenstand, den er behandelt, gerade die Ausdrücke und den Ton findet, die sich jedesmal am besten für die Sache schicken. — Ich habe mehrere Unterredungen über die Französische Revolution

mit ihm gehabt. Sie wissen, welche Partey er Anfangs ergriff! Es war die der guten Herzen und edlen Seelen, die Partey, welche drey Viertheile des gebildeten Publikums von Europa nahmen! Ein Mann wie Klopstock mußte natürlich seine Meinung ändern, so wie dort Grundsätze und Dinge sich änderten; jetzt denkt er darüber wie Sie und ich. — „Vielleicht, sagte er einst zu mir, bin ich länger bey meiner ersten Meinung geblieben, habe länger gehofft und erwartet, als mancher andere, oder als ich gesollt hätte; aber ich konnte mich nicht sogleich von dem Edlen und Großen losreißen, das die Revolution in ihrem Anfange für die gesammte Menschheit versprach.“ — Klopstock bringt den Sommer, ganz nahe bey der Stadt, auf einem Gartenhause zu, wo ich ihn oft besucht und manchen Spaziergang mit ihm gemacht habe, auf welchem der Greis als Mensch mir liebenswürdig und theuer ward. Er bleibt dann häufig stehen, nicht um auszuruhen (denn er scheint noch alle Kräfte seines Körpers so wie seines Geistes in einem hohen Maße zu besitzen) auch nicht um sich umzusehen, sondern er faßt Sie ins Gesicht, und macht die Unterredung dadurch lebhafter. — Klopstock lebt auch noch in vermischter Gesellschaft, besucht Abendversammlungen, und geht auch noch zu Mahlzeiten. Letzteres thut er jedoch allmählich seltener, wenigstens schloß ich es daraus, daß er öfters

eine Entschuldigung in Häuser schickte, wo ich wußte, daß man ihn erwartete. Er spielt gern Schach, und gewöhnlich sucht man ihm eine Partie zu verschaffen. — In seinem Aeußern hat er nichts Auffallendes! Ohne als Greis der Mode zu folgen, sucht er auch nicht das Veraltete, und erscheint durchaus wie andere Leute, die durch langen Umgang mit der gesitteten Gesellschaft eine gewisse äußere Bildung, Form und Urbanität angenommen haben, in denen man nichts sieht, das sich von andern besonders unterscheidet. Aber seine Augen fallen auf, deren Lebhaftigkeit sich besonders dann zeigt, wenn die Unterredung ihn stark anzieht. Außerdem sind sie sanft, ruhig, aber geistreich. — Einst sagte mir dieser Mann, daß er den Plan zum Messias als Schüler auf der Schulpforte entworfen hätte. Er war dort der Zeitgenosse mehrerer guten Köpfe. Zu Leipzig lebte er in jener schönen Zeit der aufblühenden Litteratur, die manche als Sachsens goldenes Zeitalter betrachten, ein Freund und Zeitgenosse von Cramer, Gellert, Rabener, Schlegel ꝛc. Ich räume dieses goldene Zeitalter nicht ein; aber gewiß ist es, daß diese Männer viel, sehr viel waren. Sie schrieben manches, das jetzt nicht mehr durchginge! Beynahe sind sie von unserer jungen Welt vergessen: und das ist auch unrecht! Während daß die Franzosen ewig von ihrem Zeitalter Ludewigs XIV reden, aus wel-

chem doch auch so manches aufbehalten wird, das die Kritik jetzt keinem Schriftsteller verzeihen würde, hört man unsere frühern Dichter, unsern Kleist, Uz, Hagedorn, Zachariä ꝛc. kaum mehr nennen. Ich glaube, es wäre kein übler Einfall, wenn man unserm jungen Publikum die besten Gedichte dieser Männer in einem Musenalmanach für das künftige Jahr gäbe. Ich bin gewiß, daß sie für viele allen Reitz der Neuheit haben würden; und an innerm Gehalte wären sie doch wenigstens so gut, als das, was ich hin und wieder in den Musenalmanachen von 1797 und 1796 gelesen habe.

Vierzehnter Brief.

Reise von Hamburg nach Leipzig. — Verschiedene Straßen zwischen diesen beiden Städten — über Lüneburg — Braunschweig — Halberstadt und Halle.

Leipzig im Januar 1798.

Ich verließ Hamburg zu Ende des vergangenen Monats, und machte eine Reise hierher, wie sie sich in dieser Jahreszeit, in diesen Provinzen und auf diesen Straßen erwarten läßt. Um nicht in der Nacht zu reisen, brachten wir sechs Tage auf dem Wege zu, und mußten doch fünfmal spät im Dunkeln fahren. — Zwischen Hamburg und Braunschweig ist der Unterschied nicht groß, ob man im Sommer oder im Winter reist; der größte Theil dieses Striches ist zu allen Zeiten höchst traurig, und die Straßen, obschon im Winter schlechter, sind doch im Sommer verhältnißmäßig nicht besser.

Der kürzeste Weg von Hamburg nach Braunschweig geht über Harburg; die Ferne dieser zwey Oerter ist siebzehn Meilen; (Welle drey, Soltau drey, Bergen zwey und eine halbe, Celle zwey und eine halbe, Els drey, Braunschweig drey.) Aber da muß man zwischen den Inseln hindurch über die breite Elbe gehen. Diese Fahrt wird zwar nur zu einer Meile angeschlagen, und beträgt kaum so viel; aber sie hängt von Wind und Wetter ab. Ist beides günstig, so macht man sie, in der guten Jahreszeit, oft in funfzig Minuten. Desto ungewisser ist sie im Winter! Ich weiß mehrere Fälle, in denen man sich fünf, sechs und sieben Stunden umhertrieb, ehe man das entgegengesetzte Ufer erreichte; und das ist, da es in einem offenen Boote geschieht, im December und unter der Breite von Hamburg nichts weniger als angenehm. Wir wählten den Weg über Lüneburg, welcher drey und zwanzig und eine halbe Meile beträgt, und auf welchem die Posten sehr ungleich und widerlich vertheilt sind. Von Hamburg über Bergedorf bis an den sogenannten Zollenspicker sind vier Meilen, wenigstens bezahlt man so viele. Hier ist eine Fähre über die Elbe, die Sie nach Hope am entgegengesetzten Ufer bringt, wo die erste Hannöverische Post ist. Die Elbe ist hier nicht eine halbe Englische Meile breit, und die Ueberfahrt geschieht gewöhnlich in weniger als

zehn Minuten. Von hier gehen Sie (drey und eine halbe Meile) nach Lüneburg, durch ein traur-riges Land, und auf einem entsetzlichen Wege. — (Ich machte ihn in der Folge in einer bessern Jahreszeit, und fand ihn etwas erträglicher.) — Wir übernachteten zu Lüneburg, und kamen — in der Mitte des folgenden Tages (drey Meilen davon) nach Ebstorf, wo ich erfuhr, daß bis Oesingen, dem nächsten Pferdewechsel, sechs Meilen wären. Wir hatten also die Aussicht, ohne Mondschein wenigstens bis Mitternacht in diesem unbewohnten Lande und auf einer elenden Straße uns umherzutreiben. Zwar giebt es eine Station etwas seitwärts, die kürzer ist, wodurch man aber den ganzen Weg nach Braunschweig um etwas verlängert, und überdieß andern Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. — Oesingen ist ein Dorf, wo wir auf der Post ein sogenanntes Bauernwirthshaus fanden. Mir dünkte es gut; denn was findet man nicht gut, wenn man zu Ende des Decembers einen ganzen Tag auf der Lüneburger Heide, und sieben Stunden in finsterer Nacht gereist ist? — Von Oesingen nach Gamesen sind drey Meilen, und vier andere nach Braunschweig. Diese sieben Meilen machten wir sehr schnell, das heißt, in neun Stunden, weil der Weg etwas besser wird, und die letzte Station über Herzoglich Braunschweigischen Boden wirklich sehr erträglich ist. — Theilte man also

die Posten zwischen Ebstorf und Gamesen in drey mal drey Meilen, oder wenigstens in fünf und viere, oder vier und fünfe statt sechs und dreye, so würde denen, die gewohnt sind regelmäßig zu übernachten, ihre Reise sehr erleichtert werden.

Sobald man den Braunschweigischen Boden betreten hat, wird die Reise angenehmer! Das Land von hier aus bis Leipzig gehört zum Theil unter die bessern Striche von Deutschland, der größte Theil ist wohl angebaut, die Dörfer sind zahlreich, hin und wieder ansehnlich, und die Städte Braunschweig, Halberstadt und Halle geben einen erquickenden Anblick, wenn man an die erste Hälfte der Reise zurückdenkt, wo man, außer Lüneburg, nicht auf einen einzigen Ort kommt, der genannt zu werden verdiente, oder der auch nur mit Aschersleben, das ich auf der zweyten Hälfte nicht genannt habe, streiten könnte. Auch sind hier die Straßen besser, und in den beiden Preußischen Provinzen findet man, auf einer ansehnlichen Strecke, eine Chaussee. Freylich entdeckte ich zwischen Halberstadt und Cönnern, daß der schon vor mehreren Jahren angefangene Straßenbau noch immer nicht vollendet war, und, was noch schlimmer ist, daß ein Theil dieser Straße, den ich vor vier Jahren neu und vortrefflich sah, so vernachlässiget worden ist, daß ich mich kaum wieder erkannte. Das

schönste Stück Straße zwischen Braunschweig und Leipzig ist jetzt der Strich, den man sonst, seiner tiefen und feuchten Lage und seiner Bodenlosigkeit wegen, die Hölle nannte. — Auch die Wirthshäuser sind auf dieser Hälfte ungleich besser, als auf der andern. Das Englische Hotel zu Braunschweig ist sehr gut; im Könige von Pohlen zu Halberstadt, sonst auch der Himmel genannt, ist man sehr wohl; in Halle ist ein anständiges Wirthshaus, und selbst zu Cönnern stieß ich auf eins, das wenigstens sehr erträglich war. — Der letzte Theil der Straße vor Halle, der, so wie ein Stück zwischen Halberstadt und Aschersleben, noch immer nicht gemacht ist, war unaussprechlich schlecht! Wir mußten sie endlich verlassen und einen andern Weg suchen, der erträglicher seyn sollte. Ein schöner Morgen erlaubte uns zu Fuße zu gehen, und wir hatten reichlich Zeit die Höhe bey Gibichenstein zu ersteigen, wo man eine Aussicht genießt, die auch diese traurige Jahreszeit nicht ganz ihrer Schönheit beraubt hatte.

Man hat so viel über die Straßen in Norddeutschland geklagt, und noch sehe ich wenig Verbesserung! die, welche die großen Frachtwagen zwischen Leipzig und Hamburg gewöhnlich nahmen, ist durch den anhaltenden Regen des vergangenen Sommers, und den nassen darauf folgenden Herbst so verdorben worden, daß viele

Fuhrleute seit einiger Zeit über Halle gefahren sind, um die Chaussee zu benutzen, so weit sie zwischen dieser Stadt und Braunschweig geht. Die Folge davon ist, daß man auch von dieser Straße einen Theil so ausgefahren hat, daß wir zwischen Großkugel und Leipzig über sechs Stunden auf einem Wege zubrachten, den man in fünfen zu Fuße machen kann. Es ward Nacht, ehe wir Skeuditz erreichten, und ich bedauerte, daß ich meinem Reisegefährten jenen schönen und interessanten Landstrich nicht zeigen konnte, der von der letztern Stadt bis nach Leipzig zwischen Waldung, Wasser, Wiesen, einem gut angebauten Kornlande, und einer fast zusammenhängenden Kette wohlhabender Dörfer abwechselt. — Die Ferne von Leipzig nach Braunschweig ist zwey und zwanzig Meilen; drey und eine halbe nach Rocklum, drey und eine halbe nach Halberstadt, viere nach Aschersleben, drey nach Cönnern, drey nach Halle, zwey und eine halbe nach Großkugel, zwey und eine halbe nach Leipzig. Also von Leipzig bis Hamburg, auf diesem Wege, drey und vierzig und eine halbe Meile.

Funfzehnter Brief.

Sachsen hat durch den jetzigen Krieg keineswegs verloren — zahlt keine directen Kriegssteuern. — Seitdem stiegen die Staatspapiere — sie standen schon vorher über pari. — Vortheile der Sächsischen Staatsschulden. — Ist es gut, sie ganz abzutragen? — Sachsen hat verhältnißmäßig wenig Abgaben. — Hoher Anbau und große Bevölkerung im Erzgebirge. — Sächsische Fabriken.

Leipzig im Februar 1798.

Ich habe kürzlich eine Stadt verlassen, die seit sieben Jahren durch die Zeitumstände, ich meine hauptsächlich die Französische Revolution und ihre mancherley Folgen, größer und reicher geworden ist. Jetzt befinde ich mich wieder in einem Lande, das ebenfalls im Steigen ist, und das vermuthlich auch durch diese Zeitumstände gewonnen hat. — Zwar seufzet man hier, wie fast überall, nach

dem Frieden; zwar klagt man, daß gewisse Handlungszweige darnieder lägen, daß ein Theil der Sächsischen Fabriken im Stocken wäre, und daß der Krieg eine Menge Geschäfte hindere, die außerdem gemacht werden würden; aber wo klagt man nicht, und wo hat man nicht zu allen Zeiten geklagt!

Daß die Churfürstlich Sächsischen Staaten nie den Gräueln des Krieges ausgesetzt gewesen sind, hieße nur sehr wenig sagen, denn es bewiese weiter nichts, als daß sie nicht so unglücklich gewesen sind, als die Provinzen am Rheine, ein Theil von Süddeutschland und Italien; aber Sachsen hat noch in keiner Periode diesen Krieg auf eine unangenehme oder widerliche Art gefühlt! —

Wir wollen mit dem Artikel anfangen, den das Volk bey solchen Betrachtungen immer zuerst nennt, ob es schon bey weitem kein Hauptpunkt ist, — die öffentlichen Abgaben. Welche Summen haben nicht mehrere Provinzen Deutschlands bloß an Kriegssteuern entrichtet! In Sachsen ist dieser Ausdruck so unbekannt als die Sache selbst. Die Landstände übergaben zwar dem Fürsten einen Creditbrief von zwey Millionen, von dem aber noch kein Gebrauch gemacht worden ist. Nebenher sollte die jährliche Summe, die zur Tilgung der Staatsschulden ausgesetzt ist, zu den Kriegskosten verwendet werden. Vorher wurde jährlich ein gewisser Betrag von Steuerscheinen (so nennt man die Sächsischen

Staatspapiere) durch das Loos ausgezogen, und aus dem Tilgungsfond, der immer zunimmt, weil die Zinsen der abgetragenen Capitalien wieder dazu geschlagen werden, abgezahlt. Dieß hörte denn auf, sobald der Reichskrieg erklärt war, und die Gelder des Tilgungsfonds flossen nunmehro in die Churfürstliche Casse, als ein Beytrag zu den Kriegskosten. — Wenn man in andern Ländern aufhört die Schulden abzuzahlen, so fallen gewöhnlich die Staatspapiere; hier hatte das eine entgegengesetzte Wirkung; die Steuerscheine stiegen. Schon vorher standen die drey pro Cent über pari, allein viel darüber gab niemand gern, weil er natürlich besorgen mußte, daß sein Schein noch in demselben Jahre herauskommen und abgezahlt werden könnte. In dem Falle bekam er von der Regierung für jedes Hundert nur hundert Thaler, und verlor das Aufgeld das er bezahlt hatte, so daß er in gewissen Fällen die Zinsen für nichts rechnen konnte; nunmehr aber, da er gewiß seyn konnte, daß wenigstens einige Jahre lang keine Steuerscheine abgezahlt werden würden, stiegen sie auf hundert und vier und drüber, ja man hat auch hundert und fünfe für das Hundert bezahlt. Indessen findet dieses hohe Aufgeld nur für die kleinern Steuerscheine, von hundert Thalern und drüber Statt; die großen, wie die von tausend Thalern und drüber, kann man noch jetzt mit einem Aufgelde von drey pro Cent haben. Ich wüßte in diesem Augenblicke kein Land

in Europa, wo die Staatspapiere, die nur drey vom Hundert Zinsen geben, über pari ständen!

Sachsen von seinen Schulden zu befreyen, ist einer der Lieblingsgedanken des gegenwärtigen Fürsten. Das wird noch einige Zeit erfordern! Indessen wäre es nicht zu wünschen, daß sie je ganz abgetragen würden. — Ich habe längst an einem andern Orte ausführlich gezeigt, daß der Engländer mannigfaltige Vortheile aus seinem Staatsschuldensysteme zieht, so paradox auch die Sache zu seyn scheint. Alles, was sich dafür sagen läßt, paßt auch auf Sachsen, besonders da seine Schulden schon längst nicht mehr beträchtlich genug sind, um den Kredit des Landes auch nur in die geringste Gefahr zu setzen. Man bedenke nur den einzigen Vortheil, daß in einem Lande, wo Staatsschulden sind, jedermann augenblicklich eine Summe unterbringen kann, die er entübrigt hat. In Sachsen wo es keinesweges an Gelde fehlt, findet sich nicht immer Gelegenheit es sogleich anzulegen. In den Leipziger Zeitungen werden ohne Unterlaß Kapitalien zum Verleihen angeboten; aber es hält oft schwer, Geld mit hinlänglicher Sicherheit zu vier, ja nur zu drey und ein halb pro Cent anzubringen. Selbst mitten in diesem Kriege sind aus Sachsen ansehnliche Summen nach England gegangen und in den Stocks dort angelegt worden: wozu denn freylich die hohen Zinsen, die jetzt dort gegeben werden, sehr reitzten; aber mit kleinern Summen

läßt sich das nicht thun; diese mit Sicherheit und augenblicklich unterzubringen, ist beynahe unmöglich; Steuerscheine hingegen kann man bis auf hundert Thaler herabkaufen; und in den größern Städten sind sie so ziemlich zu allen Zeiten zu haben. Welcher Vortheil für den Gelehrten, den Künstler, den Handwerker und den Bauer, der entweder eine kleine Summe entübriget, oder durch Zufall erhält! — Selbst der Dienstbothe kann seine kleinen Ersparnisse anlegen, und auch aus den unbedeutendsten Summen einigen Vortheil ziehen. Welche Herrschaft wird nicht willig ihrem Gesinde kleine Summen abnehmen und sie verzinsen, bis sie groß genug sind, einen Steuerschein zu kaufen! — Am wichtigsten aber sind die Staatspapiere für niedergelegte und Mündelgelder! Wie oft habe ich nicht in Ländern, die keine Staatsschulden haben, nachlässige, oder ängstliche Vormünder gekannt, welche Jahre lang beträchtliche Summen liegen ließen, weil sie sich nicht die Mühe geben wollten, sie gehörig unterzubringen, oder zu furchtsam waren, sie auszuleihen, indem sie nicht alle mögliche Sicherheit fanden. Alles das fällt hier weg, und dem Vormunde, wenn er sein Mündelgeld nicht höher anbringen kann, bleiben die Staatsschulden beständig offen.

Aber es ist noch eine andere Ursache da, warum nicht zu wünschen wäre, daß die Sächsischen Staatsschulden jemals ganz abgetragen würden. Die erste

Frage würde seyn: „Was soll man mit dem gegenwärtigen Tilgungsfond thun?" Und die Volksstimme würde schnell darauf antworten: „man soll die öffentlichen Abgaben vermindern!" — Dieß möchte aber mehr schädlich als nützlich seyn. Ich bin fest überzeugt, daß ein Land, dessen Abgaben mäßig sind, nichts dadurch gewinnt, daß man ihm Lasten wieder abnimmt, die es schon viele Jahre lang zu tragen gewohnt gewesen ist. Dadurch, daß die Regierung gewisse Forderungen an den Staatsbürger macht, wird dieser zur Arbeitsamkeit und Kunst gereitzt: und die Länder sind durchaus die reichsten, die am meisten abgeben, so wie die allerärmsten diejenigen sind, die an ihre Regierung ganz und gar nichts entrichten. Ja es ist eine große Frage, ob Sachsen das seyn würde, was es jetzt ist, wenn es nie Zeiten gegeben hätte, in welchen das Volk unter Bedrängnissen lebte, die seine Erfindungskraft spannten, und seinen Fleiß spornten: so wie eine Stadt, die abgebrannt ist, mehrentheils schöner und besser wieder aufgebaut wird. — Die Abgaben von Sachsen sind mäßig; und es gehört unter diejenigen Länder von Europa, die verhältnißmäßig nach ihren Kräften am allerwenigsten abgeben. Der Sachse entrichtet jährlich höchstens vier Thaler, während daß der Engländer jetzt viel über zwanzig bezahlt. Die Dänen, die Schweden, die Normänner, die vielleicht nur drey Thaler geben, sind, meiner Meinung nach, weit

härter taxiert, als der Sachse mit vieren; so wie der Savoyard, der unter der alten Regierung nicht über zwey bezahlte, wirklich gedrückt war.

Was aber auch die Abgaben in Sachsen sind, so betragen sie jetzt nicht mehr als zwey Drittel von dem, was sie vor dreyßig Jahren waren. Ja! man sage dieses laut und eindringend, wie man denn gewisse Dinge nicht stark genug sagen kann: die Sachsen geben jetzt nicht mehr als zwey Drittel von dem, was vor dreyßig Jahren ihre Väter bezahlten. Seit dem Jahre 1763 ist der Preis der Dinge, im Durchschnitte genommen, um ein volles Drittel gestiegen, oder mit andern Worten, das Geld ist um ein Drittel an seinem Werthe gesunken. Die Bedürfnisse aller Regierungen sind dadurch erhöht worden, und daher kommt es, daß man fast in allen Ländern von Europa gelegentlich von Vermehrung der öffentlichen Abgaben hört. Die Auflagen von Sachsen aber sind seit mehr als dreyßig Jahren, einige Accise-Artikel ausgenommen, nicht erhöht worden, und der Nationalreichthum des Landes hat seitdem merklich zugenommen.

Am meisten bezahlt hier zu Lande der Leipziger Bürger: und dieser ist es gerade, der am besten lebt, und den größten Aufwand macht. Zwar höre ich die Handwerker öfters über ihre Abgaben klagen; allein so lange ich eine Menge öffentlicher Orte von

ihnen besetzt finde; so lange ich ihre theuern Landpartien sehe; so lange ich weiß, daß so viele zu wiederholten Malen wöchentlich die Wein- und Bierhäuser besuchen, und Erholungen aller Art sich machen, — so lange kann ich unmöglich glauben, daß sie von ihren Abgaben gedrückt werden.

So wie aber die Unterthanen eines Landes auf der einen Seite immer für die Verminderung der öffentlichen Abgaben sind, so lieben die Regierungen auf der andern einen sogenannten Schatz. Dadurch aber gewinnt ein Land mehrentheils auch nichts: und die Schnelligkeit und die Art, womit der ungeheure Schatz verthan wurde, den Friedrich der Große sammelte, ist ein neuer Beweis, wie wenig eine solche Maßregel im Ganzen vortheilhaft ist.

Es bleibt aber noch eine dritte Art, den Ueberschuß anzulegen, der einst durch den Tilgungsfond entstehen wird, — ich meine, vermehrte öffentliche Ausgaben zum allgemeinen Besten! — Die Wege sind im Ganzen noch in einem schlechten Zustande; und die jährlich dazu bestimmte Summe ist für die Menge der Straßen offenbar zu klein. — Hin und wieder fehlt es noch an Brücken. — Die Besoldungen einer großen Menge von Staatsbedienten (wozu ich vorzüglich auch die Schullehrer rechne) sind für die Bedürfnisse der Zeit zu geringe.

— Sachsen hat weder Entbindungshäuser, noch Findelhäuser. — Es fehlt an einer hinlänglichen Zahl von öffentlichen Arbeitshäusern. — Die Viehracen sind durch Einführung fremden und edleren Blutes noch nicht genugsam verbessert, obschon die verbesserte Schafzucht hinlänglich den Vortheil davon gezeigt hat. — Eine Rettungscasse für Bürger, die in ihrem Gewerbe zurückgekommen sind, wäre auch eine höchst wünschenswerthe Stiftung. — Hier ist ein weites Feld, Geld anzulegen und den Tilgungsfond zu verwenden, wenn man je aufhören wollte, die öffentlichen Schulden abzuzahlen.

Seitdem ich dieses geschrieben, hat der Churfürst von Sachsen den Ständen die Geldversicherung zurückgegeben, deren ich weiter oben gedachte, und die sie für die Bestreitung der Kriegskosten ausgefertigt hatten. Das Volk hat also zu diesem Kriege gar nichts beygetragen; denn daß von den Schulden einige Jahre lang nichts abgezahlt worden ist, bemerkt niemand; die Steuerscheine stehen ein hundert vier und ein halb bis fünf pro Cent und werden vermuthlich nicht eher fallen, als bis man wieder anfängt, sie abzuzahlen. — Dieser vortreffliche Fürst hat seitdem auch den Sold der Soldaten erhöht, und abermals, ohne dem Lande etwas dafür abzufordern. Statt acht Groschen in fünf Tagen, welche der Soldat sonst hatte, bekommt er nunmehr zehen.

Seit mehreren Jahren hat der Absatz der natürlichen Erzeugnisse dieses Landes sehr zugenommen, und der Werth derselben ist gestiegen, und steigt noch. Die Menschenclasse, die in allen Ländern die zahlreichste ist, hat den meisten Vortheil davon, und der Sächsische Bauer steht sich sehr gut. In dem Striche, den ich am besten kenne, haben die mehresten die Schulden, die etwa auf ihren Gütern standen, entweder zum Theil, oder ganz abgetragen. Auch zeigen sich die Wirkungen des innern Wohlseyns von außen! Es gewährt mir viel Genuß, gewisse Dörfer zu besuchen, die ich schon vor zwanzig und mehr Jahren kannte. So viele Häuser, die neu gebaut sind; kleine, die sich in größere verwandelt haben, und ein gewisser Ländlicher Putz, den man dem Aeußern der Gebäude giebt, sind so viele Beweise, daß hier alles im Steigen und Zunehmen ist. Auch hat der Bauer in Rücksicht auf Kenntnisse und bessern Anbau seiner Felder Fortschritte gemacht. Alles wird jetzt mit mehrerem Vortheile benutzt, und manche Vorurtheile der Väter und Großväter verschwinden. Freylich bleiben ihrer noch immer genug, und viel ist noch zu thun übrig! Besonders ist der Sächsische Landmann in Behandlung der Wiesen noch sehr zurück. Der letztere Vorwurf trifft hauptsächlich den Bauer im flachen Lande, denn im Gebirge ist man darin viel weiter. Ueberhaupt hat man den Landbau

im Sächsischen Erzgebirge in gewissen Strichen auf eine Höhe getrieben, die Bewunderung verdient. Das Kreisamt Schwarzenberg gehört, in Rücksicht des Bodens, unter die schlechtesten und undankbarsten im Lande, und doch ist kein Fleckchen unangebaut, ja manche Striche sind mit einer Kunst und einem Fleiße bearbeitet, von denen der Landmann in den Ebenen keinen Begriff hat. Die bevölkertsten Provinzen von Europa zählen kaum eine Volksmenge, wie dieses Kreisamt. Es giebt einige Quadratmeilen, auf deren jeder man gegen fünf tausend Menschen findet. Und gleichwohl ist in dem ganzen Amte keine beträchtliche Stadt. Die vier Meilen zwischen Schneeberg und Anneberg gleichen einem großen, nur hin und wieder unterbrochenen Dorfe. Herr Leonhardi rechnet im ganzen Erzgebirge drey tausend drey hundert und zwey und funfzig Seelen auf die Deutsche Quadratmeile, während daß man im Leipziger Kreise nur zwey tausend sieben hundert und ein und neunzig zählte. Beide Rechnungen sind für das Jahr 1785.

Der immer steigende Preis der mehresten Nothwendigkeiten des Lebens, der dem Landmanne so vortheilhaft ist, drückt den Kaufmann und Handwerker sehr wenig! Beide haben die Mittel, sich schadlos zu halten, in ihren Händen. Der Güterbesitzer gehört, in dieser Rücksicht, mit dem

Bauer in eine Classe; aber der Capitalist, der fürstliche Beamte, der Schullehrer, und kurz alle diejenigen, deren Einkommen in längst festgesetzten Geldsummen besteht, leiden dabey. Auch einige andere Classen, deren Arbeit, oder Erzeugnisse einen gewissen einmal angenommenen Preis haben, finden es schwer, diesen Preis so schnell und in eben dem Verhältnisse zu erhöhen in welchem der Werth anderer Dinge, deren sie bedürfen, steigt. Dieß ist ein unvermeidliches Uebel in allen Ländern, die vorwärts schreiten und im Steigen sind. Ein jeder hilft sich, wie er kann. Man klagt über Theurung; und doch genießen die allermehresten Menschen mehr, und leben besser, als vor zwanzig und dreyßig Jahren. Sonst waren z. E. gewisse Obstarten überaus wohlfeil in Sachsen. Seitdem sind Millionen dieser Bäume gepflanzt worden, und doch sind diese Früchte theurer. Da dieses kein vorzüglicher Artikel der Ausfuhr ist, so schließe ich daraus, daß die Zahl derer, die dieses Obst bezahlen und essen, sich außerordentlich vermehrt habe. Und so ist es mit unzählichen Dingen! — Eben so sind die Menschen der niedern Stände besser gekleidet, als sonst, und haben ein feineres und zahlreicheres Hausgeräthe. — Man nennt das Luxus! Ich nenne es vermehrten Nationalreichthum, wodurch die ganze Masse jeder Art von Besitzthum ohne Unterlaß zunimmt, und wodurch jedermann mehr hat,

mehr genießt und mehr verzehrt, als ein rohes, oder noch in seiner Kindheit sich befindendes Volk.

Was die Sächsischen Fabriken betrifft, so haben sich auch diese im Ganzen erweitert und vermehrt. Nicht, daß man in diesem Fache nicht ebenfalls große Klagen führte, und von diesem und jenem Artikel sagte, er ginge nicht mehr wie sonst; denn aus den Fabriken wird man ewig Klagen hören, weil die Natur der Sache sie mit sich bringt. Es giebt eine Mode, die nicht alle drey oder vier Monate ändert, wie die, welche man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, sondern welche Jahre erfordert, um eine andere Wendung zu nehmen. Wenn sie aber diese einmal genommen hat, so geht sie auch wiederum Jahre lang den neuen Gang, ohne daß irgend eine Macht im Stande wäre, ihr eine neue Richtung zu geben. Ja manche Artikel sind nie wieder in den alten Gang zu bringen. Diese Mode besteht nicht in Schnitt und Farbe, sondern in der Natur des Stoffes selbst. Es giebt Stoffe, die einst sehr gangbar waren, und die schon seit vielen Jahren es nicht mehr sind; und andere, die man beynahe gar nicht mehr sieht, wie z. E. die Irischen Poplins. Die Aenderungen, die in dieser Art von Mode Statt haben, fallen schwer auf gewisse Fabriken, und manche müssen ganz eingehen. — Ich will es durch

Folgendes erläutern! Ich erinnere mich noch der Zeit, da beide Geschlechter eine Menge Dinge von Seide trugen, die jetzt von Wolle oder Baumwolle sind. Die Folge davon war, daß viele Seidenfabriken dadurch in Verfall kamen. Die Französischen erhielten sich noch so ziemlich; aber zu Dublin habe ich die Seidenweber in ganzen Heeren durch die Gassen ziehen sehen, und um Brot schreyen hören, während daß die in Spittlefields zu London so unruhig waren, daß man einem Auflaufe vorbeugen mußte. Der Hof zu Sanct James, und die Großen von Irland mochten am Hofe des Vicekönigs an Galatagen ganz in Seide erscheinen; das gab einigen Absatz für den Augenblick, hatte aber keinen Einfluß auf die allgemeine Mode, deren Strom unaufhaltbar ist. Man fuhr fort, sich in Musselin, Cattun, Pique', Basin und Casimir zu kleiden. — Diese ganze Zeit über hatte ich die zuverlässigsten Data in den Händen, daß die Fabriken überhaupt in Irland im Steigen waren, und daß die Englischen sich immer weiter und weiter über Europa und die übrige Welt verbreiteten. Aber freylich sitzen hundert Baumwollen- und Wollen-Fabrikanten, die ihre Geschäfte sich täglich vermehren sehen, ruhig, und fast möchte ich sagen, unbemerkt, während daß die Seidenweber, die rückwärts gehen, ihre Klagen durch das ganze Land ertönen machen. Dieß dünkt mich gerade

der Fall mit den Sächsischen Fabriken zu seyn. Man ist in einigen Artikeln zurückgekommen und klagt; man übergeht aber mit Stillschweigen die sehr vermehrten Geschäfte, die in andern Zweigen und an andern Orten gemacht werden. Chemnitz, Plauen, Mitweida, Crimmitschau und einige andere Orte haben sich seit zehn Jahren sehr gehoben; aber die Leinenfabriken der Lausitz haben gelitten. Man setzt dieses auf Rechnung des Krieges: und in der That kann dieser manches dazu beytragen. Aber man täusche sich doch ja nicht, und erwarte nicht zu viel von dem Frieden. Die Mode, von der ich weiter oben redete, hat eine Wendung genommen, die der Leinwand fast eben so nachtheilig ist, als der Seide. Schon seit Jahren hat die Baumwolle das Leinenzeug in mehreren und wichtigen Artikeln verdrängt. Selten tragen jetzt die Weiber leinene Kleider, und die Mannspersonen leinene Westen; zu Vorhängen, so wie zur Bedeckung der Sophas und Stühle, nimmt man jetzt größtentheils Baumwolle, und schon fängt man hin und wieder an, auch die Bettücher von diesem Stoffe zu machen. Baumwollene Hemden sind jetzt noch wenig bekannt; aber man hat doch schon angefangen, sie zu tragen, und da sie der Gesundheit sehr zuträglich seyn sollen, so wäre es wohl möglich, daß sie nach und nach allgemeiner würden, besonders in heißen Ländern, wohin die Sächsischen Fabriken zeither einen

großen Absatz gehabt haben. — In wollenen Tüchern macht Sachsen ansehnliche Geschäfte, und hat diesen Zweig, so wie seine Wolle überhaupt, seit zwanzig Jahren sehr verbessert. Ein periodisches Stocken, über das man auch in diesem Zweige klagt, beweist noch nicht, daß er im Ganzen zurückgekommen sey. Es sind kaum zwey Jahre, daß es Leipziger Messen gab, welche die Tuchhändler lange vor ihrem Ende verließen, weil sie nichts mehr zu verkaufen hatten. Aber eine einzige schlechte Messe macht Klagen durch das ganze Land ertönen.

Die Stadt Plauen hat in den letzten zehn oder funfzehn Jahren außerordentlich zugenommen; besonders haben die dortigen Fabrikanten ihre feinern Artikel sehr vermehrt und verbessert, seitdem sie angefangen haben, Garn aus England zu ziehen und es zu verarbeiten. (In den Jahren 1799 und 1800 klagten diese Fabrikanten außerordentlich über schlechte Zeiten. Nach einigen derselben hätte man glauben sollen, diese Fabriken müßten zu Grunde gehen. Wie es sich mit diesen Klagen verhalte, mag folgende Liste ausweisen, die sich in den Sächsischen Provinzialblättern vom Monat Juny 1800 findet.

In Plauen im Voigtlande wurden Englische Maschinengarne eingeführet, und bey der Accise vergeben:

Im Jahre 1792	Pfunde	—	—		5,038
—	93	—	—	—	8,800
—	94	—	—	—	48,400
—	95	—	—	—	50,853
—	96	—	—	—	58,113
—	97	—	—	—	122,296
—	98	—	—	—	184,844

Also sind 1798 von diesem Garne ein hundert neun und siebzig tausend acht hundert und sechs Pfund mehr eingeführt und verarbeitet worden, als sechs Jahre vorher. Freylich wäre es noch unendlich vortheilhafter, wenn man dieses feinere Garn selbst spänne, wozu auch jetzt in Chemnitz der Anfang gemacht wird. Indessen zeigt diese so sehr vermehrte Einfuhr, wie außerordentlich die feinern Artikel sich vermehrt haben, und mit den gemeinen wird man doch natürlich auch fortgefahren seyn.

Sechzehnter Brief.

Leipzig. — Zunehmender Handel. — Guter Erwerb. — Vermehrte Besitzthumsmasse. — Zwischenhandel. — Handelsfreyheit. — Allgemeine Freyheit, so weit, als ein Mann von Erziehung sie wünschen kann. — Theurung der Hausmiethe. — Werth der Häuser. — Bevölkerung. — Wohlthätigkeit und Bettler.

Leipzig im Februar 1798.

Vieles von dem, was ich von Sachsen überhaupt gesagt habe, paßt auch auf Leipzig ins besondere, nur in einem größern Maße. Der Handel dieser Stadt hat im Ganzen zugenommen und ist noch im Steigen, so wie die ganze Masse von Reichthum, d. h. von Besitzthum jeder Art. Der allgemeine Erwerb ist hier leicht und ansehnlich, und ein jeder, der arbeiten will und kann, findet hier reichlich sein Brot. Alle Handwerker, die ihr Fach verstehen, haben mehr Arbeit als sie fördern können, und

leben in einem Wohlstande, von dem so mancher Gelehrte, der ihnen zur Seite lebt, keinen Begriff hat. Ihre einzige Klage ist, daß sie entweder nicht so viel Gesellen halten dürfen, als sie wünschen, oder auch, daß sie nicht so viele bekommen können, als sie halten dürfen, weil es mehrentheils an einer hinlänglichen Zahl von Gesellen hier fehlt; selbst die niedrigsten Arbeiter finden Beschäftigung und gute Bezahlung, und ich weiß, daß es Lastträger und Menschen dieser Klasse giebt, die bisweilen in einem Tage von einem Gulden bis auf einen Speciesthaler erndten.

Die Folge dieses im Ganzen zunehmenden Nationalreichthnms ist hier, wie überall, — erhöhter Preis aller Dinge, vertheuerte Hausmiethe, vermehrte Bedürfnisse aller Art; jedermann nimmt mehr ein als sonst, und jedermann lebt besser, genießt und verzehrt mehr. Man nennt das Luxus: und einige Trübsichtige des höhern Alters wollen durchaus nicht, daß das von der allgemein zunehmenden Vermögensmasse, sondern von bösen Beyspielen, vom verkehrten Zeitgeiste, von Nachahmungssucht, von — was weiß ich herkomme. Aber die Menschen haben zu allen Zeiten nachgeahmt, zu allen Zeiten ihren Aufwand nach dem ihrer Nachbarn ein wenig abgemessen, kurz so gehandelt, wie sie jetzt handeln, nur daß die Verhältnisse nicht mehr die nehmlichen sind, und daß manches, was sonst Luxus war, durch allgemein

vermehrten Wohlstand, Bedürfniß geworden ist. Ich weiß, daß bey allen Klagen über den zunehmenden Luxus die mehresten Menschen so ziemlich in dem Gange fortgehen, in dem sie einmal sind, und die Bankerotte in allen Classen sind sehr selten. Kaufleute, die Bankerot machen, gab es zu allen Zeiten; und wenn es ihrer jetzt viel mehr gäbe als sonst, was doch nicht der Fall ist, so wäre es sehr natürlich, weil die Zahl der hiesigen Kaufleute seit dreyßig Jahren sich gar sehr vermehrt hat.

Der große Erwerb von Leipzig ist der Zwischenhandel, wovon diese Stadt seit langer Zeit in Besitz gewesen ist, und der immer zugenommen hat, ungeachtet der Schwierigkeiten, die einige benachbarte Fürsten ihm in den Weg gelegt haben. Es giebt hier Handelshäuser, die in eine Ferne von mehreren hundert Meilen in acht, zehn und zwölf verschiedene Länder Waaren schicken, von denen man glauben sollte, daß die Kaufleute dort sie eben so gut aus der ersten Hand ziehen könnten, als die Leipziger; gleichwohl lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Der Handel nimmt nun einmal einen eigenen, fast möchte man bisweilen sagen wundervollen Gang, und hat ihn zu allen Zeiten genommen. Leipzig hat einen sehr ausgebreiteten Zwischenhandel, während daß die Staaten der Preussischen Monarchie, deren viele weit besser gelegen sind, äußerst wenig davon haben.

Die Sächsische Regierung hat in dieser Rücksicht ein großes Verdienst: das Verdienst, sich sehr wenig in den Handel zu mischen; und es ist wahrlich ein größeres, als viele Staatsminister glauben. Der Handel kann nur unter einem hohen Grade von Freyheit (ich meyne Handelsfreyheit) gedeihen: und diese findet sich in Sachsen. Alles Eigenthum ist hier sicher; die Accise ist sehr mild (wenigstens wird sie leicht und viel hintergangen) und geradezu verbothen ist gar nichts. Man ist zufrieden, daß die Sächsischen Tücher, Cattune, Musseline, Casimirs, Spitzen und Erzeugnisse aller Art verkauft werden, und man bekümmert sich weiter nicht, ob die, welche Sie und ich tragen, aus England oder Frankreich, aus den Niederlanden, oder aus der Schweiz kommen. Man sucht nicht ängstlich zu verhüten, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe (welcher Grundsatz oft das sicherste Mittel ist, keines zu haben.) So lange Sachsen gute Erzeugnisse hat und diese abgehen, wird es ihm auch nicht an Gelde fehlen, seinen Zucker und Kaffee aus Westindien, sein Gewürze aus Asien, aus England aber fast alle Bedürfnisse kommen zu lassen, die eine wohlhabende Familie um und an sich hat; und dabey befindet sich dieses Land weit besser, als die, wo die Einschränkungen des Handels ohne Ende sind. Es ist eine alte, aber nicht genugsam gefühlte Wahrheit, daß, je mehr in einem Lande gekauft und verkauft

wird, desto bereichernder ist sein Handel und desto reicher das ganze Land.

Dieß ist aber nicht der einzige Punkt, in welchem die Sächsische Regierung eine gewisse Milde und Sanftheit zeigt, und ihren Unterthanen eine Freyheit läßt, die den Gefühlen eines jeden, der hieher kommt, wohlthut. — „It is a liberal Government!“ haben mir viele Engländer gesagt, die dieses Land kannten und mit Vergnügen darin weilten; und das ist gerade das eigentliche Wort; und ich wenigstens wüßte kein Deutsches, das den Begriff ausdrückte. Ich finde diese Liberalität in sehr vielen Zügen, in unzähligen Dingen, oder Kleinigkeiten, um die sich die Regierung nicht bekümmert, und in welchen sie jedem Individuum eine gewisse Freyheit läßt, so oder anders zu handeln. Hier wird niemanden ohne Noth Zwang aufgelegt, niemand ängstlich bewacht, niemand um jeder unbedachten Rede willen, die ihm vielleicht in der Hitze des Streites entfuhr, sogleich zur Rechenschaft gezogen. Hier werden Sie nicht gefragt, was Sie im Lande wollen, welcher Religion Sie zugethan, wie alt, und ob sie verheirathet sind, oder nicht? Hier wird der Reisende nicht alle Augenblicke nach seinem Passe gefragt (gewöhnlich gar nicht!) nicht ohne Unterlaß durch lästige Untersuchungen aufgehalten. Hier schreibt Ihnen niemand den Weg vor, den Sie gehen sollen, und Sie können Ihren Reiseplan auf jeder Station abändern. Hier giebt es

keine Wächter, die Sie in allen Gesellschaften behorchen, keine Jakobinerjäger, so wenig als Revolutionärs. Wer sich mit einigem Grade von Anstande und nur mit gemeiner Klugheit beträgt, kann hier reden und thun was er will, und Jahre lang bleiben, ohne daß sich die Regierung in seine Geschäfte mischen wird. — Fremde, die sich einige Zeit in Sachsen aufhalten, fühlen diese Liberalität, und wissen sie mehr zu schätzen, als die Eingebornen, die daran gewöhnt sind und weiter nichts darin sehen; ja ich bin überzeugt, daß, wenn Dresden und Leipzig den Fremden die Ressourcen großer Städte darbieten könnten, sie jetzt unter die besuchtesten von Europa gehören würden.

Man klagt hier sehr über die Theurung der Hausmiethe, die noch immer steigt, so wie über den hohen Preis der Häuser, welcher eine Folge davon ist; gleichwohl sind seit einigen Jahren eine Menge neuer Häuser gebaut worden, da wo sonst keine standen, und viele alte hat man theils erhöht, theils erweitert, während daß die Zahl der neuen noch merklich vermehrt werden soll. (Seit dem siebenjährigen Kriege bis etwa 1793, also in dreyßig Jahren, sind bey weitem nicht so viele neue Häuser gebaut und alte vergrößert worden, als von 1793. bis 1799.) Viele schließen daraus, daß die Bevölkerung von Leipzig seit einigen Jahren außerordentlich zugenommen haben

müsse, welches falsch ist; denn wir wissen, wie viel diese Stadt Einwohner hält, und ich will in der Folge darthun, daß sie sich im Verlaufe von mehr als funfzig Jahren nicht außerordentlich vermehrt hat. Die Fremden, die sich hier aufhalten, und besonders die Emigrirten, die sehr enge wohnen, können auch nur schwach auf den Preis der Hausmiethe wirken; die wahre Ursache davon liegt in dem erhöhten Preise aller Dinge, in dem immer zunehmenden Besitzthum und in der daraus entstehenden Liebe zum Wohlseyn. So wie unser Vermögen zunimmt, breiten wir uns auch mehr aus; wir haben mehr Dinge aller Art, so wie mehr Bedürfnisse. Jedes Individuum braucht mehr Platz, und in einer Wohnung, die sonst zehn bis zwölf Personen hielt, finden jetzt sechs, sieben bis acht Personen der nehmlichen Classe kaum Platz. Die vermehrte Bevölkerung trägt freylich auch das Ihrige bey, so wie die vielen Fremden, die seit einigen Jahren die Messen besucht haben, und um deren willen manche Leute große Wohnungen nehmen, die für sich selbst mit der Hälfte zufrieden seyn würden.

Endlich läugne ich geradezu, daß die Hausmiethe und der daraus entstehende Preis der Häuser so hoch ist, als man glaubt; ich behaupte vielmehr, daß die Häuser, bis innerhalb ein paar Jahren, unter ihrem wahren Werthe gestanden haben. Es ist eine

bekannte Sache, daß man sonst ein Haus wenigstens um ein Viertel wohlfeiler kaufen, als ein eben so gutes bauen konnte. Niemand wollte bauen, weil er wußte, daß er sein Geld zu sehr geringen Zinsen anlegte. Ueberall aber wo der Fall ist, kann man mit Gewißheit sagen, daß die Häuser unter ihrem wahren Werthe stehen. — Zu Nürnberg kann man ein ganzes anständiges Haus für jährliche zwey hundert Thaler haben, weil die Stadt im Verfalle ist, und die Häuser unter ihrem Werthe stehen. Es ist eine Waare, die wenig gesucht wird; auch wird dort nicht gebaut. — Was auch der Preis der Materialien seyn mag, so muß ein Bauherr drey und ein halbes bis gegen vier pro Cent rein aus seinem Gelde ziehen, wenn er weder zu leicht, noch zu solid baut; und an Orten, wo das nicht der Fall ist, steht die Hausmiethe zu niedrig. Wer sehr leicht bauet, muß über vier pro Cent aus seinem Gelde ziehen, denn er verliert allmählich am Capitale, was er an den Zinsen gewinnt. Wer sehr solid bauet, hat ein lange bleibendes Capital, muß sich aber mit geringen Zinsen begnügen, so wie allemal die Zinsen in einem richtigen Verhältnisse gegen die Sicherheit des Capitals stehen müssen. — In dem, was ich gesagt habe, betrachte ich die Sache positiv und nicht verhältnißmäßig; denn vergleicht man die Hausmiethe von Leipzig mit Hamburg oder Wien, so wird man finden, daß sie in den zwey letztern Städten um ein Drittel höher ist.

Ich komme nun auf die Bevölkerung, über welchen Punkt die Einwohner, wie gewöhnlich, sehr schwankend reden. Gleichwohl kann man die Bevölkerung von Leipzig erfahren, denn die Einwohner werden alle Jahre gezählt: und obschon bey diesen Zählungen einige Unrichtigkeiten, auch wohl Veruntreuungen von Seiten einiger der Gezählten sich einschleichen mögen, so können sie doch nicht sehr beträchtlich seyn. Diesen Zählungen zu Folge enthielt im Jahre 1792 die Stadt Leipzig neun und zwanzig tausend vier hundert ein und dreyßig, und im folgenden Jahre dreyßig tausend acht hundert sechs und achtzig Seelen. (Seitdem habe ich auch die Zählung vom Jahre 1799 bekommen, welche zwey und dreyßig tausend neun und neunzig giebt, so daß die Bevölkerung in sieben Jahren um zwey tausend sechs hundert acht und sechzig Personen sich vermehrt hätte.) Das ist nun gerade die Zeit, von der ich gesagt habe, daß die Zunahme beträchtlich ist. Geht man aber funfzig und mehrere Jahre zurück, so wird man finden, daß die vermehrte Bevölkerung nicht sowohl auf frühere Zeiten, als vielmehr auf die Jahre 1771 und 1772 paßt. In diesem Zeitpunkte erhielt Leipzig, so wie ganz Sachsen, einen Schlag, von dem es sich langsam und erst im Verlaufe von vielen Jahren wieder erholt hat. Wir wollen die zehn Jahre von 1773 bis 1783, welche unmittelbar auf dieses Elend folgten, mit den zehn Jahren von

1743. bis 53. welches die glänzendste Periode von Leipzig gewesen zu seyn scheint, vergleichen, und wir werden finden, daß in diesem frühern Zeitpunkte die Zahl der Aufgebothenen, der Gebornen und der Gestorbenen größer war, als in den Jahren von 1773 bis 1783, woraus sich denn schließen läßt, daß auch die ganze Bevölkerung damals beträchtlicher gewesen sey.

	Aufgebothene,	Getaufte,	Gestorbene,
Vom Jahre 1743 bis 1753 waren	2,981	9,129	12,610
Vom Jahre 1773 bis 1783 waren	2,845	8,818	11,187
Unterschied	136	311	423

Auf die zehn Jahre von 1753 bis 1763 möchte ich keine Berechnungen und Vergleichungen bauen, weil der siebenjährige Krieg dahin fällt, und Leipzig also in einer unnatürlichen Lage war. So ist z. E. in diesen zehn Jahren die Zahl der Gestorbenen siebzehn tausend sieben hundert drey und vierzig, welche denn aus mancherley Ursachen, besonders durch die Soldaten zu erklären ist, die zu verschiedenen Zeiten hier starben. Indessen war Leipzig im Ganzen durch den siebenjährigen Krieg nicht so sehr zurückgekommen, als in den Jahren 1771 und 1772 wie folgende Vergleichung ausweist.

Vom Jahre 1743 bis 1753

	Aufgebothene,	Getaufte,	Gestorbene,
	2,981	9,129	12,610
Vom Jahre 1763 bis 1773			
	2,924	9,044	12,505
Unterschied	57	85	105
Vom Jahre 1773 bis 1783			
	2,845	8,818	11,187
Unterschied mit 1763 bis 1773			
	79	226	1,318

Folglich war in den Jahren 1773 bis 1783 die Bevölkerung geringer, als sie in den ersten zehn Jahren war, die unmittelbar auf den siebenjährigen Krieg folgten. Allmählich fing nun diese Stadt an, sich zu erholen, aber nur sehr langsam bis gegen das Jahr 1790. Von dieser Zeit an hat die Bevölkerung wieder ansehnlich zugenommen, aber immer nur vergleichungsweise gegen die Jahre, die auf 1770 folgten. Dieses zeigt sich deutlich, wenn man die letzten zehn Jahre 1790 bis 1800 mit den Jahren von 1743 bis 1753 vergleicht.

Vom Jahre 1743 bis 1753

	Aufgebothene,	Getaufte,	Gestorbene,
	2,981	9,129	12,610
Vom Jahre 1790 bis 1800			
	2,413	9,861	12,431
Unterschied	568		199

Man sieht hieraus, daß von 1743 bis 1753 mehr Menschen aufgebothen wurden, und mehr starben, als von 1790 bis 1800, woraus ich den Schluß mache, daß in der ersten Periode mehr Menschen hier waren, als in der letzten. Man wende mir ja nicht ein, daß die Zahl der Getauften in der letzten Periode gar viel stärker ist, als in der ersten. Daß man hieraus einen gewaltigen Trugschluß machen würde, beweisen schon die fünf hundert acht und sechzig Paar, die in dem erstern Zeitpunkte mehr aufgebothen wurden, als in dem letztern; denn niemand, der Leipzig kennt, wird annehmen, daß die Ehen jetzt ergiebiger wären, als sie es vor funfzig und sechzig Jahren waren. Die vermehrten Geburten kommen vielmehr von der ungeheuern Menge unehlicher Kinder, die in den letzten Jahren so sehr zugenommen haben, daß beynahe jedes vierte Kind unehlich ist.

Was man auch von der großen Sterblichkeit von Leipzig sagen mag, so läßt sich doch nicht mehr als ein Todter auf ungefähr vier und zwanzig und einen halben oder auf fünf und zwanzig Menschen rechnen. Wir wollen die letztere Zahl annehmen, weil sie rund ist, obschon $24\frac{2}{3}$ der Wahrheit näher kommen möchte. Multipliciert man mit dieser Zahl 25 die 12,610. Menschen die in den Jahren 1743 bis 1753 gestorben sind, so bekommt man 315,250 Menschen, welche, durch die zehn

Jahre dividiert, auf jedes Jahr eine Bevölkerung von 31,525 Seelen ausmachen. Wenn wir nach dem obigen Maße der Sterblichkeit die 12,431 Menschen, die von 1790 bis 1800 gestorben sind, mit 25 multiplicieren, so bekommen wir 310,775 Seelen, welche, mit zehn Jahren dividiert, auf jedes Jahr eine Bevölkerung von 31,077½ geben würde. Dieß ist auf zehn Jahre eine sehr gute Mittelzahl, wenn wir bedenken, daß, nach der Zählung von 1792 nur 29,431 nach der von 1793 nur 30,886 nach der von 1799 aber 32,099 gefunden wurden. Vergleichen wir die Mittelzahl der Bevölkerung 31,525 in den Jahren 1743 bis 1753 mit der Mittelzahl 31,077½ in den Jahren 1790 bis 1800, so wäre der Vortheil noch auf der Seite der frühern Periode; will man aber die Bevölkerung nach dem letzten Jahre der Zählung 1799 nehmlich von 32,099 Seelen nehmen, so hätte sich diese Stadt in 56 Jahren um 574 Menschen vermehrt. Dieß alles stimmt auch so ziemlich mit den Angaben und Berechnungen des Herrn Professor Leonhardi überein. Wenn er aber in seiner Geographie von Sachsen (Artikel Leipzig) sagt, daß im Jahre 1755 diese Stadt 40,000 Einwohner gehabt habe, so ist das ein Irrthum, den er in der Folge selbst eingesehen zu haben scheint; denn in seiner 1799 erschienenen Beschreibung von Leipzig ist die höchste Bevölkerung, die er von diesem Jahrhunderte angiebt, die vom Jahre 1753 nehmlich 32,384 Seelen. Und

selbst diese ist größer, als die vom Jahre 1799. Auch stimmt seine Tabelle, auf der er für das Jahr 1755 nur 289 Getraute, 990 Geborne, und 1153 Gestorbene angiebt, vollkommen mit der überein, auf die ich meine Berechnungen gegründet habe. Wie ließen sich aber diese Zahlen mit einer Bevölkerung von 40,000 Seelen vereinigen!

Ich habe in dieser ganzen Vergleichung die Sterblichkeit von Leipzig wie 1 zu 25 angenommen, welches auch von der Wahrheit nicht gar weit entfernt seyn mag; indessen kam es hier hauptsächlich bloß auf eine Zahl zur Vergleichung an. Wichtiger aber ist die Frage, ob die Sterblichkeit jetzt noch so sey, wie sie vor funfzig oder sechzig Jahren war? Ich glaube ja! Im Ganzen läßt sich freylich vermuthen, daß das Verhältniß um etwas vermindert seyn müsse, da die Art, mehrere Krankheiten zu behandeln, sich sehr verändert hat, und jetzt gewiß weniger Menschen kunstmäßig getödtet werden, als sonst. Auch mag die Blattereinimpfung, ob sie schon nichts weniger als allgemein ist, doch auch etwas zur Verminderung der Sterblichkeit beygetragen haben. Dagegen muß man aber jetzt die große Zahl der unehlichen Kinder in Anschlag bringen, wovon bey weitem der größte Theil (mir schaudert es zu sagen — neun Zehntel, oder gar wie jemand behauptet hat — 95 von 100) in den ersten Jahren seines Lebens

umkommt. Diese Kinder sind so zahlreich, und ihre Sterblichkeit ist so groß, daß es hohe Zeit für die Obrigkeit wäre, genaue Untersuchungen darüber anzustellen, und diesem Uebel durch ein Findelhaus und andere Mittel abzuhelfen.

Auffallend ist die mit jedem Jahrzehend immer mehr und mehr abnehmende Zahl der Aufgebothenen, welche deutlich zeigt, wie sich die Ehen mit dem zunehmenden Luxus vermindern. Schon vor vierzig, sechzig und achtzig Jahren war die Zahl der Aufgebothenen häufig über 300; in den letzten achtzehn Jahren aber hat sie nie diese Summe erreicht.

In dem Verhältnisse zwischen Gebornen und Gestorbenen ist zu bemerken, daß die Kirchenzettel, die jährlich herausgekommen, nicht die Zahl der Gebornen, sondern bloß der Getauften angeben. Also finden sich die todtgebornen und die vor der Taufe gestorbenen Kinder nicht unter den Geburten, wohl aber unter den Todten. Indessen, wenn man auch eine Summe dafür in Anschlag bringt, so übersteigt die Zahl der Gestorbenen doch immer noch die der Gebornen. Der Unterschied, der durch diese Verfahrungsart entsteht, ist auch nicht gar groß. Die Todtgebornen weggerechnet, so ist die Zahl der Kinder, die vor der Taufe sterben, sehr geringe, weil die mehresten Aeltern noch immer die Gewohnheit haben, ihre Kinder bald nach der Geburt taufen zu lassen.

Endlich muß ich noch anmerken, daß die jährlichen Zählungen, obschon nur wenig von der Wahrheit verschieden, doch nie ganz richtig sind, und daß man allemal eine größere Bevölkerung annehmen kann, als sie angeben. Die Ursache liegt am Tage. Jeder Hauseigenthümer ist gehalten, die Personen einzugeben, die in seinem Hause wohnen. Dieser empfängt die Zahl von seinen Miethleuten, welche häufig wieder sublociren. Auf diese Art ist es leicht, jemanden zu übersehen. Aber man glaubt, daß auch hin und wieder einige Personen mit Fleiß nicht angegeben werden, theils, weil eine Herrschaft dadurch das Kopfgeld erspart, theils auch, weil in dem Winkel manches Hauses, irgend ein armer Mann oder eine arme Frau wohnt, welche man, um ihnen eben das zu ersparen, mit Stillschweigen übergeht.

Leipzig ist ein sehr wohlthätiger Ort, und die Summen, die jährlich an die Armen gegeben werden, sind überaus beträchtlich. Desto auffallender und widerlicher ist es, daß man selten eine Viertelstunde Wegs in den Spaziergängen um die Stadt machen kann, ohne von einem Bettler angesprochen zu werden; einige derselben dringen in die Häuser ein, und kommen bis an ihren Vorsaal.

Siebzehnter Brief.

Reise nach Berlin über Wittenberg und Potsdam. — Unterschied zwischen dem Leipziger- und Churkreise. — Leibeigenschaft — von welcher Art — ist schwer abzuschaffen — einige Versuche. — Beschwerlichkeit der Preussischen Zollbedienten. — Potsdam — die neuen Gärten — die neue Regierung — der Hof. — Das Aeußere von Berlin.

Berlin im März 1798.

Wir verließen Leipzig vergangenen Monath, wechselten Pferde zu Düben (vier Meilen) und übernachteten zu Wittenberg (vier Meilen) diese acht Meilen machten eine starke Tagereise, und doch fand ich Alles noch besser, als ich es erwartet hatte. Dieser milde, durchaus feuchte Winter hat die Straßen überall verschlimmert, die auf diesem

Striche ohnedieß nie gut sind, und die Gegend zwischen Leipzig und Wittenberg hat zu wiederholten Malen unter Wasser gestanden. Die Mulde, die bey Düben fließt, tritt häufig aus; doch hat man diesem Uebel zum Theil durch Dämme abgeholfen, die die Anfuhr in die Stadt frey erhalten.

Das Land ist wie der größte Theil des Leipziger Kreises, fett und reich mit Getreide angebaut; indessen bemerkt man, auf dieser Seite gar bald, daß man sich den Sandgegenden von Brandenburg und des Sächsischen Churkreises nähert; und so wie man weiter nach Wittenberg zu kommt, wird der Boden auch magerer und unfruchtbarer, so wie auch der Anbau zu gleicher Zeit abnimmt. Die Dörfer sind nicht mehr so groß und schön, finden sich in geringerer Zahl, und selbst das Vieh ist mehrentheils klein und unansehnlich. — Zwischen Düben und Wittenberg kommt man durch das Städtchen Kemberg, welches in diesem Landstriche nicht unter die schlechtesten gehört. — Eine lange hölzerne Brücke führt über die Elbe, und bald nachher erreichten wir Wittenberg, oder vielmehr ein Wirthshaus außerhalb der Stadt; denn die mehresten Reisenden bleiben in der Vorstadt. — Ich hatte schon auf einer frühern Reise Luthers und Melanchthons Gräber und was man sonst etwa besucht, gesehen, und das Ganze hatte so wenig Verlangen,

es noch einmal zu sehen, in mir erregt, daß ich es nicht der Mühe werth hielt, in die Stadt zu gehen.

Der Landbau im Churkreise ist merklich von dem verschieden, was man in den übrigen Theilen von Sachsen sieht. Außerdem daß der Boden schlechter ist, mag auch die Verfassung das Ihrige dazu beytragen. In dieser Provinz herrscht noch eine freylich milde, aber doch eine Art von Leibeigenschaft, die dann am Ende dem Güterbesitzer und Landesherrn so nachtheilig ist, als dem Bauer. Aber es ist schwer, diesem Uebel abzuhelfen, weil der Landmann im Ganzen gerade derjenige ist, der bey einer Abänderung die größten Schwierigkeiten in den Weg legt. Es giebt eine Art von Leibeigenschaft, die für den Bauer ihre großen Bequemlichkeiten hat. Er ist einmal daran gewöhnt, hängt überhaupt am Alten, ist gegen alle Gefahren und große Unglücksfälle gesichert, und kennt so wenig die Vortheile eines ganz eigenen, freyen Besitzes, daß er sich mit Furcht und Besorgniß die mancherley Fälle denkt, welche eintreten müßten oder könnten, und für die er weder Erfahrung noch Kenntnisse hat. — Jemand hat gesagt: „Es sey das Eigene der Sklaverey, daß sie dem Sklaven selbst den Muth benähme, frey zu werden.“ Die Wahrheit dieses Satzes möchte wohl nicht auf einem festen Grunde stehen, wenigstens hat uns die Geschichte oft genug das Ge-

gentheil gezeigt. Allein hier ist von Sklaverey gar nicht die Rede! Wenn viele der Bauern, von denen ich jetzt spreche, nicht aus ihrer gewohnten Lage herauszugehen wünschen, so geschieht es aus jener Besorgniß vor Uebeln, von denen Hamlet sagt, er kenne sie nicht. Jenes dunkle Gefühl, das wir von jeder uns bisher unbekannten Lage haben, und die Aengstlichkeit, die damit verknüpft ist, macht, daß wir die alte, wenn sie auch unbehaglich ist, die mehresten Male jeder Veränderung vorziehen. Ich weiß, daß ein wackerer Edelmann, der große Güter im Churkreise besitzt, ernstlich darauf dachte, die Lage seiner Unterthanen zu verändern. Hier haben Sie, was mehrere Landleute sagten: „Jetzt gehen wir unsern einmal gewohnten Gang, und sind so ziemlich zufrieden. Tritt die Elbe aus und vernichtet unsere Aernten, so muß der Grundherr den Verlust tragen, und selbst das Korn zur künftigen Aussaat herbeyschaffen, wenn wir kein eigenes haben. Kommt eine Viehseuche, so ist der Verlust nicht unser; der Eigenthümer muß den Viehbestand wieder anschaffen. Sind wir frey, so müssen wir für alles das selbst sorgen und dem Lehnsherrn noch überdieß eine Schadloshaltung dafür geben, daß er uns frey gemacht hat. (Diese Schadloshaltung ist es überhaupt, welche mit dem Bauer bey allen Verhandlungen und Ausgleichungen die größte Schwierigkeit macht.)

Unsere Leibeigenschaft, wenn sie anders diesen Namen verdient, drückt uns nur wenig! Für die Frohndienste halten wir etwas mehr Gesinde, welches uns eine Kleinigkeit kostet; und eben so ist es mit den Fuhren, für die wir ein paar Pferde mehr halten, die auf magern, uns wenig nützenden Weiden den größten Theil des Jahres hindurch ihr Futter finden, und für die man, wenn wir sie verkaufen wollten, uns wenig giebt." — Es wäre sehr unnöthig, diese Rede zu widerlegen, weil das, was sich mit Wahrheit dagegen sagen läßt, genugsam bekannt ist. Aber es ist das Eigenthümliche des Bauern, daß er bey allen Abänderungen sehr viel vom Gutsherrn erwartet, selbst aber äußerst wenig thun will. Daß aber der Eigenthümer alle seine Vortheile aufgäbe, ohne etwas dagegen zu erhalten, bloß um den Bauer glücklicher zu machen, ist einer von den frommen Wünschen guter, aber schwacher Seelen, ungefähr wie der ewige Friede, und die immer vorwärtsrückende Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Mit Gewalt aber dem Gutsherrn seine alten Rechte nehmen, (Rechte, die er oft nicht einmal geerbt, sondern mit seinem baren Gelde gekauft hat) es geschehe durch einen fürstlichen Machtspruch oder durch ein Volksdecret, ließe sich nur nach den neuesten Fränkischen Grundsätzen vertheidigen, hieße, die allgemeinen Begriffe von Recht verwirren, und die Grundpfeiler unter-

graben, auf welchen die Sicherheit alles Eigenthums ruht. — Ich kenne einen in der Lausitz angesessenen Edelmann, dem viel daran lag, seine Bauern, unter gewissen für beide Theile billigen Bedingungen frey zu machen. Er verlangte dafür ein für allemal eine runde Summe. Aber wo sollte sich diese finden? Hätte er ihnen geborgt, so wäre das Geld von einigen nie, von andern durch gewaltsamen Zwang, von den übrigen unter Murren und Klagen, und nur nach und nach und langsam abgetragen worden. Manchem hätte wohl auch sein Gut wieder verkauft werden müssen. Der Edelmann wies also die Bauern an Männer, welche, wie er sagte, Geld zu verleihen hätten. Diesen lieferte er es selbst unter der Hand, und an diese zahlte der Bauer allmählich die Summen zurück, die er nie mit gutem Willen an den wirklichen Eigenthümer entrichtet haben würde. Auch fiel alles Gehässige des Eintreibens weg, denn der Bauer hatte es ja mit keinem Gutsherrn, sondern mit Männern zu thun, die ihm ihr bares vorgeschossen hatten.

Von Wittenberg nach Treuenbriezen sind vier Meilen, zwey nach Belitz und eben so viele nach Potsdam; der ganze Weg ist ununterhaltend und traurig. Ich machte ihn einst im Sommer, und fand jetzt den Unterschied zwischen der bessern und schlechtern Jahreszeit ohne große Bedeutung. Kie-

fernwälder und ein magerer Sandboden gewähren im Winter ungefähr den nehmlichen Anblick, wie im Sommer; wenigstens ist der Unterschied nicht gar groß. Auch heitern die Städte Treuenbriezen und Belitz die Scene nicht sehr auf, so wenig als die Zollbedienten am erstern Orte, die allemal Aufenthalt und Beschwerde verursachen, ohne daß der Reisende dadurch gegen neue Untersuchungen zu Potsdam und Berlin gesichert wird. Es ist äußerst lästig, daß man in den Preußischen Provinzialstädten immer wieder angehalten wird, wobey es doch mehrentheils bloß auf ein Trinkgeld abgesehen ist. Weit bequemer ist es in dieser Rücksicht in den Oestreichischen Staaten, wo man ein für allemal an der Grenze, und dann nur in Wien wieder visitirt wird; auch ist die Art, wie dieses in Wien, wo das Geschäft in kurzer Zeit am Thore abgethan wird, und wie es in Berlin geschieht, wo man auf den Packhof fahren muß, sehr verschieden. Zwar weiß ich wohl, daß man sich in den Preußischen Staaten plombiren und, vermittelst eines Geschenkes, zu Berlin gleich am Thore sich visitiren lassen kann; allein ersteres hat auch seine Unbequemlichkeiten, und des letztern ist man nicht immer gewiß, wenigstens habe ich zweymal erfahren, daß die Umstände es nicht zuließen.

Wir blieben zwey Tage zu Potsdam! Ich verglich diese Stadt, als ich vor ungefähr vier Jahren hier war, mit einem Treibhause, dem man seine

künstliche Wärme entzogen hat. Alles, was ich damals anmerkte, fand jetzt in noch größerm Maße Statt. — Menschenleere Plätze und Straßen, Gras in allen Gassen, und Häuser, die für ihre Besitzer zu groß sind, um so unterhalten zu werden, daß sie eine Zierde der Stadt blieben. Dieser Ort war das Lieblingskind Friedrichs II, welcher nicht bedachte, daß eine ansehnliche Stadt sich selbst erhalten, nicht bloß durch den Hauch des Fürsten belebt werden muß. Der Nachfolger hat sehr selten den Geschmack des Vorgängers, und Friedrich Willhelm II fand sich von den Schönheiten der Gegend um Potsdam, die, mitten in einem trockenen Sandlande gelegen, wirklich ihr großes Verdienst haben, nur wenig angezogen. Schon bemerkt man die allzerstörende Hand der Zeit, in der Stadt, auf dem Schlosse, in dem sogenannten neuen Pallaste und zu Sans Souci. Die reichen, aber mehrentheils geschmacklosen und schlecht gearbeiteten Meublen und Verzierungen in dem neuen Pallaste, bekommen, eben weil ihre Schönheit mehr in Gold und Silber als in Form und Vollendung bestand, durch Alter und Abnutzung ein trauriges, widerliches Ansehen. Edle Formen, Einfachheit und Vollendung behalten selbst in ihren Trümmern eine Art von Schönheit, ein gewisses Interesse; das aber, was bloß durch Pracht seinen Werth erhielt, wird in der Zerstörung ekelhaft. — Am meisten vernachlässiget

fand ich Sans Souci, das kleine Gebäude, dessen Lage auf einer Höhe, von der man die Gärten und einen beträchtlichen Theil der Gegend übersieht, für Friedrich II so viel Reitz hatte, daß er jährlich einige Zeit da zubrachte und in einer Art von Eingeschränktheit und Kleinheit sich selbst mehr zu leben glaubte, als in dem größern Pallaste unten im Garten, oder in der Stadt Potsdam selbst. — Aber schon sind die Preussischen Staaten wieder am Anfange einer Regierung, und vielleicht belebt der junge König diese Gegenden aufs neue, die für seinen Vater so wenig Reitz hatten.

Der Geschmack Friedrich Willhelms II war von dem des großen Friedrichs gänzlich verschieden! Dieser Unterschied zeigte sich in jedem Zuge seines Charakters; aber ich habe es hier bloß mit Gebäuden, Wohnhäusern, Meublen und Verzierungen zu thun. So wie jener immer nur auf Pomp, Vergoldung und Versilberung sahe, sich aber wenig um Form, Vollendung, Eleganz und wahre Bequemlichkeit bekümmerte, so hatte der letzt verstorbene König ein hohes Gefühl für das Freundliche, Angenehme, Häusliche, kurz für alles, was die Engländer mit dem Worte Comfort ausdrücken. Vielleicht auch wurden beide von dem allgemeinen Geiste, von dem Geschmacke ihrer Zeit geleitet. Friedrich holte seine Begriffe aus Frankreich. Seit mehr als zehn Jahren,

der Regierungsperiode Friedrich Willhelms II, hat der Englische Styl in Deutschland die Oberhand gewonnen. Die zwey vollendetsten Denkmähler, die der letzte König in diesem Geschmacke hinterlassen hat, sind seine Zimmer im großen Schlosse zu Berlin, und die sogenannten neuen Gärten, ein Landsitz zwischen Berlin und Potsdam, den er ganz geschaffen hat. Dieser letztere wurde noch nicht gezeigt, als ich vor vier Jahren hier war, auch war er noch nicht vollendet. Ich habe ihn dieses Mahl gesehen, mit allen den Gefühlen gesehen, die uns ein wohlgeordnetes, reinliches, geschmackvolles und bequemes Privathaus einflößt. Alles ist hier von der höchsten Vollendung, alles athmet Wohlgefallen, Heiterkeit, Frohsinn. Ohne prächtig zu seyn, war das Ganze nichts destoweniger sehr kostspielig, und ich bin überzeugt, daß manches Zimmer, ohne daß man Gold oder Silber sieht, eben so hoch und höher zu stehen kam, als mehrere der pomphaften Säle im neuen Pallaste. Man macht diesem Gebäude den Vorwurf, daß es zu klein, daß die Zimmer zu enge, und daß das Ganze nicht königlich ist. Freylich ist es eigentlich die Wohnung eines reichen Privatmannes, der in einem kleinen Umfange Alles zusammenbrachte, was der neuere Geschmack, was Bequemlichkeit, Eleganz und Vollendung Angenehmes darbieten konnten. Gegründeten Tadel kann ich darin nicht sehen, weil ich nicht begreife, warum

es einem Könige nicht erlaubt sey, bisweilen als Privatmann zu leben. War es nicht größtentheils das Leben des großen Friedrichs? Beabsichtigte er etwas anderes mit seinem kleinen Sans Souci? Und giebt nicht auch der gegenwärtige König das rührendste Beyspiel von dem Leben eines Privatmannes? Daß Friedrich Willhelm II bey seinem Privatleben so oft vergaß, König zu seyn, ist eine andere Sache! Sein Vorfahr hingegen bewies, daß er das letztere im höchsten Grade seyn konnte, während daß er alle Annehmlichkeiten und Freuden des erstern genoß. Sollen Preussens Beherrscher als Könige erscheinen, so haben sie der großen Palläste noch immer genug. — Uebrigens will ich nicht schlechterdings läugnen, daß dieses Gebäude in einigen Theilen gar zu enge ist, und daß eine zahlreiche Familie, sie mag auch noch so wenig königlich leben, nicht hinlänglichen Platz darin finden wird.

Die Anlagen in den neuen Gärten sind artig genug; aber die Natur hat sie nur wenig begünstiget: auch war es übrigens kein vortheilhafter Zeitpunkt, in dem ich sie sah. — Auf einem Spaziergange, den ich in diesen Gärten machte, sah ich in der Ferne die Gräfin von Lichtenau, die zwar umher gehen durfte, aber von einem Officier bewacht wurde. Einige Jahre früher hatte ich sie in ihrem schönen Landhause zu Char-

lottenburg gesehen, umgeben mit allem, was das Leben angenehm machen kann.

Von Potsdam nach Zehlendorf sind zwey Meilen, und eben so viele nach Berlin, doch bezahlt man für die letztern beiden drey, dafür wird man aber in jeden auch entferntesten Theil der Stadt gefahren. — Die Chaussee zwischen diesen beiden Hauptstädten ist noch immer sehr gut unterhalten.

Noch macht die neue Regierung, der König und die Königin, einen Theil des täglichen Gespräches in dieser Hauptstadt aus! Als wir vergangenen Monat hierher kamen, war der König krank, und die Besorgniß, die man überall für ihn zeigte, bewies genugsam, daß er wahrhaft geliebt ist. Als er wieder genas, befanden sich immer eine Menge Menschen vor seinem Pallaste, und sahen nach den Fenstern hinauf, in Hoffnung, ihn zu erblicken. — Nichts zieht in dem Betragen der Fürsten das Volk so sehr an, als eine gewisse Einfalt der Lebensart und Sitten, eine gewisse bürgerliche Art, in der ein jeder sich selbst wiedererkennt! Der König scheint hierin nicht nur nach Grundsätzen, sondern nach eigenem Gefühle und Geschmack zu handeln. Er haßt den Pomp und die Vorstellung, sucht einen Theil seines Glücks im häuslichen Leben, schätzt

und liebt seine Gemahlin, und ist ein guter Vater seiner Kinder. Die Einfalt seines Charakters folgt ihm in das öffentliche Leben; er zeigt sich den Bewohnern seiner Hauptstadt wie ein Privatmann, durchwandert die Gassen von Berlin ohne Pomp, bisweilen ohne alle Begleitung, nimmt an vielen Dingen Antheil, um die sich Fürsten sonst wenig bekümmern, und spricht mit denen, die er anredet, in jenem einfachen, wohlwollenden Tone, welcher für die Menge so anziehend ist, und den Fürsten vergessen macht, während daß er ihn als einen guten Vater darstellt. Wirklich hat der König in vielen Dingen, die ihn selbst oder seine Familie betreffen, eine Simplicität eingeführt, an die man in Hauptstädten nicht gewöhnt ist. Es scheint ihm sehr viel daran zu liegen, das Herz seiner Unterthanen, und besonders der Einwohner seiner Hauptstadt zu gewinnen; er sucht es durch Art, Ausdrücke und Handlungen, und das bisweilen auf einen Grad, der gewissen Classen auffällt, weil sie glauben, daß er der königlichen Würde dadurch vergebe. — In wie ferne das dauern wird, oder kann, muß die Zeit lehren. Eben so wenig läßt sich jetzt noch etwas Gewisses über die Regierung sagen, die man im Ganzen zu erwarten hat. Alle Urtheile können nur schwankend und unzuverlässig seyn, so lange man bloß die ersten vier Monate zum Maßstabe nehmen kann.

Ist der König geliebt, so wird die Königin angebetet. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre natürliche Milde, die ganz eigene Lieblichkeit, die jede ihrer Reden und Bewegungen begleitet, können nicht fehlen, aller Herzen zu fesseln. Man könnte sie unter hundert Frauenzimmern sehen, ohne zu wissen, wer sie ist, ohne daß sie irgend etwas thäte, das die Königin verriethe: und doch behaupte ich, daß jeder aufmerksame Mann sie bemerken, sie auszeichnen und nach ihrem Namen fragen würde.

Der König wohnt mit seiner Familie noch immer in dem Pallaste, den er als Kronprinz hatte. So wie er gewöhnlich lebt, findet er diesen vollkommen hinreichend; allein für große Hoftage ist er zu klein. Ich war an dem Abende da, als der König das erste Mal nach seiner Genesung öffentliche Glückwünsche empfing. Die Zahl der Anwesenden war so groß und die Zimmer auf einen solchen Grad unzulänglich, daß man oft lange auf dem nehmlichen Flecke stehen bleiben mußte, ohne auch nur die Bewegung der Arme frey zu haben. — Eine bessere Gelegenheit, die königliche Familie zu sehen, hatte ich in der Folge auf einem Balle, den die Prinzessin Ludwig gab, und bey welchem der ganze Hof gegenwärtig war. Ich hatte hier eine halbe Nacht hindurch Gelegenheit, die merkwürdigsten Personen dieses Hofes, und eine große Menge

mehr oder weniger ausgezeichneter Fremden zu sehen. Unter den letztern war auch der Herr Caillard, den ich schon einst am Haager Hofe kannte, als er noch unter Ludewig XVI erst Gesandtschaftssecretär und dann Geschäftsträger war. Er erschien hier sehr einfach gekleidet mit seiner Schärpe, und machte gegen den Glanz einiger andern auswärtigen Gesandten einen grellen Abstich. Dieser Mann ist, wie mehrere andere Franzosen, die die Republik im diplomatischen Fache angestellt hat, noch aus der alten Schule, und einer von denen, die sich nie à la hauteur de la Révolution erheben wollten. Auch sagt man, daß das Directorium ihm nur halb traue. Im Ganzen wird er hier geschätzt. Er hat genauern Umgang mit einigen der hiesigen Gelehrten, zu denen er gewissermaßen selbst gehört, denn er besitzt ausgebreitete Kenntnisse, und besonders viel Gelehrsamkeit im classischen Fache der Alten.

Der Berliner Hof zeichnet sich, auch an großen Tagen, keineswegs durch Kleiderpracht aus. Schon die Menge von Uniformen, deren man an keinem andern so viele sieht, (theils, weil nicht so viel Officiers sich da finden, theils auch, weil man an mehreren Höfen lieber in einem Galakleide, als in einer Uniform erscheint) geben dem Ganzen eine gewisse Einförmigkeit, an die ich an andern Höfen nicht gewöhnt bin. Hierzu kommt noch, daß mancher, der als Geschäftsmann,

oder Privatmann hier erscheint, sich mit einer Simplicität kleidet, die man an manchen kleinern Höfen nicht sieht, und die an größern ganz wider den Styl seyn würde.

Im Aeußerlichen hat sich Berlin wenig verändert, seitdem ich das Letztemal hier war. Die Zeit des immerwährenden Bauens nahm mit dem Tode Friedrichs II ein Ende, und besonders in den letzten Jahren der vorigen Regierung ist wenig gethan worden. — Man sagt, der gegenwärtige König habe eine beträchtliche Summe für diese Stadt bestimmt, — nicht, um sie mit neuen Gebäuden zu zieren, oder die schon vorhandenen zu verschönern, sondern um ihr gewisse Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu geben, die ihr bey aller ihrer Schönheit mangeln, die aber doch einer Stadt den vorzüglichsten Werth geben, und die bey dem großen Friedrich wenig in Betrachtung zu kommen schienen. — Berlin hat keine Schleußen, und selbst verständige Männer behaupten, es könne keine haben, weil es dem Boden an einem hinlänglichen Abfall mangele. Ich läugne dieses ganz! Denn überall, wo sich ein Fluß befindet, ist auch ein Abfall: und selbst in den Strichen, die vom Wasser am weitesten entfernt sind, ist Berlin schwerlich so ganz eben, daß es keine unterirdischen Canäle zuließe. Und wenn auch endlich einige solche Gegenden

sich fänden, so folgt daraus noch immer nicht, daß man einem großen, oder dem größten Theil einer Stadt einen Vortheil darum nicht geben müsse, weil gewisse andere Theile ihn nicht zulassen, oder wenigstens ihn sehr kostspielig machen würden. — Die vielen offenen Gossen oder Gräben sind äußerst beschwerlich in einer Stadt, die nicht zum besten beleuchtet ist, so wie die Erhöhungen vor den Häusern, die nach der Mitte der Gasse zu ablaufen, und die gewöhnlich auf jeder Seite einen kleinen Graben haben, der in die größern, welche in der Länge der Gassen sich hinziehen, unter einem rechten Winkel läuft. — Auch ist in ganz Berlin, bey schlechtem Wetter, kein Ort, auf dem man sich des Morgens eine Bewegung zu Fuße machen könnte. Das Daseyn des Thiergartens ist nur ein schlechter Trost in einer Stadt, die so groß ist, daß tausende von Menschen eine halbe Stunde Wegs zu machen haben, ehe sie dahin kommen; der Platz aber hinter dem Schlosse, der Denhofische und der lange Gang unter den Linden sind jetzt, so wie einige andere, so mager mit Kies überworfen, haben für den Tritt so wenig Festigkeit, kurz sind seit drey Wochen so schmutzig und unangenehm, daß man großes Bedürfniß und viel Entschließung haben muß, um sie zu einem Spaziergange zu gebrauchen. — Der Fürst, der Berlin in diesen Rücksichten verschönert oder verbessert,

wird nicht für leere Pracht, sondern für den wahren Genuß seiner Bürger arbeiten.

Ich kann Berlin nicht ohne die Bemerkung entlassen, daß es ein sehr angenehmer Aufenthalt für Fremde ist, deren Umgang nicht bloß auf die höhern Classen der Gesellschaft eingeschränkt ist. Ich weiß wohl, daß das in allen großen Städten mehr oder weniger der Fall ist; aber mich dünkt, daß Berlin sich ganz vorzüglich durch seine Mittelclassen auszeichnet, und daß man unter diesen, verhältnißmäßig, mehr wahrhaft gute Gesellschaft findet, als in Wien und vielen andern großen Städten. Meine Lage hat mich abermals in einige der Fürstenhäuser gebracht, und ich habe mit Interesse beobachtet, was da zu sehen war. Unter den Gelehrten habe ich manche angenehme Stunde hingebracht, und unter meinen alten Freunden und andern Bekannten fand ich Antheil, Herzlichkeit und immer freundschaftlichen Empfang.

Achtzehnter Brief.

Reise von Berlin nach Dresden über Baruth, Luckau und Großenhayn. — Beschreibung dieses Landes — ist traurig — wird besser bey Elsterwerde. — Großenhayn.

Dresden den 30. März 1798.

Wir verließen Berlin den 22 März, wechselten Pferde in Mittewalde, (drey Meilen) und übernachteten zu Baruth (drey Meilen) auf unserm Wege nach Dresden. Den folgenden Tag brachten wir achtzehn Stunden auf der Straße zu, um acht Meilen zu machen; drey nach Luckau, zwey nach Sonnenwalde und drey nach Elsterwerde, wo wir übernachteten. Den dritten Tag gingen wir über Großenhayn (zwey Meilen) nach Dresden (vier Meilen.) Diese dreytägige

Reise war eine der langweiligsten und unangenehmsten, die ich vielleicht je gemacht habe. Das milde Wetter, das wir den ganzen Winter hindurch gehabt hatten, verwandelte sich auf einmal in nasse Kälte und Schnee; der letztere fiel mehrere Tage nach einander, und wir fanden zwischen Baruth und Elsterwerde, daß es denn doch noch schlimmer ist, eine Bahn durch diesen neugefallnen Schnee zu brechen, als auf dem unbedeckten Sande der Niederlausitz zu fahren. Am meisten waren unsere Leute zu bedauern, denn wir kamen durch eine Menge Wälder, in denen die Straße so enge ist, daß ohne Unterlaß ein Theil des Wagens an die mit Schnee beladenen Aeste anschlug, so daß die Bedienten ganz damit bedeckt wurden. Warfen sie auch auf einen Augenblick einen Theil ihrer Ladung ab, so kamen sie gar bald an einen andern Ast, der ihre Kleider aufs neue belud und auch den Schnee ihnen in das Gesicht trieb. Selbst wir, in einem ganz bedeckten Englischen Wagen, hatten unsern Antheil daran, denn kaum versuchten wir, ein Fenster herabzulassen, um uns frische Luft zu geben, als ein abprallender mit Schnee beladener Ast seine dicke Ladung uns hereinwarf. Auch hatte dieser ganze Weg von zwanzig Meilen nichts, das uns für die Unannehmlichkeiten desselben schadlos hielte. Bis man den Meißnischen Kreis erreicht, geht die Straße größtentheils durch ein trauriges, dünne

bewohntes und zum Theil armes Land. In der Niederlausitz und in dem daran stoßenden Churkreise sucht man umsonst jene hübschen Dörfer, jene vielen Städte, die die Industrie belebt, und die sich in Menge in der Oberlausitz finden. Auf dem ganzen Wege kommen Sie durch keinen Ort von Bedeutung. Zwar ist Luckau die Hauptstadt, der Sächsischen Niederlausitz; aber sie hat kaum 2000 Einwohner, und ist so unbedeutend, daß sie keiner der Städte vom zweyten Range in der Oberlausitz gleich kommt. — Mittewalde im Brandenburgischen, und Baruth und Sonnenwalde, im Churkreise, verdienen noch weniger genannt zu werden.

Erst in der Gegend von Elsterwerda wird das Land angenehmer und besser. Ich konnte sehen, obschon die ganze Natur in Schnee gehüllt war, daß dieses Städtchen eine hübsche Lage hat, so wie das nahe Schloß und Churfürstliche Kammergut, welches jetzt dem Prinzen Karl, Oheim des Churfürsten, gehört. (Er ist seitdem mit Tode abgegangen.) Ueberhaupt habe ich auf dieser Straße einige ansehnliche und zum Theil schöne Schlösser bemerkt.

Groszenhayn, auch Hayn genannt, gehört unter die Städte, deren es in Sachsen mehrere giebt, und die ihr heiteres, reinliches und frisches Ansehen einem großen Unglücke zu danken haben. Sie ging, vor ungefähr funfzig Jahren, fast ganz in Flam-

men auf, ist seitdem recht hübsch wieder aufgebaut worden, und hat nun, obschon die mehresten Häuser klein sind, ein freundliches, gefälliges Ansehen, das zugleich — zwar nicht Reichthum, aber einen gewissen, auf Ordnung und Fleiß gegründeten Wohlstand andeutet. Auch wird hier allerley verfertiget, und noch immer rühmt man die Färberey, in der zuerst die Farben erfunden wurden, welche unter den Namen Sächsischblau und Sächsischgrün bekannt sind.

Zwischen Großenhayn und Dresden liegt, etwas links von der Straße, das Churfürstliche Lustschloß Moritzburg, welches in der schönen Jahreszeit wohl verdient, daß man es besucht. Der gegenwärtige Churfürst hat es sehr verbessern lassen, ob er es schon gewöhnlich bloß der Jagd wegen besucht, und selten für seine Familie es zu einem Wohnorte gebraucht.

In dieser Gegend zerbrachen wir ein Rad! Hinter uns fuhren ein Paar junge Herren aus Dresden, die die Güte hatten, Herrn * * und mich auf das verbindlichste in ihren Wagen aufzunehmen und nach Dresden zu bringen; während daß der unsrige, vermittelst eines Balkens, den man schief unter die eine Achse legte, wodurch dieser Theil geschleift wurde, erst zwey Stunden später ankam.

Neunzehnter Brief.

Dresden und die Gegend umher im Frühlinge. — Vergleichung der Dresdner Naturschönheiten mit denen in einigen andern Ländern. — Die von Mengs gesammelten Gypsabgüsse.

Dresden im April 1798.

Ich habe diese Stadt im Sommer gesehen, mich ihrer schönen Aussichten, und mehr noch der Gegend umher gefreut. Aber unendlich gewinnen eine Stadt und ein Landstrich wie dieser, wenn man sie im ersten Anfange eines Frühlings sieht. — Die im März eingetretene Kälte dauerte einen Theil des Aprils hindurch; aber wir hatten dabey mehrentheils schönes Wetter. Die Sonne äußerte ihre Gewalt; aber noch immer widerstanden Eis und Schnee bey einer zwar nicht kalten, aber sehr reinen Luft. Ich ging dann täglich auf die schöne Terrasse des Brühlschen Gartens, deren vollen

Werth man nie so sehr, als gerade in einer solchen Jahreszeit, fühlen kann. Im Sommer ist sie zu nackt, zu heiß; aber jetzt war es immer hier warm und trocken, und der Anblick der schönen Stadt, der Elbe, der Brücke, der vielen Menschen, die sich da ohne Unterlaß umher bewegen, und dann der Abstich, den mit der nahen Scene die fernere Gegend machte; die zum Theil schon grünenden Fluren, die Berge, deren Höhen noch halb mit Schnee bedeckt waren; die überall auflebende Natur, die gegen die letzten Reste des Winters stritt; das Ganze unter einem schönen, von einer warmen Sonne erheiterten Himmel, — wahrlich, es füllte mich mit einer Wonne, wie man sie nur in den rosigen Jahren einer frühen Jugend fühlt.

Seit einigen Tagen sind auch die letzten Reste des Winters verschwunden; schon ist der Boden trocken, das Gras hat ein jugendliches Grün, und an den Bäumen und Gesträuppen zeigen sich Knospen und halb entwickelte Blätter. Ich habe diese Zeit angewendet, Gegenden zu durchwandern, die mir noch von frühern Zeiten her werth sind, ich bin in Pillnitz, auf der Spitze des Borsberges, im Plauenschen Grunde, und auf dem Königstein gewesen, und habe das alles mit mehr Freude, mehr Genuß gesehen, als da ich das Letztemal hier war. So gewiß ist es, daß unser Blick und unser Urtheil die

mehresten Male durch Vergleichung bestimmt wird! Damals waren die schönern Provinzen Italiens, die großen Scenen der Schweiz, die herrlichen Gegenden von Süddeutschland noch zu nahe meinen Augen und meinem Herzen. Durch die Erinnerung an die Länder, in denen ich seit einigen Jahren gelebt habe, können die Gegenden um Dresden nur gewinnen. Sie sind schön, sehr schön, vielleicht gerade von der Schönheit, welche für einen bleibenden Aufenthalt die anziehendste ist, und wo man am längsten und gleichmüthigsten genießt. Sie haben ein unendlich schönes Detail, so vieles, das dem Herzen nahe liegt, was vielleicht beym ersten Blicke im Großen übersehen wird, und beym täglichen, ruhigen Genusse, sich immer mehr und mehr entwickelt. Und so stelle man die Gegenden um Dresden dar, aus diesem Gesichtspunkte betrachte und rühme man sie! Aber warum will man, anstatt treffende, eindringende Wahrheit zu sagen, immer auf der Trompete ertönen? warum diese lieblichen Gegenden mit den erhabenen, herzerschütternden Scenen der Schweitz, mit den großen, einzigen, ganz eigene Gefühle einflößenden Aussichten Italiens vergleichen? In der Schweitz findet sich jeder Styl, jede Art von Naturschönheiten; aber wo findet man in Sachsen die mannigfaltigen Seen, den ungeheuern Jura und die noch größeren mit ewigem Schnee bedeckten Alpen? wo die Apenninen und die Meerbusen von Italien? die Aussich-

ten von Genua, Gaeta, Neapel und Salerno? Auch Süddeutschland, Steyermark und Kärnthen, und einige Striche von Schwaben, Tyrol und Salzburg sind etwas ganz anderes, als die Schönheiten um Dresden. Man lasse einem jeden, was ihm gehört, freue sich des Guten, das uns zu Theil geworden ist, genieße dessen, was sich vielleicht nur hier findet, und unternehme nicht, das hinein zu zaubern, was nur dort zu sehen ist.

Es versteht sich, daß ich, im Verlaufe von drey Wochen die mannigfaltigen Gegenstände, die zu Dresden in einem so hohen Grade schön und interessant sind, die Bibliothek, die verschiedenen Kunstsammlungen, mehrere Gebäude und dergleichen fleißig wieder besucht habe. In der Gemähldesammlung bin ich ungefähr täglich gewesen. Aber ich fand dieses Mal in Dresden noch etwas, das vorher nicht zu sehen war, und das jetzt in Europa einzig in seiner Art ist.

Der Churfürst hat schon vor mehreren Jahren die Gypsabgüsse gekauft, die der Mahler Mengs mit vieler Sorgfalt einst sammelte. Sie ist bey weitem die vollständigste, die ich in Europa kenne; denn hier sehen Sie nicht nur das Schönste beysammen, was in Rom, Florenz und Neapel zerstreut ist, sondern auch Abgüsse von mehreren berühmten Antiken, die sich in Spanien finden; ja es werden selbst aus Frankreich einige dabey

seyn. Wer in diesen Saal tritt, übersieht also auf einmal das Erhabenste und Schönste, was uns von alter Bildhauerey übrig ist. Es ist ein großer Gedanke, und ein Genuß, der seines Gleichen nicht hat. Aber, außer ihrer Vollständigkeit, hat diese Sammlung auch noch andere Verdienste. Mengs sammelte als Künstler und Mann von Geschmack; und dabey hatte er einen sehr weit reichenden Einfluß, und wußte sich von den allermehresten Originalen die bestmöglichen Abgüsse zu verschaffen. Er saß an der Quelle, und hatte Freunde unter den Großen; die Arbeiter standen ihm zu Gebothe, so wie seine Kenntnisse ihn in den Stand setzten, sie zu wählen; und das Mehreste wurde unter seiner Leitung, und so zusagen unter seinen Augen gemacht. — Wer den Handel kennt, der mit Gypsabgüssen getrieben wird, die Schwierigkeit, Erlaubniß zu erhalten, neue Abformungen von den Originalen zu verfertigen, den langen Gebrauch, den diejenigen von den Modellen machen, die einmal welche besitzen, und die daraus entspringende Stumpfheit der Abgüsse, die man gewöhnlich kauft, — nur der wird den hohen Werth der Dresdener Sammlung gehörig zu schätzen wissen. Ueberdieß sind sie auch sehr sorgfältig erhalten, und haben selbst ihre lange Reise glücklich überlebt. — Wenn ich sage, diese Sammlung sey die vollständigste, die irgendwo existiert, so kann ich natürlich nichts anders damit meinen, als daß es nirgends

eine andere giebt, wo man der Abgüsse so viele hätte, und unter denen man zugleich eine so große Zahl der berühmtesten Meisterstücke fände. Was ich in London, Paris, Wien, Manheim, Parma u. s. w. gesehen habe, ist in jeder Rücksicht unter der Dresdener Sammlung. In Florenz, Rom und Neapel, wo man so viele Originale besitzt, hat man sich nie viel mit Sammeln von Abgüssen beschäftiget, und was sich etwa da findet, ist sehr unbedeutend.

Da diese Sammlung schon so vorzüglich ist, so wird man es sehr natürlich finden, wenn einem Liebhaber der Wunsch entsteigt, daß man ihr den höchsten Grad der Vollkommenheit geben möchte. Man könnte es, könnte es ohne große Kosten und Schwierigkeiten: und der Fürst, der das Gute aller Art so gern thut, wäre vielleicht sehr bereitwillig dazu, wenn man ihn aufmerksam darauf machte. (Freylich würde die Sache jetzt, im Jahre 1800, schon schwerer seyn, als vor einigen Jahren, ehe die Neufränkischen Vandalen Italien verwüsteten und einen Theil seiner Kunstwerke theils zerstreuten, theils vernichteten.) Es fehlen einige Abgüsse, die ich ungern vermisse, als der Farnesische Herkules, die Farnesische Flora und einige der größern Löwen, die zwar nicht dem Barberini-Löwen gleichkommen, aber doch ein hohes Verdienst haben. Die beiden ersten Stücke bemühte sich Mengs vielleicht nicht zu haben, wegen ihrer

gigantischen Größe, weil er sich ein gewisses Maß gesetzt hatte, oder auch wohl, weil sie nicht in den ersten Rang der antiken Meisterstücke gehören. Da er aber andere vom nehmlichen Range aufgenommen hat, so werde ich sie immer vermissen, und an dem Orte, wo die Sammlung jetzt steht, sollten sie, dünkt mich, schlechterdings nicht fehlen. Selbst den Farnesischen Stier, der, als ich ihn zuletzt sah, auf der Villa reale zu Neapel aufgestellt war, wünschte ich in Dresden zu sehen, wär es auch nur darum, weil mir nie ein Abguß von diesem Werke vorgekommen ist. Es würden sich große Schwierigkeiten dabey finden; aber machen ließe er sich gewiß, und das Ganze, obschon nicht vom ersten Style Griechischer Kunst, hat doch so viel Verdienst, in einzelnen Theilen sowohl als in der Zusammensetzung und in der daraus entstehenden allgemeinen Wirkung, daß ein Abguß davon den Künstlern und Liebhabern ein höchst willkommenes Geschenk seyn müßte. — Auch im Museo Pio Clementino zu Rom finden sich einige Kunstwerke, die erst in den letzten zwanzig Jahren ausgegraben worden, und die, ob sie schon aus den spätern Zeiten der Kunst herstammen, dennoch ein höchst entschiedenes Verdienst haben. Ich denke hier vorzüglich an das Beste, was man in der Villa Adriana gefunden hat. Endlich gehört ganz vorzüglich hierher der elf Römische Palmen hohe Antinous, den der Englische Mahler Hamilton vor fünf Jahren, während meines Aufenthalts

zu Rom, in der Gegend am Palestrina fand, und dem die Kenner einstimmig einen sehr hohen Rang anwiesen. Er ist von Carrarischem Marmor, und so vortrefflich erhalten, daß wenig an ihm beschädigt ist, die Drapperie ausgenommen, welche von Bronze war und ganz fehlt. — Schaffte man noch diese verschiedenen Werke, und etwa einige andere unbedeutendere herbey, dann, — dann könnte Dresden mit Stolz sagen, daß es einen Ort in der Welt giebt, und dieser Ort auf der Nordseite der Alpen, wo man unter einem einzigen Dache die gesammten Reste der edelsten und erhabensten Kunst Griechenlands übersehen könnte.

Diese Sammlung steht jetzt unter der Gemähldegallerie in einem anspruchlosen, aber mit Geschmack und zweckmäßig zubereiteten Saale. Ich hoffe und wünsche, daß man bald eine Beschreibung von allem, was sich da beysammen findet, der Welt liefern wird. Eigentlich wäre eine doppelte Beschreibung zu wünschen; die eine, ein bloßes Verzeichniß aller Stücke, mit einer kurzen populären Anzeige, was ein jedes vorstellt; eine andere für Gelehrte und Künstler, ungefähr in dem Geschmacke, nur nicht ganz so weitläuftig, in welchem Visconti das Museo Pio Clementino beschrieben hat.

Zwanzigster Brief.

Reise von Dresden nach Freyberg. — Tharandt. — Weg über die Berge. — Das Amalgamationswerk. — Das Druckwerk. — Die Schmelzhütten. — Das Laboratorium. — Mineraliensammlungen. — Die Fabrike des Herrn Thiele. — Die Hauptkirche. — Ueber Sächsische Bergwerke überhaupt. — Das Muldenthal.

Freyberg im April 1798.

Wenige Reisende verlassen Dresden, ohne den sogenannten Plauenschen Grund und Tharandt besucht zu haben. Wir verbanden beides mit einer Reise nach Freyberg. Von Dresden nach Tharandt sind zwey Meilen, welche durch jenes romantische, so oft beschriebene, und so häufig besuchte Thal führen, an dessen Ende das Städtchen Tharandt mit den Trümmern seines alten Schlosses liegt. Unter den vielen Aussichten, die man von diesen jetzt nur sehr unbedeutenden

Ueberbleibseln des Schlosses und dem daran liegenden Teiche, oder See geliefert hat, dünken mich die Zinkischen die vorzüglichsten. Ich wurde hier angenehm durch eine Menge Anlagen überrascht, die, seitdem ich das Letztemal hier gewesen bin, gemacht worden sind. Das hiesige mineralische Wasser, das wohl mehr seiner Lage, als seiner Kräfte wegen besucht wird, hat eine Menge Gäste bewogen, zu verschiedenen Zeiten Summen aufzubringen, die auf das angenehmste und vortheilhafteste angelegt worden sind. Man hat Gänge längs den mit Wald bedeckten Hügeln ausgehauen, und Wege gemacht, die zwar ganz einfach sind, aber die Annehmlichkeit gewähren, daß man ohne Beschwerde eine Menge Spaziergänge machen, und die schöne Gegend unter mancherley Ansichten genießen kann. Alles ist noch im Werden, und ich zweifle nicht, daß sich das mit jedem Jahre verschönern wird. — Nachdem wir einige Stunden umher gewandert waren, fanden wir im Wirthshause eine anständige Mahlzeit, und gingen dann über die Berge nach Freyberg. Dieser Weg, keine regelmäßige Fahrstraße, ist äußerst schlecht. Wir fanden ihn, da er größtentheils durch Waldung geht, noch sehr feucht, und mußten verschiedene Male den Wagen verlassen. Die Gegend ist auch nicht so schön, als ich sie erwartete, und der beste Theil davon endiget mit Tharandt.

Wir haben mancherley Nachrichten über Freyberg und das, was sich in der Gegend umher findet; aber ich fürchte, die mehresten sind nicht sowohl für den ungelehrten Liebhaber, der sich einige Begriffe von dem, was man ihm zeigt, zu verschaffen wünscht, als für den Mann von der Kunst und für den eigentlichen Bergmann. Ich kenne mehrere Reisende, die mir gesagt haben, daß die Schmelzhütten, und mehr noch das Amalgamationswerk sie außerordentlich interessirt hätten, daß sie aber vieles besser verstanden haben würden, wenn sie zuvor eine kurze, popular und nicht bloß für Kunstverständige geschriebene Nachricht hätten lesen können. Ich habe das Ganze zwey Mal mit vieler Aufmerksamkeit gesehen, und das erste Mal hatte ich das Glück, daß Herr von Charpentier selbst sich zwey Stunden lang bemühete, uns das Amalgamationswerk zu zeigen und zu erklären. Lassen Sie sehen, ob ich im Stande bin, dem Reisenden, der nicht Bergmann ist, einen Begriff zu geben, der ihn in den Stand setze, das, was man ihm in der Gegend um Freyberg zeigt, besser zu übersehen, und in der Folge in sein Gedächtniß zurück zu rufen. Ich bitte dabey die Herren von der Kunst um Verzeihung; die Leser aber, die das nicht interessirt, ersuche ich, die nächsten 15 oder 16 Seiten zu überschlagen.

Alles Silbererz, das in den Sächsischen Gebirgen gewonnen wird, kommt nach Freyberg. Das Erz wird gleich in den verschiedenen Gruben von

den gemeinen Steinarten gesondert und, wenn es zu Tage gebracht worden, mit dem Hammer gepocht, wodurch es noch mehr gereinigt wird. Hierauf kommt es auf das Pochwerk, wo es, wenn es reichhaltig ist, trocken, wo nicht, naß gepocht wird, indem ein durchfließendes Wasser es reiniget; dann bringt man es auf den Stoßherd, welcher eine hängende, etwas niederwärts gesenkte Fläche ist, (planum inclinatum) die durch eine mechanische Einrichtung beständig gerüttelt wird, während daß ein kleiner Strom Wasser ohne Unterlaß darüber wegläuft und die leichtere Masse abführt, indeß die schwerere, metallhaltige liegen bleibt. Ist das Erz auf diese Art an Ort und Stelle vorbereitet, so wird es nach Freyberg geführt, wo der Churfürst es den Gewerken abkauft. Auf dem Amalgamationswerke, eine Stunde von Freyberg, wird untersucht, wie viel Silber, Kupfer und Bley jede Erzart enthält, und nach der Güte, oder Ungüte desselben ein festgesetzter Preis bezahlt. Man untersucht aber den Gehalt eines Erzes dadurch, daß man einen kleinen Theil davon abwiegt, durch einen chymischen Proceß ausfindig macht, wie viel er enthält, und dann das Verhältniß auf das Ganze berechnet. Solches Erz wird in einer Niederlage in Haufen aufbewahrt, in deren jeden man eine Schindel steckt, auf welche der Gehalt, der Nahme der Zeche und der Tag der Ankunft geschrieben ist.

Alle Erzarten, wovon ein Centner nur sechs Loth Silber enthält, kommen auf die Hütten zum Schmelzen; aber die von sechs Loth Silber und drüber werden amalgamiert. Die Verfahrungsart ist folgende:

Man mischt die verschiedenen Erzarten, deren einige reicher, andere ärmer sind, unter einander, so daß für alle nur eine und die nehmliche Operation Statt findet.

Man vertheilet das Erz in große, horizontale Lagen, oder Schichten, und vermischt es mit gemeinem Kochsalze, so daß das Salz gegen das Erz sich wie eins zu zehen verhält.

Diese mit Salz gemischten Erzhaufen werden in Oefen geschüttet, die gerade darunter angebracht sind, und deren man zwölfe hat. (Im April 1798 fand ich noch einen dreyzehnten, der kürzlich angelegt worden war.) Jeder dieser Oefen besteht aus drey Theilen, die horizontal an einander liegen. In einem Theile brennt das Holz, dessen Flamme, da der Ofen gewölbt ist, über den zweyten Theil oben überschlägt, und so von oben herab das Erz röstet. Der dritte Theil, der an den zweyten stößt, ist bloß zum Trocknen. Das Erz wird zuerst auf den Herd gelegt, welcher trocknet, und von da auf den mittlern gebracht, wo es geröstet wird. Während des Röstens wird es fleißig mit großen eisernen Rechen umgerührt. Dieß dauert fünf bis sechs Stunden.

Aus den Oefen wird das Erz in die Höhe gezogen, um gesiebt zu werden; zuerst durch ein sehr grobes Sieb. Das, was nicht durchgeht, wird auf die Seite geschafft, und soll weiter unten wieder angeführt werden; das aber, was durchgehet, wird noch einmal gesiebt, und in dieser Operation läuft es über eine hängende Pläne, auf welcher drey Siebe von verschiedener Feinheit angebracht sind. Was auf dem ersten und zweyten durchfällt, wird sogleich auf die Mühle gebracht; was aber auf dem dritten nicht durchgehet, wird, nebst dem, was schon oben auf die Seite gelegt worden war, noch einmal mit Salz versetzt und geröstet, das Salz aber nur in einem Verhältnisse von eins gegen funfzig. In den Mühlen, deren man, wenn ich nicht irre, fünfe hat, wird das Erz wie Getreide gemahlen, denn diese sind wie gewöhnliche Kornmühlen eingerichtet.

Wenn das Erz auf den Mühlen zu einem sehr feinen Staube gemahlen ist, wird es durch eine Winde auf einen der obern Böden gezogen, und in Karren von zwey Rädern in einen andern Theil des Gebäudes gebracht. Hier stehen zwanzig große Kisten in vier Reihen parallel. Jede Kiste enthält zehn Centner solches gemahlenen Erzes. Alle zwanzig stehen senkrecht über eben so vielen Tonnen, in die sie durch eine sogenannte Lappe ausgeladen werden. Diese Lappen, oder

Canäle sind unten an jeder Kiste angebracht, so daß das Erz durch das Stockwerk, in welchem die Kisten stehen, von selbst in die darunter befindlichen Tonnen läuft.

Nunmehr wird das Erz in den Tonnen mit der Hälfte von Quecksilber versetzt, d. h. jede Tonne, die zehn Centner Erz enthält, bekommt fünf Centner Quecksilber.

In einem Zimmer, das an dasjenige stößt, in welchem die Tonnen sind, befindet sich eine metallene Vase, in welche das Quecksilber geschüttet wird, und aus der es in zwey lange Röhren läuft, die sich zwischen den zwanzig Tonnen befinden, und aus denen auf beiden Seiten zwanzig kürzere Röhren gehen, durch die das Quecksilber gerade in die zwanzig Tonnen läuft. Ein einziger Arbeiter gießt das Quecksilber in die Vase, aus welcher es von selbst fließt und alle Tonnen füllt.

Etwas niedriger, als das Zimmer, in welchem die Vase ist, befindet sich ein anderes, in welchem das Quecksilber in zwey großen Gefäßen aufbewahrt wird. Aus dem einen dieser Gefäße schöpft ein Mensch das Quecksilber in kleine Krüge, zwölfe an der Zahl, wenn ich nicht irre. Diese setzt er auf drey Regale, welche in einem Kasten befestiget sind, der vornzu offen ist. Sobald die Regale besetzt sind, wird der Kasten in die Höhe gezogen, indessen ein anderer eben so

gemachter herabkommt. Während daß der Arbeiter oben die Krüge in die metallene Vase ausschüttet, besetzt der unten den zweyten Kasten mit Krügen, die er aus dem Quecksilberbehälter füllt. Sobald der oben ausgeleert ist, wird geklingelt, und da der unten zur nehmlichen Zeit auch fertig ist, steigt der volle Kasten hinauf und der leere sinkt. Während daß der eine große Quecksilberbehälter ausgeschöpft wird, füllt man den andern, auf eine Art, die ich weiter unten angeben werde.

Die Tonnen sind nun mit Erz und Quecksilber gefüllt; aber sie bedürfen auch eine gewisse Quantität von Wasser, und dieses fließt ihnen gleichfalls durch große Röhren zu, an die wieder zwanzig kleine angebracht sind, welche mit den zwanzig Tonnen in Verbindung stehen.

Die Tonnen sind stark mit eisernen Ringen beschlagen, und haben Eisen in der Mitte der beiden Böden, wodurch sie sich um ihre Achse drehen. An dem einen Ende sind sie mit Zapfen versehen, die in Kammräder eingreifen, wodurch ein jedes gedreht wird.

Durch dieses Herumdrehen, welches an achtzehn Stunden dauert, wird die ganze Masse von Erz, Quecksilber und Wasser in einen dicken Brey verwandelt, in welchem sich das Quecksilber mit dem in dem Erze enthaltenen Silber amalgamirt, oder in eine und dieselbe Masse sich verbindet. Diese so entstandene Masse trennet sich von der übrigen,

und liegt, wenn das Faß endlich stille steht, auf dem Boden, von wo es in Canäle abgelassen wird, die dazu vorbereitet sind.

Diese amalgamirte, aber noch immer flüssige Masse von Silber und Quecksilber läuft durch Röhren nach den zwey großen Quecksilberbehältern, deren ich vorher gedacht habe. Ueber jedem dieser Behälter hängt ein Sack, in den das Amalgama gelassen und gedrückt wird. Durch den bloßen Druck der Hand läuft der größte Theil des Quecksilbers, der wie Wasser durch den Sack dringt, in den Behälter, der dadurch immer wieder gefüllt wird, während daß man seinen Nachbar auf die obenbeschriebene Art leeret.

Was in dem Sacke bleibt, ist nun das eigentliche Amalgama, d. h. das gewonnene Silber, das aber noch immer mit ungefähr sechs mal so viel Quecksilber vermischt ist.

Die in den Tonnen übrig gebliebene Masse wird unterdessen ebenfalls in Canäle abgelassen, die darunter angebracht sind, und aus denen sie in große Bottiche läuft, wo sie stark mit Wasser vermischt wird. In jeden dieser Bottiche läuft, von oben herab, ein Cylinder, der sich drehet. Unten am Cylinder sind Quereisen angebracht, so daß er auf die ganze Masse in den Bottichen wie ein Quirl wirkt, wodurch das wenige noch zurückgebliebene Silber und Quecksilber herausgearbeitet wird, und zu Boden sinkt. Das Caput mortuum, oder die

nun von Silber und Quecksilber ganz entblößte Masse wird aus dem Gebäude geworfen, und mit Karren weggeführt.

Das in dem Sacke zurückgebliebene Amalgama von Silber und Quecksilber wird in Ballen herausgenommen, die so groß sind, daß man sie mit zwey Händen bedecken kann. Sie haben einen ziemlichen Grad von Festigkeit, fühlen sich aber doch noch weich an.

Diese Ballen werden auf fünf eiserne Teller gesetzt, die pyramidenförmig über einander stehen, und zwar so, daß zwey bis drey Zoll Raum zwischen jedem ist. Diese Teller haben nehmlich eine pyramidenförmige Erhöhung in der Mitte, auf welche der darauf stehende Teller, der unten eine Vertiefung hat, ruhet. Auf diese fünf Teller setzt man drey Centner des Amalgama, welche ungefähr funfzig Pfund Silber enthalten.

Wenn die fünf Teller auf einander gesetzt sind, stellt man eine eiserne Glocke darüber. Das Quecksilber wird hierauf durch ein heftiges Feuer sublimirt, fliegt an die Decke der Glocke, und fällt dann in seiner natürlichen Flüssigkeit zu Boden. Diese Operation geschieht in Oefen, und dauert zwölf Stunden.

Das nun erhaltene Silber, welches auf den Tellern zurückbleibt, muß aber, um ganz rein zu zu seyn, noch einmal geschmolzen werden, welches aber auf den Schmelzhütten geschieht. Von da geht

es gerade in die Münze nach Dresden. An Goldschmiede wird nichts verkauft.

Herr von Charpentier hat den Entwurf zu dem Amalgamationswerke machen lassen, und unter seiner Anleitung wurde das Ganze ausgeführt. Es soll 60,000 Thaler gekostet haben. Man hatte schon vorher eins, das aber, bald nachdem der Bau zu Ende war, abbrannte. — Um das in Zukunft zu verhüten, baute Herr von Charpentier ein sogenanntes Druckwerk, welches mitten in dem auf drey Seiten bebauten Hofe des Amalgamationswerkes steht, und über welchem der Bach hinläuft, der einzig und allein die Räder treibt, durch die alle Maschinen des ganzen Werkes in Bewegung gesetzt werden.

Dieses Druckwerk befindet sich in einem runden Thurme, der zugleich der Wasserleitung, in welcher der Bach läuft, zur Stütze in der Mitte dient.

Das Wasser läuft aus seinem künstlichen Bette, oder Canal in einen großen Behälter in diesem Thurme, aus welchem es, wenn es nöthig ist, durch Menschen in zwey große metallene Röhren gepumpt wird. Aus diesen Röhren, welche an dem einen Ende geschlossen sind, wird es zurückgestoßen, und von unten aufwärts, in zwey metallene Blasen getrieben, in denen folglich oben die Luft zusammen gepreßt wird. Durch den Druck der eingeengten Luft steigt das Wasser gewaltsam in die mit den

Blasen verbundene Hauptröhre, aus der es an die vierzig Schuh hoch senkrecht in die Luft fliegt. Nach den verschiedenen Richtungen, die man dieser Hauptröhre giebt, kann man über das ganze Amalgamationswerk wegspielen, und selbst die entgegengesetzten Seiten der Dächer mit Wasser überschwemmen. Herr von Charpentier hatte die Güte, als ich einst zu einer andern Zeit hier war, das Werk spielen zu lassen, da ich denn in wenig Minuten den ganzen Hof unter Wasser sah. Anfangs trieb man die Wassersäule perpendicular in die Luft. Einer der Arbeiter hatte seinen Hut auf die Mündung der Röhre gesetzt, der denn an die vierzig Schuh senkrecht in die Höhe getrieben ward.

Da aber das Wasser, das die Arbeiter in die Röhren pumpen, eine ungeheure Masse ist, deren Druck gegen die Blasen nicht berechnet werden kann, so könnte man leicht die Blasen zersprengen, oder auch wohl das ganze Werk zerschmettern. Um diesem Unfalle vorzubeugen, muß die Wassermasse, welche nicht durch die Hauptröhre oder Spritze kommen kann, und also die Blasen zersprengen würde, abgeführt werden. Es gehet daher aus den Blasen zugleich ein Ablauf von Wasser in eine Röhre, die ich der Deutlichkeit wegen die neue Röhre nennen will, und in der es gewaltsam steigt, weil es den nehmlichen Druck der eingepreßten Luft empfängt, welche das Wasser in der Spritzröhre bis auf eine Höhe von vierzig Schuhen treibt.

Könnte es nun oben aus der neuen Röhre herauslaufen, so ginge ein Theil der Elastizität verloren, welche das Wasser durch die Spritzröhre so hoch in die Luft treibt. Darum ist oben an dieser neuen Röhre das sogenannte Druckwerk angebracht, welches eine zwey und zwanzig Centner schwere Bleymasse ist. Diese Masse druckt, durch ihre Last, das emporsteigende Wasser zurück, und nöthiget es, in eine Nebenröhre zu laufen, aus der es wieder zurück in den großen Wasserbehälter geht. — Dieses Werk, das man von dem Umstande des Druckens ein Druckwerk nennt, hat 8000 Thaler gekostet.

Aus dem Druckwerke laufen Röhren in alle Säle des Amalgamationswerkes, so daß man, das Feuer mag auskommen wo es will, jedes Zimmer bespielen kann. Nicht weit von den Mündungen dieser Röhren stehen in jedem Saale, in besondern Kisten, die gehörigen Werkzeuge, Ansätze und Schläuche, mit denen man überall umherlaufen kann.

Der Mechanismus des ganzen Amalgamationswerkes ist einfach und genau darauf berechnet, daß man so wenig Hände, Zeit, Platz und Friction als möglich dabey braucht. Drey große Räder setzen alles in Bewegung, und diese werden von dem dahingeleiteten Bache getrieben, welcher zugleich, bey Feuersgefahr, im Druckwerke gebraucht wird.

Der jährliche Holzaufwand ist 1400 Schragen, oder 4200 Klaftern.

Das Salz, das man jährlich gebraucht, beläuft sich auf 6000 Scheffel, wovon jeder ungefähr 120 Pfund wiegt.

Die Zahl der sämmtlichen Arbeiter ist 130. Sie sind Tag und Nacht angestellt, so daß sie einander ablösen.

An den Mühlen und Sieben des Amalgamationswerkes, wo der meiste Staub ist, sind hölzerne Canäle angebracht, in denen der Staub in die Höhe steigt und im obersten Theil des Gebäudes in einem Behältnisse sich sammelt, das man die Staubkammer nennt. Zweymal des Jahres wird dieser Staub ausgeräumt, mit dem übrigen Erze gemischt und verarbeitet.

Die Schmelzhütten bey Freyberg.

Alles Erz, wovon der Centner nicht sechs Loth Silber enthält, taugt nicht für die Amalgamation, sondern wird in den Hütten ausgebracht. Die Ober-Muldenhütte liegt eine Stunde von Freyberg; die andere, die Unter-Muldnerhütte genannt, etwas weiter, dicht am Amalgamationswerke. Die dritte heißt die Halsbrückner. Alle drey sind Schmelzhütten. Weiter an der Mulde hinauf, in einiger Entfernung, liegt die Seigerhütte.

In beiden Schmelzhütten ist die Verfahrungsart ungefähr die nehmliche. In beiden sah ich große Niederlagen rohen Erzes, wie es aus den verschiedenen

Gruben des Erzgebirges hierher geschickt und auf churfürstliche Rechnung gekauft wird.

Hier liegen auch die großen Kieshaufen, mit welchen man das Erz vermischt, um das Schmelzen leichter zu befördern, und wovon der Centner mit sechs Groschen bezahlt wird.

Hier werden alle Erze zuerst im Kleinen untersucht, und ihr innerer Gehalt bestimmt, nach welchem die Gewerken bezahlt werden.

Alles Erz, das nicht sechs Loth Silber im Centner hält, wird in die großen Schmelzöfen geworfen, nebst zwey Drittel Kohlen. Man wirft nehmlich eine Mulde Erz und zwey Mulden Kohlen auf einmal auf, doch so, daß das Erz beständig auf die eine, die Kohlen auf die andere Seite geschüttet werden.

Diese Oefen haben unten Oeffnungen, in die man von Zeit zu Zeit sticht. Auf der einen Seite laufen die Schlacken ab, auf der andern, und zwar etwas tiefer, fließt das Metall heraus, welches wegen seiner Schwere unten im Ofen sinkt, und auf diese Art von den Schlacken sich absondert. So wie unten das Erz schmelzt, und die Kohlen sich verzehren, wird oben wieder aufgeschüttet, und das ununterbrochen fort.

Die Schlacken werden nicht weggeworfen, sondern in der Folge mit frischem Erze vermischt, theils weil sie noch etwas Metall enthalten, theils weil sie die Schmelzung gewisser Erzarten befördern.

Wenn die Schlacken ganz ausgebrannt sind, und nichts mehr enthalten, werden sie weggefahren und zur Verbesserung der Straßen gebraucht.

Das Metall, das bey dieser ersten Procedur aus den Oefen fließt, heißt Rohstein. In jedem Ofen werden alle vierzehn Tage 600 Centner Erz geschmolzen, welche 240 Centner Rohstein geben. Das Uebrige sind Schlacken.

Der Centner Rohstein enthält sechs bis sieben Pfund Bley, einige Pfund Kupfer und vier Loth Silber.

Alle sechs bis acht Stunden sticht man unten in den Ofen, um die Schlacken so wohl als den Rohstein ablaufen zu lassen.

Das Erz, welches mehr als sechs Loth Silber im Centner enthält, gehet nicht durch diese Procedur, sondern wird gleich calcinirt, um von den Schwefeltheilen, die es enthält, gereiniget zu werden. (Dieses versteht sich nehmlich in dem Falle, wenn man ein solches Erz nicht durch Amalgamation ausbringen, sondern auf den Hütten schmelzen will.) Diese Calcination geschieht auf folgende Art:

In einiger Ferne von der Hütte, unter freyem Himmel, befinden sich eingemauerte Plätze, in der Gestalt länglicher Vierecke. Die Mauer, die sie umgiebt, ist nicht viel über zwey Schuh hoch. Hier werden auf dem Boden zwey Klaftern Holz für 400 Centner Erz, oder Rohstein gelegt; denn der Rohstein muß ebenfalls durch diese Operation

gehen. Das Holz, das an dem einem Ende unter dem Erze ein wenig hervorragt, wird angezündet, und glühet nun so fort: wodurch das darauf liegende Erz, oder der Rohstein geröstet wird. Diese Operation wird für jede Erzmasse dreymal wiederholt, nehmlich in drey verschiedenen Oefen.

Wenn das Erz so geröstet worden ist, geht es in die Schmelzöfen. (Durch Erz verstehe ich hier nicht nur dasjenige Erz, das so eben geröstet worden ist, sondern auch den Rohstein, welcher damit vermischt wird, so daß das reichhaltigere Erz und der Rohstein nunmehro mit einander geschmolzen werden.)

In jedem dieser Schmelzöfen werden wöchentlich 220 Centner geschmolzen, woraus man sechzig Centner Metall bekommt, das ein Gemische von Silber, Kupfer und Bley ist. Das übrige sind Schlacken.

In diesen Oefen fängt das Metall gewöhnlich in acht Stunden zu schmelzen an, und sinkt zu Boden. Man sticht unten ein; die Schlacken schwimmen oben auf und fließen weg; etwas tiefer, auf der andern Seite, läuft das Metall heraus, in ein Loch, das an der Mündung angebracht ist.

Wenn man dieses Metall in dem Loche ein wenig hat stehen lassen, bildet sich auf der Oberfläche

eine Kupfermasse, 5) mit etwas Kobalt, gleich darunter. Diese Masse wird abgeschöpft, während daß das Uebrige noch etwas stehen bleibt (etwa eine Stunde) hierauf wird auch dieses, welches Silber mit Bley gemischt ist, vermittelst großer eiserner Löffel, ausgeschöpft und in eiserne Formen gegossen, die die Gestalt eines Brotes haben.

Die auf solche Art erhaltene und noch gemischte Silber- und Bleymasse gehet nun auf den Treibherd.

Dieser ist ein zirkelförmiger Ofen von zwölf Schuh im Durchschnitte, und zwischen drey und vier Schuh tief. Ueber ihm hängt ein eiserner Deckel, den man durch eine Maschine auf die Seite schieben kann, und womit man den Ofen, wenn geschmelzet wird, bedeckt und hermetisch verschließt.

In diesem Ofen macht man auf dem Boden einen sogenannten Test von Asche und Kalk; auf diesen werden 170 Centner von jenem Metalle gelegt, welches ich weiter oben beschrieben habe, und wovon jeder Centner Bley 24 Loth Silber hält. Man giebt ihm die Gestalt von Broten.

5) Das Ganze kommt in folgender Ordnung aus dem Ofen:

Schlacken,
Kupfer,
Kobalt,
Silber und Bley gemischt.

Dieses Metall deckt man mit einer Lage Kohlen und verschließt den Ofen mit dem Hute. An der Seite wird nun ein Feuer gemacht, welches sich den Kohlen im Ofen mittheilt und zugleich durch Reverberation hitzt. Das Feuer unterhält man sechs und dreyßig Stunden lang. Durch diese Operation bekommt man in folgender Ordnung und Verhältnisse

Abstrich,
Glätte,
Silberblick,
Test.

Hundert Pfund Abstrich enthalten funfzig Pfund grobes Bley.

Hundert Pfund Glätte enthalten ein wenig Silber und achtzig Pfund des reinsten Bleyes. Die Glätte wird theils in Bley verwandelt, theils, als Glätte, zum Behufe der Töpfer und anderer Handwerker verkauft.

Sechzehn Loth Silberblick enthalten vierzehn bis funfzehn Loth reines Silber.

Hundert Pfund Test geben sechzig Pfund Bley und zwey Loth Silber. Das Uebrige ist Asche und Kalk.

Auf der Ober-Muldenhütte arbeiten 120 Personen Tag und Nacht.

Bey meinem dießmaligen Hierseyn sagte man mir, der sämmtliche Ertrag des Sächsischen Erzge-

birges wäre im vergangenen Jahre (1797) 60,000 Mark Silber, also 800,000 Thaler gewesen.

Man hat, seitdem ich das Letztemal hier war, ein Laboratorium angelegt, wozu ein besonderes Haus gebaut worden ist. Ich fand es noch ziemlich unvollständig an Instrumenten; doch war ungefähr von allem etwas da. Es steht im Hofe des Gebäudes, wo die öffentliche Mineraliensammlung aufbewahrt wird, welche sehenswerth ist. Vollständiger aber, systematischer und interessanter ist die Sammlung des Herrn Bergcommissionsraths Werner, der im nehmlichen Hause wohnt.

Eine Treppe höher wohnt, im nehmlichen Gebäude, Herr Hofmann, ein junger Gelehrter, bey dem man Studien von Mineralien, d. h. kleine, eingerichtete Mineraliensammlungen zu verschiedenen Preisen haben kann. Er handelt nicht nur mit Sächsischen, sondern auch ausländischen Mineralien.

Sehr sehenswerth ist zu Freyberg die unächte oder Leonische Gold- und Silberfabrike des Herrn Thiele, wo alle Arten falscher Tressen und Spitzen, Zindel und andere Zeuge dieser Art, Degenschleifen und Kuppel für die Dragoner-Officiers gemacht werden. Als ich diese Fabrike vor zwey Jahren sah, beschäftigte sie gegen neun hundert Menschen,

jetzt gab Herr Thiele ihre Zahl zwischen 900 und 1000 an, (und seitdem habe ich gehört, daß sie sich jetzt über 1000 belaufe.) Seine Niederlage zu Freyberg ist sehr interessant zu sehen. Auch ließ er mir in der Stadt eine schöne Maschine zeigen, auf welcher Draht mit Seide gesponnen wird.

Der grobe und erste Theil der Fabrike befindet sich eine halbe Stunde von der Stadt, dicht an der Muldenbrücke, an der Straße nach Dresden. Man muß, um zugelassen zu werden, einen Erlaubnißschein vom Eigenthümer haben, den dieser nicht leicht abschlägt. Hier wird das Kupfer zuerst in Cylindern gegossen, die etwa zwey Zolle im Durchschnitte haben. Sie werden dann auf einem Zainhammer geschmiedet, so daß ein kupferner Cylinder, der Anfangs einen Schuh lang ist, eine Länge von mehr als zwey Schuh erhält. Hierauf wird er gezogen, indem man ihn zuerst durch eine stählerne Platte mit einem sehr großen Loche treibt, dann durch ein kleineres, und so durch viele hundert Löcher hindurch, bis endlich eine Mark Kupfer eine Länge von vielen tausend Ellen erhält. Um die dicken Kupferstangen zu ziehen, gebraucht man ein Pferd. Wenn aber das Kupfer auf eine gewisse Dünne gebracht ist, wird es in die Stadt geschickt, wo es durch Menschenhände eine Feinheit erhält, über die man erstaunt, und die den feinsten gesponnenen Fäden gleich kommt.

Die Stahlplatten, in denen sich die verschiedenen Löcher befinden, durch die das Kupfer, oder der Draht gezogen wird, kommen von Wien.

Zu gelben Tressen nimmt man das natürliche Kupfer; um aber weise Tressen zu machen, muß die Kupferstange versilbert werden. Dieß geschiehet, sobald die Stange oder der Cylinder unter dem Zainhammer geschmiedet worden ist. Sie wird geründet und gefeilt, so daß sie eine gewisse Rauhigkeit bekommt, welche sie in den Stand setzt, die Silberblätter anzunehmen, mit denen man sie überlegt. Diese werden durch Feuer hineingearbeitet, und zu verschiedenen Malen, drey, vier, ja bis siebenmal übereinander gelegt, je nachdem die Bestimmung des Drahtes eine stärkere oder schwächere Versilberung erfordert.

Diese Fabrike ist eine der nützlichsten, die ein Land haben kann. Die rohen Materialien, die sie verarbeitet, sind Landeserzeugnisse; sie nährt eine Menge Menschen, und ihre Waaren gehen fast ganz in das Ausland, denn in Sachsen werden sehr wenig falsche Tressen und dergleichen verbraucht. Ihr Absatz ist nach Pohlen, Ungarn, in einige Theile des Catholischen Deutschlands, hauptsächlich aber in die Türkey.

Die Hauptkirche zu Freyberg ist ein schönes Gebäude, mit einer berühmten Silbermannischen

Orgel. Der Chor, ganz von Sächsischem Marmor gebaut, enthält die Begräbnisse des Churfürsten Moriz und mehrerer andern aus dieser Linie. August II ist in Pohlen begraben; August III in der katholischen Kirche zu Dresden. Die übrigen Fürsten der Albertinischen Linie liegen zu Meissen.

Die ergiebigsten und bestgebauten Bergwerke in Sachsen sind jetzt der Churprinz bey Freyberg, die gute Hoffnung, der Marksröhling, der Himmelsfürst. Liebhabern, die anfahren wollen, würde ich den Churprinzen, oder den Marksröhling bey Anneberg empfehlen. Beide sind schön gebaut, beide haben in ihrem Innern ein wichtiges Kunstwerk, und bey dem Marksröhling hat man noch den Vortheil, daß, wenn man oben angefahren ist, man ebenes Fußes durch den Stollen herauskommen kann, wo man zugleich auch ein Pochwerk findet. Von hier gehet man durch ein angenehmes Thal in die Stadt zurück, nachdem man vorher, auf einem andern Wege, eine weitere Aussicht genossen hat. Aber die Pochwerke, Stoßherde und alles, was zur ersten Ausbringung der Metalle gehört, sieht man schöner auf dem Churprinzen, wo man auch reinlichere Kleider bekommt.

Das Muldenthal bey Freyberg ist auf die ganze Länge einer Meile sehr interessant, und ich möchte jedem Reisenden rathen, es sorgfältig zu

durchwandern. Er findet auf der Länge dieser Einen Meile die Saigerhütte, einen Theil der Thieleschen Fabrike, die beiden Schmelzhütten, das Amalgamationswerk, und tiefer hinab eine alte und eine neue Wasserleitung, wovon die eine mit kleinen Booten befahren wird. Herr Zink hat von der alten ein artiges Blättchen geliefert, geätzt und in Bister gewaschen.

Ein und zwanzigster Brief.

Reise nach Leipzig über Meißen — Verschiedene Wege zwischen Dresden und Leipzig — Hubertsburg — Machern — Weg über Freyberg und Chemnitz — Lichtenwalde — Ueber das Sächsische Erzgebirge überhaupt.

Leipzig den 1sten May 1798.

Wir gingen von Freyberg über die Poststraße nach Dresden zurück, und von da über Meißen hierher. Dieß ist der gewöhnliche Weg, den diejenigen Reisenden nehmen, die von Berlin, oder Wien, oder aus Schlesien nach Dresden gekommen sind. Man hat auf dieser Straße den Vortheil, die herrliche Gegend zwischen Dresden und Meißen, und in der letztern Stadt die Porcellanfabrike zu sehen. Zu dem letztern Behufe nimmt man gewöhnlich zu Dresden einen Paß. Ich habe diese Fabrike mit und ohne Paß gesehen, und fand in dem, was man

uns zeigte, wenig Unterschied; denn das Brennen zu sehen, ist eine Erlaubniß, die auch der Paß nicht verschafft. Am Ende gleichen sich alle Porcellanfabriken, die beste wie die schlechteste. Ich habe die mehresten von Europa gesehen, und der Unterschied bestand immer in der mehrern oder mindern Vollendung, in dem Geschmacke der Formen und in der Feinheit der Mahlerey: und diese Unterschiede kann man eben so wohl und besser in den Niederlagen sehen, die man gewöhnlich in den Hauptstädten findet, als in den Fabriken selbst. Auffallend ist es, daß man bey dem Holzmangel, worüber so sehr in Sachsen geklagt wird, noch immer die Steinkohlen in dieser Fabrike nicht eingeführt hat. Ich wunderte mich darüber um so mehr, da ich hörte, daß am Fuße dieser Fabrike ohne Unterlaß eine Menge Fahrzeuge vorbeygehen, die mit Sächsischen Steinkohlen für die Berliner Porcellanfabrike beladen sind.

In Meißen am Markte ist ein sehr erträgliches Wirthshaus, und man kann in dieser Stadt und in der Gegend umher sehr angenehm einen Tag hinbringen. Alles umher ist schön in dieser paradiesischen Gegend! Ich besuchte ein mineralisches Wasser, das vor nicht gar langer Zeit in Gang gekommen ist, und die sieben Eichen, ein überaus schön gelegenes Rittergut.

Von Meißen nach Leipzig führt der Weg zwar durch ein reiches und wohlangebautes, aber für das

Auge wenig interessantes Land. Auf dieser ganzen Straße findet man nichts Merkwürdiges, als das Schloß Hubertsburg, das größte und schönste, das der Churfürst besitzt; das aber schon seit geraumer Zeit in ein Kornmagazin verwandelt worden ist.

Zwischen Wurzen und Leipzig liegt nahe an der Straße das Dorf Machern mit Anlagen und einem Sitze des Grafen von Lindenau. Die Natur ist ungünstig; aber der Eigenthümer hat viel durch Kunst gethan, und große Summen besonders auf einige Gebäude verwendet. Man hat eine eigene Beschreibung davon.

Da der Weg von Meißen nach Leipzig wenig anziehend ist, so würde ich den Reisenden einen andern rathen, der wenig besucht wird, und der es doch so sehr verdient, auch im Ganzen, als Straße betrachtet, eher noch besser ist, als der von Meißen nach Leipzig. Ich würde nehmlich von Dresden nach Meißen eine Spatzierfahrt machen, die Gegend um die Stadt und den ganzen schönen Landesstrich besehen und nach Dresden zurückkehren, um von dort über Freyberg und Chemnitz nach Leipzig zu gehen. Zwar ist dieser Weg drey und eine halbe Meile länger als der gerade über Meißen; aber man erspart dadurch die Rückfahrt, die man gewöhnlich von Freyberg nach Dresden macht, vorausgesetzt, daß der Rei=

sende diese merkwürdige Bergstadt nicht übergehen will. Von Freyberg nach Oederan, oder, wie man gewöhnlich sagt, Oedern sind zwey Meilen und eben so viele nach Chemnitz. Man kann diese vier Meilen bequem in einem Tage machen, und mehrere Stunden übrig behalten, um Lichtenwalde und die umliegende Gegend zu sehen. Dieser schöne Landsitz des Grafen von Vitzthum liegt zwischen Oedern und Chemnitz, eine halbe Stunde von der Straße; über welchen Umweg und Aufenthalt man mit dem Postmeister zu Oedern einig werden muß.

Lichtenwalde hat eine der schönsten Lagen, die ich irgendwo gesehen habe. Es hat das Besondere, daß die Herrengebäude und die Anlagen einen kleinen, isolirten Hügel einnehmen, der mitten in einem reitzenden Lande steht, das mit einem schönen Flusse, mit Hügeln, Ebenen, Waldungen, Wiesen und Getreidefeldern abwechselt. Die Anlagen waren ursprünglich Französisch, sind es auf dem obern Theile noch jetzt, und haben, in ihrer Art, ein gewisses Gepräge von Größe. Besonders waren die Wasserwerke berühmt, die ich auch vor zwey Jahren noch unterhalten fand. Doch muß man, wenn sie spielen sollen, es bestellen. Der neuere Geschmack hat diesem Sitze zum Theil eine andere Gestalt gegeben, und die Anlagen an den Seiten sind Englisch. Das Wohn-

haus ist bequem und in einem guten Geschmacke verziert.

Chemnitz ist eine von den Städten Sachsens, welche in den letztern Jahren am meisten zugenommen haben. Sie ist der Hauptsitz für die Sächsischen Baumwollenfabriken, nehmlich gedruckte Cattune, Barchente, schöne Bettdecken (nehmlich um über Betten zu legen, der Reinlichkeit und Zierde wegen,) Kaffeetücher, und baumwollene Mützen und Strümpfe. Die Stadt hat eine angenehme Lage, ist gut gebaut, und alles umher zeigt Wohlstand. (Ich habe Chemnitz noch in diesem Jahre 1800 wieder besucht, und fand, daß sie an Menschen und Wohlstand abermals zugenommen hatte, trotz der Klagen einiger Fabrikanten welche sagen, daß ihr Gewerbe nicht gehet, und daß die Engländer durch die Menge der Waaren und ihre wohlfeilen Preise sie zu Grunde richten. Ich fand eine große Menge neuer Häuser, die vor wenig Jahren noch nicht standen, und zwey große Spinnmaschinen, wovon die eine noch nicht ganz vollendet ist, die andere aber vor kurzem angefangen hat, zu arbeiten. Auf die Frage, die ich an einen Weber that: „was die Spinnerinnen zu den Maschinen sagten?" antwortete er: Ey, was machen sich denn diese daraus! Wenn sie nur recht viel spinnen könnten; es geht alles ab, ihre Arbeit und die Maschinenarbeit, und das

Englische Garn auch.“ — Man zählt jetzt in dieser Stadt ungefähr 14,000 Seelen, so daß sie nach Leipzig die bevölkertste in Sachsen wäre. — Des Baumwollenhandels wegen haben sich hier einige Griechen niedergelassen, deren Zahl nach und nach auf zehen gestiegen ist. — Chemnitz liegt an der großen Fahrstraße zwischen Wien und Hamburg, wodurch seine Lebhaftigkeit auch vermehrt wird.

Von hier sind zwey Meilen nach Penig, drey nach Borna, und eben so viele nach Leipzig. — Zwischen Penig und Borna hat das alte Schloß Gnantstein eine romantische und zugleich höchst angenehme Lage. Das Schloß ist ein überaus mahlerischer Gegenstand; auch hat man mehrere gute Zeichnungen davon.

Freyberg und Chemnitz liegen an der Grenze des Sächsischen Erzgebirges, eines Landes, das unter die schönern Striche von Deutschland gehört, das in so vielen Rücksichten merkwürdig ist, und welches Ausländer bis hierher nur wenig besucht haben. Selbst unter den Sachsen ist diese keineswegs eine Modereise, und mancher geht weiter, um Dinge aufzusuchen, die er hier schöner und besser finden würde. Freylich mag eine Hauptursache dieser Vernachlässigung in der Barbarey der über allen Ausdruck elenden Straßen und zum Theil in den Wirthshäusern liegen, die im Ganzen eher schlecht, als gut sind. (Indessen habe

ich auch in dieser Rücksicht ganz kürzlich, im Jahre 1800, mancherley Verbesserungen gefunden.) Wer sich nicht durch diese beiden Betrachtungen abhalten läßt, wird sich durch die Naturschönheiten und durch die mannigfaltigen, interessanten Gegenstände, die ihm auf seinem Wege vorkommen werden, reichlich belohnt finden. —

Zwey und zwanzigster Brief.

Reise von Leipzig nach Weissenfels — Naumburg. — Canal, wodurch die Saale und Unstrut schiffbar werden. — Schulpforte. — Kösen — Weimar. — Nebenreise nach Jena — Gotha — Sternwarte. — Herr von Zach. — Schloß — Garten — Porcellanfabrike.

Gotha im May 1798.

Ich verließ Leipzig zu Anfange dieses Monathes, und habe eine Reise gemacht, so angenehm, als sie sich in dieser Jahreszeit und bey diesem herrlichen Wetter denken läßt. Weissenfels, dessen liebliche Gegenden ich von der Höhe des Schlosses immer wieder mit Vergnügen sehe, hielt uns einige Stunden auf. Hier hört die schöne Straße auf, die schon vor mehreren Jahren gemacht und zeither besser unterhalten worden ist, als es gewöhnlich mit den Sächsischen Straßen geschiehet; aber auch weiter hin hat man gearbeitet und wenigstens aus-

gebessert, so daß ich den Weg bis Naumburg dieses Mal besser fand, als ich ihn noch je gesehen hatte. Wir kamen in der letztern Stadt so frühe an, daß wir Zeit hatten, einen langen Spatziergang in und außerhalb der Stadt zu machen, und ich bemerkte zum ersten Male, ob ich schon oft hier durchgereist bin, daß Naumburg, auch unabhängig von seiner Lage, eine recht artige Mittelstadt ist, mit einer Menge guter Häuser und einer Reinlichkeit und Ordnung, die einen beträchtlichen Wohlstand ihrer Einwohner versprechen. — Wir übernachteten im goldenen Panzer, wo wir eine anständige Bewirthung fanden, ungefähr wie im schwarzen Rosse, wo ich andere Male eingekehrt bin. — Von Leipzig nach Rippach sind 3 Meilen (Es wäre wohl besser, wenn man den Pferdewechsel nach Weissenfels verlegte?) und eben so viel nach Naumburg.

Es ist bekannt, daß man mehrere Jahre lang daran gearbeitet hat, die Saale und Unstrut schiffbar zu machen. Beide Flüsse haben Untiefen, in welchen auch ein mäßig beladenes Fahrzeug bey niedrigem Wasser nicht fortkommen kann. Man suchte also diesen Flüssen eine größere Tiefe zu geben, wo es sich thun ließ, und dann zog man hin und wieder kleine Canäle und bauete Schleussen, durch welche die Fahrzeuge, indem sie den Fluß verlassen, einen kleinen Umweg machen. Wer das Ganze sehen will, muß von Weissenfels aus über Naumburg, Roßleben und Schön-

werda bis Artern gehen. Ich verfolgte diesen Bau vor einigen Jahren, fand aber, daß für einen, der die Englischen und Holländischen Canäle kennt, hier nichts Neues zu sehen ist. Wer indessen von dem Sächsischen Schleussenbau und von der Art, wie man zu Werke gegangen ist, sich wenigstens einiger Maßen einen Begriff machen will, kann solches ohne Zeit und Geldaufwand, wenn er von Weissenfels eine kleine halbe Stunde seitwärts geht, wo er die ersten Schleussen findet, und von wo er in die Stadt zurückgehen und seinen Weg weiter fortsetzen kann.

In einer mäßigen Ferne von Naumburg liegt, links an der Landstraße, Schulpforte, oder Pforta, die ansehnlichste der drey Churfürstlichen Schulen in Sachsen. Ich könnte eine lange Reihe berühmter Männer nennen, die hier ihre erste Erziehung erhalten haben, und noch hat sie ihren alten Ruf nicht verloren. Die Gebäude sind geraumig und besser beschaffen, als ich sie auf öffentlichen Schulen dieser Art in Deutschland gewöhnlich gefunden habe. Besonders gefiel mir der große Schlafsahl, in dem ich, der vielen Betten ungeachtet, frische Luft und Reinlichkeit fand. — Da dieser Ort ganz für sich liegt, so erzeugt er eine Menge seiner Bedürfnisse selbst. Man findet also hier wirthschaftliche Gebäude, einen großen Garten, zum Vergnügen sowohl als zum Nutzen, Brauerey, Weinberge, kurz ungefähr Alles, was zu

einem Ritterguthe gehört. Pforta war ehemals ein reiches Kloster, wovon man aber der Schule nicht alle Einkünfte gelassen hat. Die Schüler sind innerhalb einer Mauer eingeschlossen, aus der sie nicht ohne besondere Erlaubniß, herausgehen dürfen, wohl aber, in Begleitung der Lehrer, Spatziergänge machen.

Wir kamen bald darauf nach Kösen, einem Churfürstlichen Salzwerk, in einer romantischen Lage. Die Berge, die sich hinter demselben erheben, die Saale mit ihren schönen Ufern, die ansehnliche Brücke, ein altes Schloß in einiger Ferne und die mancherley Gebäude und Maschinen des Salzwerkes machen die ganze Gegend zu einem mahlerischen Gegenstande, auf dem man mit Vergnügen weilt, und von dem ich mehrere gute Zeichnungen gesehen habe. — Das Salz wird aus einer Sohle gemacht, die durch eine Wassermaschine tief aus einem Schachte heraufgepumpt wird.

Man ersteigt nun einen ziemlich ansehnlichen Berg, über welchen eine gemachte Straße geht, die, wie ich aus den Anstalten sahe, noch besser gemacht werden soll. Ich ging langsam, und doch schneller als der Wagen, den Berg aufwärts, genoß der Aussicht an einem schönen Frühlingsmorgen, und wurde in meinen Betrachtungen bloß von dem lauten Klappern unterbrochen, das eine Menge zweyräderiger Karren machte. Diese

lassen sich, wie Sie wissen, nicht hemmen; man nimmt also eine Menge grüner Hölzer, oder junger Bäume, giebt ihnen eine Länge, welche mit der Breite des Karrens die nehmliche ist, und befestiget sie so zwischen den beiden Rädern, daß ihre Enden in die Speichen eingreifen, so daß sie die Bewegung der Räder zwar nicht schlechterdings hemmen, denn sie geben nach und greifen aus einer Speiche in die andere, wohl aber ihren Lauf merklich hindern.

Der obere Theil der Höhe ist ziemlich nackt, doch mit Getreide angebaut. — So wie man weiter kommt, wird der Weg schlechter, und endlich, in der Nähe von Auerstädt, in der fetten reichen Erde höchst beschwerlich. Von dem letztern Orte ist er, wo möglich, noch schlechter, und so dauert er fort bis in die Nähe von Weimar. — Von Naumburg nach Auerstädt sind zwey Meilen, und drey bis Weimar.

Das kleine, liebliche Weimar ist mir immer ein süßer Anblick. Ich sahe es auch dieses Mal mit Vergnügen wieder, ob ich schon einen großen Theil meiner Bekannten nicht dort fand. Zählen Sie die Menge guter Köpfe, die sich hier beysammen finden, und worunter mehrere unter die ersten Namen in Deutschland gehören; bedenken Sie die verschiedenen Kunsterzeugnisse, die dieser Ort hervorbringt; sehen Sie die allgemeine Industrie, die unter der gegenwärtigen Regierung ein ganz eigenes

Leben erhalten hat, die Menge ansehnlicher, oder guter Gebäude, die verschiedenen Stiftungen, die Englischen Anlagen, und so manche andere Dinge, und Sie werden eingestehen, daß es schwerlich einen zweyten Ort in Europa giebt, der in einem so kleinen Umfange so viel vereinigte. — Die Englischen Anlagen, die so dicht an die Stadt anstoßen, daß man sie als einen Theil derselben betrachten möchte, sah ich dießmal in ihrer ganzen Schönheit und mit frohem, innigem Genusse. Mich dünkt, sie gehören in Deutschland unter das Schönere dieser Art, und verdienen, daß man zu verschiedenen Stunden und lange darin weilt, wie ich darin geweilt habe. Die Natur hat sehr viel gethan und die Kunst mit dem feinsten Geschmacke nachgeholfen. Die kleine Ilm giebt ihnen ein ganz eigenes Leben, und ihre Ufer vermehren die Mannigfaltigkeit der Spatziergänge. Das kleine Haus, das der gegenwärtige Herzog darin gebaut hat, ist sehr zierlich meublirt, und wurde uns mit Gefälligkeit von einem Bedienten gezeigt, der durchaus nichts dafür annehmen wollte. Ich bin so gar sehr gewohnt, daß man den Reisenden Alles und Alles bezahlen macht, daß ich solche seltene Fälle mit einem ganz eigenen Vergnügen anführe. — Der Garten ist von mehreren Seiten offen, und jedermann genießt ihn nach Gefallen. — Der Bau des großen Schlosses geht noch immer fort, aber so langsam, daß ich seit meinem letzten Hierseyn nur wenig Fortschritte

bemerkte. — Herr Wieland hat Weimar schon vor mehreren Monathen ganz verlassen, und wohnt, eine Meile von hier, auf einem Dorfe, wo er ein Gut gekauft hat.

Den achten früh ging ich nach Belvedere, einem Herzoglichen Lustschloß, eine Stunde von der Stadt, zu welchem eine schöne Allee führt. Hier sah ich den Abt Mounier, dem der Fürst den größten Theil dieses Schlosses eingeräumt hat. Er selbst wohnt mit seiner Familie, (denn er ist einer von den Französischen Geistlichen, die sich verheirathet haben) in einem der Nebengebäude, während daß seine Zöglinge, deren er jetzt acht hat, das Hauptgebäude eingenommen haben. Der Abt errichtete hier diese Erziehungsanstalt, hauptsächlich in der Hoffnung, viele junge Leute aus England zu erhalten, wozu denn auch schon ein guter Anfang da ist. Die mehresten sind dem Jünglinge näher als dem Knaben, und streben nach einer Art von Unabhängigkeit, die dem Franzosen seine Regierung oft schwer genug machen wird. — Das Schloß hat übrigens weiter nichts besonderes, außer einer angenehmen Lage und einer schönen Aussicht, deren man auf der höchsten Höhe des Gebäudes in einem zu diesem Zwecke errichteten Zimmer genießt.

Da Jena nur ein paar Meilen von Weimar liegt, so wird es niemand bereuen, eine Ausflucht dahin zu machen. Noch kürzer ist es, Jena gleich auf dem Wege

mitzunehmen. Vor etwas mehr als einem Jahre ging ich von Naumburg dahin, da denn der Weg durch ein angenehmes Thal in die noch schönern Gegenden um Jena führt. Schon diese letztern verdienen den Umweg, wenn auch Jena nicht der Wohnsitz von Gelehrten wäre, wovon mehrere unter die ausgezeichnetern Namen Deutschlands gehören. Von hier nach Weimar führt der Weg über einen steilen Berg, über welchen eine merkwürdige Schneckenstraße geht.

Den neunten verließen wir Weimar, hielten uns einige Stunden in Erfurt auf, und waren doch schon um drey Uhr in Gotha, wo wir im Mohren ein sehr gutes und eben so wohlfeiles Wirthshaus fanden. Der ganze Weg von Weimar bis Eisenach hat eine Chaussee, die die drey Fürsten von Weimar, Maynz und Gotha, denen sie gehört, recht gut unterhalten. Es sind drey Meilen von Weimar nach Erfurt, und eben so viel nach Gotha.

Mein erster Gang hier war auf die Sternwarte, die auf einer beträchlichen Anhöhe eine halbe Stunde von der Stadt ganz einsam liegt. Das, was sie zunächst umgiebt, ist freylich nicht reitzend, denn alles umher ist nackt; allein hier kam es vorzüglich auf einen freyen Horizont an: und in dieser Rücksicht ist die Lage vortrefflich gewählt. Das Ganze besteht aus einem Hauptgebäude und zwey Flügeln, die zusammen diese

Form ⊓ ausmachen. Das mittlere Gebäude ist die eigentliche Sternwarte, die unter der Aufsicht des Herrn von Zach errichtet worden ist. Freylich ist das Ganze nur noch im Werden, und es fehlet manches Instrument, das ich hier gesucht hätte. So hat man z. E. noch keinen Mauerquadranten. Indessen ist doch schon sehr viel Schönes hier, und vieles von der neuesten und besten Arbeit. Das Vorzüglichste ist ein vortreffliches Transitinstrument von Ramsden, das beste vielleicht, das jetzt irgendwo zu sehen ist. Es ruhet auf, oder vielmehr zwischen zwey Granitpfeilern, deren Fuß durch den Boden des Saales in die Erde geht. Auch für einen Mauerquadranten ist schon eine Mauer von Granit errichtet. Der Hauptsaal ist oben kuppelförmig und von einem Horizonte zum andern rein durchschnitten. Auch ist hier ein Zimmer mit einer beweglichen Decke von Eisenplatten, wie man auf wenig Sternwarten findet. Zu Oxford z. E ist dieses Zimmer in einer ziemlichen Ferne vom Hauptgebäude, und hat noch überdieß keinen guten Horizont. Auf vielen andern Sternwarten habe ich es ganz vermißt. Hier ist alles beysammen, und mit einer Ordnung und Bequemlichkeit verbunden, die dem Herrn von Zach unendlich viel Ehre machen. Auch hat er hin und wieder kleine Vortheile angebracht, die ich nirgends sonst in der Vollkommenheit gesehen habe. So fiel mir z. E. die Ein-

richtung der Fenster sehr auf. Ein Beobacht wünscht oft, ein ganzes Fenster oder einen großen Theil desselben frey zu haben. Sein Bedürfniß ist augenblicklich und er hat gerade niemanden in der Nähe, der ihm beystehen könnte. Hier ist nun alles so eingerichtet, daß es hinauf und herab läuft, und mit Leichtigkeit sich bewegen läßt: in wenigen Secunden waren Fenster, Fensterläden und was sich noch sonst da befand, verschwunden. — Den einen Flügel bewohnt Herr von Zach, auf dem andern sind seine Leute, Ställe, Heuboden u. s. w. Der Herzog hält hier eine Wache von drey Mann, die alle vier und zwanzig Stunden abwechselt. Einer davon muß beständig Schildwache stehen — Herr von Zach hat den Rang und Titel eines Oberstwachmeisters und trägt die blaue Uniform. In Deutschland, England und Frankreich ist sein Ruf schon längst gegründet. (Aber wie hoch sein Name auch im Norden steht, fand ich noch im Verlauf dieses Sommers zu Kopenhagen, Stockholm und Upsala.)

Das herzogliche Residenzschloß hat durch seine kühne Lage, seinen großen Umfang, und den beträchtlichen Platz, der es von allen Seiten umgiebt, etwas wahrhaft Großes, und gehört von außen unter die ansehnlichsten Residenzen in Deutschland. Seine Lage auf einem zwar mäßigen, aber doch über die Stadt hervorragenden

Hügel, macht, daß man es in einer großen Ferne sieht, lange ehe man irgend etwas von der Stadt gewahr wird. Den unangenehmen Zugang, den es sonst von der Stadtseite hatte, da man über Stufen und Zugbrücken hinaufgehen mußte, hat der gegenwärtige Herzog geändert und zwey Wege in zwey halben Zirkeln machen lassen, zwischen denen in der Mitte ein Grasplatz liegt. Auf der Seite des Schlosses, wo der Fürst wohnt, können Fremde nur in Begleitung einer Wache herumgehen; einheimische Bürger dürfen diese Seite gar nicht betreten, weil sie nur für Cavaliers offen ist. Die Cavaliers aber wissen, daß das dem Herzog nicht angenehm ist, und so kommt gar niemand dahin, als etwa gelegentlich ein Fremder, der sich die Wache gefallen läßt, um das Vergnügen zu haben, auf der schönsten Seite des Schlosses einen Spatziergang zu machen. Aengstlich war mir es, daß jeder Fremde, so oft er durch das Schloß geht, von der Wache angehalten und ausgefragt wird. Im Innern dieses Gebäudes ist, wenn Sie das sehr wichtige Münzcabinet ausnehmen, für den Fremden wenig zu sehen. Die Gemählde sind nicht von Bedeutung; die Staats- und Empfangzimmer altväterisch; die Herzoglichen Wohnzimmer werden nicht gezeigt, und der Theil, den der Erbprinz bewohnen soll, wurde eben erneuert und ausgebessert.

Der Englische Garten liegt nahe bey der Residenz, ist aber den Stadteinwohnern ganz unzugänglich. Nie kommt ein Einheimischer hinein, wie man mir sagt; in der Ordnung besucht ihn bloß der Herzog. Wollen Fremde ihn sehen, so müssen sie ihren Namen an den Herzog selbst schicken, und ihn um Erlaubniß bitten. Wir erhielten sie! Der Gartendiener öffnete uns die Thüre, schloß sie hinter uns zu und ließ uns allein. Der Garten, den ich schon in meiner frühern Jugend gesehen hatte, der aber seitdem sehr verändert worden, ist wirklich Englisch, und hat so manches, das ich charakteristisch nennen möchte, und das mich lebhaft an dieses Land erinnerte. Allein der Boden ist ganz flach, der Umfang klein, und das Wasser trübe und von einer traurigen grauen Farbe. Nur ein einziges und nicht großes Gebäude steht darin, und von diesem hat der Herzog den Schlüssel.

Ich besuchte unter andern die Porcellanfabrike. Von ihrem Umfange können Sie Sich einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß sie in allen siebzig Menschen beschäftiget. Sie kommt den drey oder vier ersten Porcellanfabriken Deutschlands nicht gleich; indessen macht sie einige Artikel, besonders Tassen, recht artig, und kann sie noch besser machen, wenn sie besonders bestellt und bezahlt werden. Ich habe außerhalb Gotha

Arbeiten aus dieser Fabrike gesehen, dergleichen sie keine in ihrer Niederlage hatten. Ihr Vorrath ist nicht groß; man erzeugt ungefähr so viel, als man abzusetzen hofft. Ueberhaupt ist die beste Zeit der Porcellanfabriken in Deutschland vorüber; ihre Zahl hat sich seit funfzig Jahren zu sehr vermehrt, und der Gebrauch dieser Waare hat abgenommen und theils dem Steingute überhaupt, theils den verschiedenen Erden des Engländers Wedgwood Platz gemacht. Es giebt jetzt sehr wenig Porcellanfabriken, die einen beträchtlich gewinnenden Handel treiben.

Ich erinnere mich mit Rührung der Tage, die ich einst in Gotha zubrachte, und der Bekannten, die ich da hatte. Sie sind bis auf sehr wenige entschlafen! Ich habe dieses Mal keine neuen Bekanntschaften gemacht, und mich begnügt, in den Gassen dieser artigen, angenehmen und wohlhabenden Stadt umherzuwandern, und mich der Ruhe, des Friedens und der mannigfaltigen Vortheile zu freuen, die diese Stadt mit den übrigen Unterthanen der Herzoge von Gotha und Weimar genießt.

Drey und zwanzigster Brief.

Reise nach Cassel. — Salzmannische Erziehungsanstalt. — Eisenach. — Die Wartburg. — Cassel — allgemeine Bemerkungen über diese Stadt — das Musäum — Gemähldesammlung — Academie der Künste mit ihren Gemählden — Modellhaus — Augarten — Wohnhaus des Fürsten. — Weißenstein, jetzt Wilhelmsburg.

Cassel im May 1798.

Wir verließen Gotha zu Mittage, um denselben Tag nur noch bis Eisenach zu gehen, nahmen aber unsern Weg über Schnepfenthal, um das Salzmannische Institut zu sehen, wodurch der Weg vier Meilen lang wurde, der auf der Poststraße bis Eisenach nur drey ist. Wir verließen links die Landstraße gleich in der Nähe von Gotha, und hatten bis Schnepfenthal, welches drey

Stunden entlegen ist, eine häßliche Straße. Von da machten wir abermals eine Meile Weges, der des vorigen werth war, als wir wieder auf die Landstraße kamen, die wir bis Eisenach sehr gut fanden.

In einer kleinen Ferne von dem Dorfe Schnepfenthal liegt Herrn Salzmanns Besitzthum in einer ziemlich angenehmen Gegend am Fuße mäßiger Hügel. Er fand hier nichts, als er sich ankaufte, selbst den Grundboden mußte er zum Theil umformen, abtragen, erhöhen; und die Gebäude, die man jetzt hier sieht, hat er alle selbst aufgeführt. Ein großes, ansehnliches Hauptgebäude enthält den größten Theil seiner Familie und Zöglinge. Dicht an diesem steht ein zweytes, später erbautes Haus, welches nun auch bewohnt ist, und quer gegen dieses ein drittes, in welchem sich zwey Druckerpressen und die Niederlage der Werke befindet, die hier gedruckt worden sind; und wovon ein großer Theil von ihm selbst ist. — Herr Salzmann hatte die Gefälligkeit, uns in eine Schulstube zu führen, wo eben Unterricht gegeben wurde, und uns ein paar Schlafzimmer, den Betsaal und ein kleines Naturaliencabinet zu zeigen — Die Zahl seiner Zöglinge beiderley Geschlechts ist jetzt vierzig.

Ich erkundigte mich nach den verschiedenen Kenntnissen, Wissenschaften und Künsten, die

hier erlernt und getrieben werden, und hörte von Herrn Salzmann, daß man Alles in seiner Erziehungsanstalt lernen könnte, selbst das Reiten nicht ausgenommen. In der That hat er eine kleine Reitschule und Pferde, wobey einer seiner Söhne, der ein gelernter Bereiter ist, Unterricht giebt. — Die jungen Leute tragen alle rothe Jacken, die ihnen gemacht werden, sobald sie die Kleider abgetragen haben, die sie ursprünglich mitbrachten. Sie schienen mir gesund, lebhaft und vergnügt zu seyn. — Das Naturaliencabinet ist eine Sammlung von ausgestopften Thieren, Vögeln, von Steinarten, Gewächsen, von Naturproducten aller Art. Es versteht sich, daß man hier weder etwas viel umfassendes, noch etwas rein systematisches erwarten kann. Herr Salzmann empfängt, sammelt und kauft, wie sich die Gelegenheit darbietet; und alles ist Gewinnst, denn hier kommt es bloß darauf an, den Kindern anschauliche Begriffe von so vielen Gegenständen als möglich zu geben, und alles, was man ihnen in der Wirklichkeit zeigen kann, ist immer um so viel besser, als wenn sie es einzig und allein aus Büchern lernen müßten: welches Alles ist, was man in einer entlegenen Erziehungsanstalt, wie diese ist, zu erwarten ein Recht hat.

Ich enthalte mich eines umständlichen Urtheils über diese Anstalt, die übrigens genugsam bekannt, und deren Ruf längst gegründet ist. Es ist unbillig,

viel über eine weitläuftige Maschine zu sagen, die man nicht in ihrem ganzen Umfange und ihren kleinsten Theilen gesehen und zu untersuchen Gelegenheit und Zeit gehabt hat. Ich habe sie mit Vergnügen gesehen, und betrachte sie als eine sehr gute Anstalt für Mädchen, und auch für solche Knaben, die nicht den gelehrten Ständen gewidmet sind. Letztere würde ich noch immer lieber auf eine öffentliche Schule schicken. Im Ganzen hat sie den Ruf, daß sehr für das Physische hier gesorgt, und daß die Unschuld der Kinder erhalten wird: gewiß zwey sehr wichtige Punkte bey der ersten Erziehung!

Von Schnepfenthal kamen wir durch die kleine schlechtgebaute Stadt Waltershausen, und bey einem alten Herzoglichen Schlosse, Tenneberg, vorbey, welches eine romantische Lage hat; ließen hierauf die Hügel im Rücken und kamen bey Mechterstädt wieder auf die Landstraße. Von hier bis Eisenach kommt man durch einen lieblichen Strich Landes, so wie überhaupt die Gegend um diese Stadt auf allen Seiten sehr schön ist. Der Ort selbst erscheint in einem gefälligen Bilde, und zeigt beym ersten Blicke, daß ihre Einwohner fleißig sind, und, für eine kleine Stadt, eine gute Nahrung haben, und einen artigen Handel treiben. Das Herzogliche Schloß ist nicht unansehnlich, fällt sehr gut in die Augen und wird gehörig unterhalten.

Schon zu einer andern Zeit fuhr ich einmal unter der nahe an der Stadt gelegenen Wartburg

vorbey, ohne ein besonderes Verlangen zu haben, den Fleck zu sehen, der an der Wand blieb, als Luther das Tintenfaß dem Teufel anwarf. Vielleicht hätte ich dieses Wunder auch jetzt vernachlässiget, wenn nicht die Geschichte Herrn *** so sehr belustiget hätte, daß er begierig wurde, den Ort zu sehen. Aber wir wünschten den folgenden Tag Cassel zu erreichen; es sind acht und eine halbe Meile, der Weg ist schlecht, und schon hatte ich die Pferde bestellt, ohne weiter an die Wartburg zu denken. Aber von ungefähr erwachten wir vor vier Uhr, und einer der lieblichsten Frühlingsmorgen leuchtetete uns entgegen. Wir eilten auf das alte Schloß, und wurden reichlich belohnt! Es liegt auf einem mit Wald bewachsenen Hügel, der, so wie die ganze Gegend umher, außerordentlich schön ist. Das junge, liebliche Frühlingsgrün der Bäume, die duftende Luft, die in der Nacht durch ein Gewitter gereiniget worden war, der Gesang unzähliger Vögel, die in dieser Einsamkeit einer ungestörten Ruhe sich zu freuen scheinen, das Romantische des alten Schlosses und des ganzen lieblichen Hügels füllten uns mit Freude und Wonnegefühlen. Von Zeit zu Zeit öffnete sich durch den Wald die Aussicht, und wir hatten schöne Ansichten auf das an den Hügel stoßende Thal, das die Nesse belebt und verschönert, und auf die entgegengesetzten Berge. — Man braucht eine starke halbe Stunde, um diese Bergfestung zu ersteigen, deren oberster

Zugang außerordentlich steil ist. Gleichwohl kann man zur Noth hinauf fahren, und ein Theil des Weges ist in den Felsen gehauen. — Von Wohngebäuden findet man wenig mehr auf dem Schlosse, aber ein kleines Zeughaus ist hier, wo allerhand alte Waffen aufbewahrt werden. Nahe bey der Schloßpforte sind ein paar Zimmer, die ein Wärter bewohnt, und aus diesen kommt man in ein kleines, elendes Behältniß, wo man uns den Tintenfleck zeigte, der, wie es sich wohl versteht, von Zeit zu Zeit erneuert wird. Ich that einige Fragen an unsern Führer, und er schien sich ein wenig zu schämen, als ich ihn dahin brachte, die alte Sage zu wiederholen, daß dieser Fleck weder übertüncht, noch überweißt werden könnte. Er sagte, er sey erst seit kurzem hier, und habe sich noch nicht gründlich von der Sache unterrichten können.

Wir kamen von Eisenach über Kreuzburg, das letzte Städchen des Herzogthums, in dessen Nähe ein Salzwerk ist, und wo eine Brücke über die Werra führt, welche sich bey Münden mit der Fulda vereiniget, wo dann beide Flüsse den Namen Weser annehmen. Bald nachher kamen wir auf Hessischen Boden. Straße, Städchen und Dörfer waren von nun an schlecht, und das Ansehen dieser Hessen armselig; aber das Land blieb größtentheils noch immer schön und mahlerisch bis nach Cassel, wovon die Lage wahrhaft reitzend ist.

Diese Stadt hat etwas Charakteristisches, das sich vor allen andern, die ich gesehen habe, auszeichnet, und das mir ein sonderbares — soll ich sagen Trauergefühl gegeben hat! Alles, was dem Fürsten gehört, hat ein Gepräge von Schönheit, Größe, ja selbst hin und wieder von Pracht, das mit dem, was die Bürger besitzen, sonderbar absticht. Wenn nicht ein Theil der Stadt sehr alt wäre, so würde ich das Ganze für den Sommeraufenthalt eines großen und mächtigen Fürsten halten, in dessen Nähe einige andere Große sich anbauten, und ich würde vermuthen, daß diese zwey Umstände eine Zahl armer Familien bewogen hätten, sich auch da niederzulassen, um von dem überströmenden Reichthume etwas zu schöpfen. Hier sehen Sie unter der Bürgerschaft wenig von dem, was Handel, gute Nahrung, oder Wohlstand verriethe; Sie begegnen wenig wohlgekleideten Menschen, und eine Kutsche ist eine seltene Erscheinung: und dann ist sie nicht eben sehr elegant. Der Hof mit seiner Livree und seinen Wagen, einige wenige andere, die zum Hofe oder zur Regierung gehören, vielleicht noch ein paar wohlhabende adelige Familien nebenher, und dann ein zahlreiches Militär scheinen die eigentlichen Bewohner von Cassel zu seyn; die übrigen kommen mir wie Wesen einer andern Art vor, die bloß darum in der Nähe von jenen sich finden, um für sie zu arbeiten, ohne je zu einem

gewissen Genusse dadurch zu gelangen. Schließen Sie nicht etwa aus dem, was ich gesagt habe, daß der Hof sehr glänzend sey, oder mit großem Aufwande in der Stadt lebe! Der Landgraf befolgt eine strenge Oeconomie und haßt, im täglichen Leben, Aufwand und unnöthigen Pomp. Da nun der Handel von Cassel sehr geringe und der Erwerb unbedeutend ist, so fällt es vielen der kleinern Bürger schwer, sich zu erhalten, und man versichert mich, daß von Zeit zu Zeit Familien genöthigt gewesen sind, den Ort zu verlassen. — Die Bevölkerung soll schon seit mehreren Jahren regelmäßig abgenommen haben (ich gestehe aber zugleich hierbey, daß ich das bloß von Hörensagen habe, und daß ich keine sichern Data besitze, die Sache zu berichtigen.) Sonst floß von dem Aufwande des Hofes auf die Stadt etwas über; dieses hat aufgehört: viele Menschen haben keine Art von Verdienst, und müssen, nachdem sie einige Jahre lang ein Pflanzenleben geführt haben, ihren Unterhalt anderswo suchen. Seit mehreren Jahren hat der Fürst aufgehört, seine Hofleute zu speisen, so daß er jetzt nur bey besondern Gelegenheiten und Festen eine Mahlzeit giebt. Die Landgräfinn lebt äußerst eingezogen und einsam, ja so zu sagen allein. Der Landgraf hat alles gethan, um eine schöne Stadt daraus zu machen; das wird aber Cassel doch nie eigentlich seyn, so lange er nicht auch Leben und Wohlstand unter die

Einwohner verbreiten kann. Der Königsplatz, der Friedrichsplatz, die Königsstraße und der ganze neue Theil der Stadt sind schön, sehr schön; aber es fehlen diesen Plätzen und Straßen und diesen ansehnlichen Gebäuden — Menschen, Menschen, die Wohlstand verrathen, zahlreich und gut gekleidet sind; Equipagen, Livreebediente, viele und wohlversehene Kaufmannsläden und alle die mannigfaltigen Artikel, welche die Kinder des Reichthums und des Wohlstandes sind. — Auf dem Friedrichsplatze steht eine colossalische Statue des letztverstorbenen Landgrafen; aber es fehlt an Menschen, die sich um sie her bewegen. — Das alte Schloß, das die Landgräfinn bewohnt, ist sehr einfach, aber es hat ein stattliches Ansehen und eine schöne Lage. Der große, reinliche Platz, der daran stößt, ist schön; aber die bestgekleideten Personen die ich da sahe, waren Officiers, und von den übrigen Menschen waren von zehn ungefähr neun — Soldaten. Dieser trifft man in der That in allen Gassen der Stadt in Menge an, Jahr aus Jahr ein; jetzt aber, da die Revüen mehrere Truppen in die Stadt und Gegend umher bringen, scheinen Soldaten hauptsächlich die Einwohner derselben zu seyn.

Bey dem allen ist Cassel eine sehr angenehme und unterhaltende Stadt für Fremde, die sich einige Tage aufhalten und sich bloß umsehen wol-

ken. Es gehört unter diejenigen Orte Deutschlands, wo am meisten zu sehen ist. — Das Pflaster in den bessern Theilen der Stadt ist schöner, als ich es fast irgendwo in Deutschland gefunden habe. Auch herrscht hier Reinlichkeit, Ordnung und überhaupt eine gute Policey.

Das, worauf Cassel vorzüglich stolz seyn kann, ist das Musäum, ein großes, vortreffliches und schön gelegenes Gebäude. Der letzt verstorbene Landgraf errichtete es an dem Friedrichsplatze in den Jahren 1769 bis 1779. Die Hauptansicht ist 290 Fuß lang. Die Jonischen Säulen an der Fronte sind 36 Fuß hoch. — Das, was man darin findet, entspricht nicht ganz dem Aeußern des Gebäudes; indessen wundere ich mich nicht sowohl über den Umstand, daß nicht mehr hier ist, als darüber, daß man so viel hat. Wer nie aus Deutschland gekommen ist, wird die Sammlung außerordentlich wichtig finden und erstaunen. Für mich verlor sie sehr viel dadurch, daß ich sie zerlegte und verglich. Wer z. E. im Brittischen, Leverschen und Ashmolischen Musäum die mancherley Gegenstände, die Cook aus den Inseln der Südsee gebracht hat, bis zum Ueberdrusse gesehen hat, kann sich hier an Dingen dieser Art wenig erbauen, weil die Sammlungen dort viel vollständiger und mannigfaltiger sind. Was sich von alten Statuen, Büsten und Basreliefs hier befindet, ist unbedeutend, wenn man es mit irgend einer der geringern

Sammlungen zu Rom vergleicht; und das Neuere in diesem Fache, das das Musäum besitzt, ist nur mittelmäßig. — Die Abgüsse von Antiken kommen bey weitem den Mengsischen nicht bey, die zu Dresden aufgestellt sind. — Die Mosaiken haben wenig Schönheit und die mathematischen Instrumente sind größtentheils alt. — Die Art von Vorrath und Lumpen, die man zu Dresden in der sogenannten Rüstkammer aufbewahrt, und dergleichen man im Musäum auch zeigt, ist hier unbedeutend; die Kostbarkeiten aber, obschon nicht unbeträchtlich, kommen mit denen im grünen Gewölbe zu Dresden in keine Art von Vergleichung, so wenig als die ausgestopften Thiere mit denen in der Leverschen Sammlung zu London. Indessen ist hier ein ausgestopfter Elephant, der in den Jahren 1773 bis 1780. zu Cassel lebte. Auch sind da zwey junge Leoparden, die in dieser Stadt geworfen worden sind: also ein abermaliger, neuer Beweis, daß Löwen, Leoparden und andere der großen und südlichen Raubthiere sich auch in der Gefangenschaft fortpflanzen. — Vielleicht sagt man mir, daß diese Art, eine Sammlung zu zergliedern und jeden besondern Theil derselben mit andern zu vergleichen, abgeschmackt ist, und daß man sich manchen schönen Genuß dadurch verdirbt. Das mag seyn; aber ich kann doch nicht verhindern, daß bey dem, was ich sahe, das Bessere dieser Art mir nicht einfällt, das ich früher gesehen habe, und daß

sodann die Vergleichungen sich von selbst aufdringen. Was ich eigentlich meine, ist dieß: Das Casselsche Musäum, als Sammlung einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen, ist sehr wichtig und sehenswerth; nimmt man aber jedes Fach besonders und stellt es allein, so ist von den genannten keins, das einen gewissen Grad von Vollständigkeit hätte, oder durch hohen Werth vorzüglich sich auszeichnete. —

Was mir sehr viel Vergnügen im Musäum machte, war die Sammlung altrömischer Gebäude und Denkmähler in Kork, die vollständigste, die ich irgendwo gesehen habe, seitdem die verbrannt ist, die man in Springgarden in London vor 15 und mehreren Jahren für einen Schilling zeigte. In Italien und Deutschland ist nichts, das der Casselschen an Zahl und innerm Werthe gleich käme. — Ich habe mich oft gewundert, daß man in der Welt nicht mehr von dieser Art von Sammlung sieht. Nichts giebt einen so vollständig anschaulichen Begriff von den noch stehenden Gebäuden der Alten, und nichts ahmet den Rost des Alters und das Verwitterte, halb Verfallene und Zerstörte alter Mauern so gut und natürlich nach, als Kork. Die Hauptfabrike davon ist in Rom, wo vor fünf Jahren mehrere Künstler sich mit diesen Arbeiten beschäftigten. (Seitdem ist die zu Erfurt allgemein bekannt geworden.)

Das Wichtigste in diesem Musäum ist vielleicht die Sammlung von geschnittenen Steinen, die

nicht nur sehr zahlreich ist, sondern worunter sich auch sehr viel Gutes findet; aber nur die geringste Zahl derselben ist antik. — Auch die Münzsammlung ist beträchtlich und soll sehr sehenswerth seyn. Man zeigte uns nur so viel davon, als man in der Zeit eines gewöhnlichen Umlaufs davon sehen kann, und ich hatte nicht Zeit noch einmal dahin zu gehen.

In dem nehmlichen Gebäude findet sich auch die sehr ansehnliche Büchersammlung in einem Saale, der 280 Schuh lang, 40 breit und 30 hoch ist. Es ist einer der schönsten und heitersten Säle dieser Art, die mir irgendwo vorgekommen sind. Die Zahl der Bände wird auf 50,000 gesetzt. — Auch wird hier eine Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen aufbewahrt. — Endlich muß ich ein Zimmer dieses Musäums nicht vergessen, das mich sonderbar überraschte. Es sind die Wachsfiguren aller Landgrafen und ihrer Gemahlinnen seit Philipp dem Großmüthigen, in Lebensgröße, und in Kleidern, die sie entweder getragen haben, oder die damals Mode waren. —

Dicht an das Musäum stößt die Sternwarte, ein Thurm der ehemaligen Festungswerke, den man zu dem Behufe hat stehen lassen.

Was mich von den Dingen, die ich in Cassel gesehen habe, ganz vorzüglich interessirte, ist die sehr schöne und beträchtliche Gemähldesammlung. In

Deutschland möchte sie wohl den ersten Rang nach denen zu Dresden, Düsseldorf und Wien haben. — (Da die Manheimer und Münchner Sammlungen noch nicht, wie es vielleicht geschehen wird, in eine zusammengeschmolzen sind, so bringe ich diese jetzt nicht mit in die Vergleichung.) — Hier ist, unter andern die berühmte pissende Kuh von Potter, ein Gemählde, das nicht etwa ein bloßes Viehstück, sondern eine beträchtliche, reiche und schöne Landschaft mit Figuren und Vieh ist. Mich dünkt, es verdient in vollem Maße allen den Ruf, den es genießt. — Von Rubens, Rembrandt und einigen andern Niederländern sind hier sehr schöne Stücke, und selbst die Italiänische Schule ist nicht unbeträchtlich. — Man hat von der ganzen Sammlung eine besondere Beschreibung.

Auch die Academie der Künste hat eine zahlreiche Gemähldesammlung, wo aber die Stücke freylich von sehr verschiedenem Werthe sind. Hier sieht man unter andern große Gemählde von van der Werft, wovon die Figuren ungefähr in Lebensgröße sind. Allein das Kraftlose und das immer etwas elfenbeinartige Fleisch, das sich auch in den besten Gemählden dieses vielleicht zu sehr geschätzten Meisters findet, fällt im Großen noch weit mehr auf, als in seinen äußerst geendeten Cabinetsstücken. Hätte ich nicht so oft gesehen, wie gewisse große Künstler so wohl als Schriftsteller so ganz ihre wahre

Stärke verkennen, so würde ich mich wundern, wie dieser fleißige Meister sich je an Figuren in Lebensgröße wagen konnte. Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er diese Gemählde hier aus Gefälligkeit und bloß als Tapete verfertigte. Geschmacklos war der Gedanke auf alle Fälle! Van der Werft ein Tapetenmahler!

Auf dem sogenannten Modellhause sieht man eine zahlreiche Sammlung von Modellen, nach denen eine Menge Gebäude, Schlösser, Landsitze, Gärten u. s. w. in diesem Lande ausgeführt und zum Theil nicht ausgeführt worden sind. Unter andern findet sich hier, nach dem verjüngten Maßstabe, eine Vorstellung vom Weißenstein, die über 200 Schuh lang seyn soll. Hier übersehen Sie mit Einem Blicke die gesammten Anlagen, Hügel, Gebäude und alles was sie auf diesem schönen und weitläuftigen Landsitze finden und nicht finden. Denn er ist nie ganz so ausgeführt worden, wie man ihn hier sieht, und der gegenwärtige Landgraf hat von dem, was schon gemacht war, mehreres wieder abgeändert. Der Entwurf, den man hier sieht, ist ein großer, riesenmäßiger Gedanke, was auch der neuere Geschmack gegen einige Theile desselben einzuwenden haben mag.

Dicht an dem Residenzschlosse liegt der Augarten, der von beträchtlichem Umfange ist, und den

der regierende Landgraf in einen Englischen umgeschaffen hat. Er steht, sowohl als der Weißenstein, für jedermann offen, und beide gewähren sehr angenehme Spatziergänge, wobey der Augarten noch die Bequemlichkeit hat, daß er unmittelbar an der Stadt liegt. Hier steht ein Gebäude für die Orangerie, größer und schöner, als die Sommerresidenz manches nicht unbeträchtlichen Fürsten. Auch der sogenannte Marmorsaal ist berühmt! Der erste Zweck war eigentlich nichts als ein Bad! Ueber diesem Bade erhebt sich ein großes Gebäude, dessen Inneres nicht nur ganz mit Marmor ausgelegt, sondern auch mit marmornen Statuen und Basreliefs so überladen ist, daß die Wände mehr damit bedeckt als geziert sind. Diese ganze Arbeit ist von einem Franzosen, der sich zwar in Italien aufhielt, aber von dem Kunststyle seines Landes sich keineswegs losgemacht hatte. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß nicht manches Schöne und Verdienstvolle sich in diesen Kunstwerken fände. Jetzt steht das ungeheure, prächtige Ding leer da, und wird wenig anders, als von Reisenden besucht.

Der gegenwärtige Landgraf wohnt nicht im Residenzschlosse, sondern in einem Hause, das auf einem ziemlich hohen Theile der Stadt liegt, und von welchem man eine reitzende Aussicht hat. Dieses Gebäude ist das letzte von einer langen Reihe von Häusern, deren Aussicht nach dem

Lande zu frey ist. Auf der andern Seite der Gasse, wo die entgegenstehende Reihe von Häusern seyn sollte, läuft ein Geländer, welches die Gasse von den Anlagen trennt, die der regierende Fürst hat machen lassen, und die man sehr schön finden wird, wenn man bedenkt, daß sie den steilen Abfall eines Hügels einnehmen, der sonst nichts weniger als schön war, und der nun mit dem Augarten zusammenhängt. An dem Ende, wo das Haus des Landgrafen liegt, ziehen sich die Anlagen auf die ebene Anhöhe herauf, und machen mit dem Uebrigen ein so reitzendes Ganze, daß ich die Stadt nicht zu nennen wüßte, die etwas hätte, das diesem nur einigermaßen gleich käme. Hier also ist die eigentliche Stadtwohnung des Fürsten, der das Leben eines Privatmannes lebt. Seine Liebe zum Militär und zur Ordnung, und eine gewisse daraus entstehende Strenge sind bekannt. Dabey aber rühmt man sehr seine Gerechtigkeitsliebe und die äußerste Leichtigkeit, mit der man alles vor ihn bringen kann. Er regieret unumschränkt und willkührlich; aber seine Unterthanen. und besonders der Bauer, sind nicht so sehr mit Abgaben überladen, als man hin und wieder in andern Ländern es glaubt. Das drükkendste für den gemeinen Unterthanen ist das Soldatenwesen. Seine Armee wird gewöhnlich auf 16,000 Mann angegeben; aber Hessische Officiers haben mich versichert, daß sie sich jetzt

auf 22,000 beliefe: eine Zahl, die mit der Bevölkerung dieses Landes außer allem Verhältnisse steht. — Sein Einkommen entspringt nicht allein aus dem Ertrage der Abgaben, sondern aus den Zinsen großer Summen baren Geldes, die schon der Vater gesammelt (zum Theil leider! durch die Truppen erworben hat, die er an England verkaufte) und die der Sohn ansehnlich vermehrt hat. Er ist vielleicht der reichste Prinz an barem Gelde in Europa. Außer sehr großen Summen, die er an verschiedene Fürsten geliehen hat, schießt er auch seinen Unterthanen Geld vor, wobey er aber sorgfältig auf hinlängliche Sicherheit sieht. Eine strenge Ordnung und eine weise Oeconomie sichern ihm den fernern Besitz seiner Schätze. Die Summen weggerechnet, welche seine große Armee ihm kostet, besteht sein übriger Aufwand einzig und allein im Bauen, worauf er jährlich regelmäßig sehr viel verwendet, und auch dadurch die Kosten vermehrt, daß er öfters wieder niederreißen, oder anders anlegen läßt, was schon entweder ganz, oder zum Theil vollendet war. Auf diese Art kommen denn aus den Händen eines sonst sparsamen Fürsten große Summen wieder in den allgemeinen Umlauf, und tausende von Menschen aus den niedern Classen finden dadurch ihr Brot, wenn man bedenkt, daß bey Gebäuden und Anlagen nicht nur der Maurer, Zimmermann und Gärtner, sondern auch eine Menge Arbeiter mehr oder weniger beschäftiget

sind. Dieser Baugeist scheint in der Familie schon seit einem Jahrhunderte erblich zu seyn. Ich glaube kaum, daß es ein Land giebt, dessen Fürsten so viele Palläste, Lustschlösser, Jagdhäuser, Bäder, Gärten und Anlagen aller Art haben, als die Landgrafen von Hessencassel; besonders scheint der Weißenstein sie seit hundert Jahren ganz vorzüglich beschäftiget zu haben, und der gegenwärtige Fürst, so viel er auch da gethan hat, ist noch lange nicht am Ende seiner Arbeiten. Die Gegend ist in der That höchst glücklich gewählt; denn ich kenne nicht leicht einen Strich, der reichhaltiger zu Anlagen aller Art wäre. Der erste Entwurf dazu war der riesenmäßigste Gedanke, den je ein kleiner Fürst faßte. Man kann ihn, oder vielmehr das Modell davon, in dem sogenannten Modellhause sehen, wo ich seiner schon gedacht habe. Die Anlagen sollten von der obersten Höhe des Berges, wo der Winterkasten steht, bis in den niedrigsten Theil des Thales herabgehen, welches ungefähr eine halbe Deutsche Meile betragen mag. Glücklicherweise ist dieser aus Wasserkünsten, Gebäuden, Französischen Terrassen, nach der Schnur gezogenen Bäumen und Steinhaufen bestehende Plan nicht zur Hälfte ausgeführt worden; denn eine abscheulichere Entehrung einer sehr schönen Natur kann ich mir nicht denken. Was davon jetzt steht, will ich Ihnen kürzlich beschreiben. Man hat nehmlich die Arbeiten oben auf dem Rücken eines Berges angefangen,

wo der sogenannte Winterkasten steht. So wie der ganze Sitz riesenartig seyn sollte, so ist es auch dieses Gebäude, welches sich in einer Pyramide endiget, auf deren Spitze ein metallener Herkules steht, der zwey und dreyßig Schuh hoch seyn soll. Der Landgraf Carl ließ zu Anfange dieses Jahrhunderts diese geschmacklose Steinmasse nebst der ungeheuern Statue errichten. Es ist ein achteckiges Gebäude von Tofstein, dessen dunkelgraue Farbe einen traurigen Anblick giebt, und das eben so sehr ohne allen Zweck, als ohne architektonische Schönheit ist. Das Inwendige ist leer, und hatte ursprünglich gar keine Zimmer; denn die wenigen, die jetzt darin sind, hat erst der gegenwärtige Landgraf machen lassen: und auch diese werden wohl ungebraucht bleiben, denn niemand, der sich der schönen Aussicht wegen ein paar Mal die Mühe genommen hat, diesen Berg zu ersteigen, oder zu befahren, wird wünschen, ihn wieder zu besuchen, noch weniger mit Liebe da weilen; denn die Rückaussicht ist doch am Ende kahl, und der ewige Wind, der hier wehet, macht den Aufenthalt unangenehm. — Ein großes Kreuzgewölbe mit vielen offenen Bogen macht den untersten Stock aus, über welchem sich noch zwey andere Gewölbe erheben. Das dritte hatte über sich eine Platform mit einer Gallerie, welche, wie ich höre, auf 192 Pfeilern ruht. Auf der Vorderseite dieser Platform erhebt sich eine Pyramide, auf deren Spitze der zwey und dreyßig Schuh hohe Her-

kules steht, auf seine Keule sich lehnend. Man führt die Neugierigen innerhalb der Pyramide bis unter seine Füße, wo man durch eine Oeffnung heraussehen kann. — Unter dem Achtecke ist die Grotte des Polyphem, und nun zieht sich einen langen Theil des Berges hinab eine lange Steinmasse, über die man gelegentlich Wasser laufen läßt, das in mannigfaltigen Fällen seinen Weg herabmacht, bis es sich vor dem Plutonischen Reiche in einem großen Behälter sammelt, um weiter unten abermals durch mancherley Formen zu tanzen. Das Plutonische Reich ist eine weitläuftige Grotte, wo man in Gyps die Danaiden, den Tantalus, Herkules mit Cerberus, Pluto und Proserpina auf einem Throne, und das ganze Höllenwesen der Griechischen Mythologie sieht. Obschon um und in diesem Gebäude sehr viel Wasser und Feuchtigkeit ist, so ließ man doch alle diese Figuren von Gyps machen! Schon ist die Hälfte davon vernichtet, oder verdorben. Jeder Liebhaber der Kunst wird das bedauern, weil die allermehresten dieser Statuen (von den Händen der Brüder Hayden) wirklich sehr gut sind, oder waren. — Weiter herab kommt man an die durch Kunst gemachten Trümmern einer großen Wasserleitung, welche auf einmal, als wäre sie abgebrochen, aufhört. Ueber diesen Bruch stürzt sich ein Strom herab, wenn man nehmlich das Wasser vorher anläßt, denn in der Regel gehet von allen diesen Wasserwerken

keines. — Diese Trümmern sind vielleicht das Lächerlichste in den gesammten Anlagen. Natürlich mußte eine Wasserleitung, von der man so große Ruinen sieht, zu etwas führen, zu irgend einem Orte, wohin das Wasser geleitet werden sollte; wenigstens scheint das ein natürlicher Gedanke zu seyn. Sie konnte aber nie zu etwas führen, weil der Boden hier sinkt, und weder gegen über, noch irgendwo umher eine Anhöhe ist, die so hoch wäre, als die Wasserleitung. — Noch weiter hinab ist abermals ein großes Wasserbehältniß, in welchem sich eine Fontäne befindet, die, wenn sie ganz angelassen wird, eine Wassersäule in die Höhe treibt, welche neun Zoll im Durchschnitte und hundert und neunzig Schuh Höhe hat. — Außer den beschriebenen Gegenständen finden sich noch rechts und links und zwischeninne mancherley kleine Gebäude, Tempel, Grotten u. s. w. die eine ganze Schule Griechischer Weltweisen einschließen. Dieß, nebst vieler Waldung, eingehauenen Alleen und mancherley Wegen ist ungefähr was der gegenwärtige Landgraf vorfand, als er seine Hand an den Weißenstein legte. In der Mitte konnte er von oben bis in die Tiefe herab wenig Veränderungen machen, wenn er nicht alles Alte vernichten wollte; auch würde es keinen geringen Aufwand verursachen, alle die Steinmassen nur wegzuräumen, die da mit unsäglichen Kosten aufgehäuft sind. So sind z. E. an der Seite der Cascade unter dem Winterkasten acht

hundert und vierzig Stufen angebracht, auf welchen man zum Gebäude hinauf steigt, und woraus Sie Sich zugleich von der Höhe dieser Cascade, die aus steinernen Platten besteht, einen Begriff machen können. Und dann wäre es wirklich auch Schade, Werke zu vernichten, die zwar in keinem guten Geschmacke angelegt, aber so riesenförmig sind, und ein so eigenes Gepräge von Größe haben, daß sie eine sonderbare Wirkung auf den Zuschauer machen, und ihrer Sonderbarkeit wegen erhalten zu werden verdienen.

Der jetzt regierende Landgraf machte also seine Anlagen größtentheils rechts und links von der großen Mittellinie, und diese sind denn im Geschmacke der sogenannten Englischen Gärten. Auch seine Gedanken und Entwürfe (und sie gehören mehrentheils ihm selbst) haben alle das Gepräge der Größe. So legte er eine sogenannte Teufelsbrücke an, unter der sich (freylich nur bey gewissen Gelegenheiten, und selten) ein großer Strom durchstürzt. Etwas höher ließ er einen andern Wasserfall bauen, der wirklich der Natur sehr nahe kommt. Auch ließ er ein Ritterschloß im Geschmack des mittlern Zeitalters bauen, wovon der eine Theil etwas verfallen erscheint. Es ist so wohl gebaut, daß man es in einiger Ferne wirklich für ein altes zum Theil zerstörtes Schloß hält. Aber wenn man es in der Nähe besieht, fällt es doch ins Kleinliche. Indessen macht es eine mahlerische,

schöne Wirkung, besonders in gewissen Ansichten, wo es aus Bäumen hervorsteigend sich erhebt. Es hieß bis kürzlich die Felsenburg, ist aber nun zur Löwenburg umgeschaffen worden.

Endlich kommt man auf eine zum Theil durch Kunst gemachte Ebene herab, wo der Pallast steht, den der jetzige Landgraf einzig gebaut hat, und der noch nicht vollendet ist. Es sind eigentlich drey Gebäude, deren jedes einzeln steht, und die folgende Richtung c/‾b‾\a gegen einander haben. Dieß scheint etwas sonderbar, und schon ist der Baukünstler geneigt zu tadeln. Allein man hatte Anfangs bloß das Gebäude a gebauet, und vielleicht dachte man damals an kein anderes. Es ist freylich keine Residenz für eine Fürstenfamilie, aber doch auch nicht klein. Der Landgraf bewohnt bloß den Erdstock; im ganzen obern Theile sind nichts als Zimmer für fürstliche Gäste. Beide Stockwerke sind mit Geschmack und Eleganz verziert, und, so wie das ganze Gebäude, eines Fürsten würdig. Nachher, eigentlich der Symmetrie wegen, wurde das Gebäude c errichtet; und nun fehlte freylich ein drittes, und zwar ein Hauptgebäude, das die andern, die sehr verloren da standen, in Verbindung brachte; und das ist denn b, welches das größte unter den dreyen, aber von außen noch nicht völlig geendiget, und inwendig ganz roh ist. Dieses Hauptgebäude b soll mit a und c durch ein Portico zusammen gehangen werden.

Von diesen verschiedenen Gebäuden weg senkt sich der Boden wieder, und man kommt noch tiefer in das Thal hinab, wo ein großer Teich, oder, wie man hier sagt, ein See, eine schöne Wirkung macht. Auf der einen Seite seiner Ufer erhebt sich ein sanfter Hügel, auf dem das chinesische Dorf liegt. Dieses bestehet aus zehn oder zwölf kleinen Gebäuden, wovon nur einige wenige eine chinesische Form haben. Eins enthält einen Speisesaal, ein anderes eine Milchkammer, in einem dritten steht ein Götze, ein viertes ist eine Küche, in einem fünften sind ein paar artige Wohnzimmer, und noch andere werden von einem Verwalter, oder Pachter bewohnt, der das Vieh und den Hühnerhof besorgt. Das Ganze ist im Grunde eine Spielerey und ohne große Wirkung.

Ueber die Wasserwerke muß ich noch anmerken, daß sie nur zu gewissen Zeiten gehen, und daß selbst dann nur von einer gewissen Zahl derselben die Rede ist. Wenn der Landgraf nicht gegenwärtig ist, so gehet gar keines. Indessen kann ein Fremder sie spielen sehen, wenn er in der Stadt um einen Erlaubnißschein anhält, der nicht abgeschlagen wird. Man bezahlt einen Ducaten für die Bemühung, die dadurch verursacht wird. Der Wasserfall unter der Teufelsbrücke wird aber auch dann gewöhnlich nicht angelassen, weil er mehr Wasser erfordert, als alle andere Werke zusam-

men. Sie sind wirklich in ihrer Art sehr schön, und haben alle mehr oder weniger ein Gepräge von Größe. Vorzüglich gefiel mir die Wassermasse, die sich über einen zerbrochenen Bogen der Wasserleitung herabstürzte. Im Grunde aber ist es doch eine Armseligkeit um alle diese ungeheuern und kostbaren Arbeiten, weil es an der Hauptsache fehlt. Alles Wasser, das man dazu braucht, muß auf dem Berge selbst gesammelt werden, und dieser liefert es nur sparsam. Man hat also verschiedene Behälter angelegt, in denen es aufbewahrt wird, und dann dient die Masse, die oben auf den höhern Theilen gespielt hat, weiter unten aufs neue, weil die sämtlichen Anlagen des Weißensteins sich von der Höhe eines Berges allmählich in das Thal hinabziehen. — Nimmt man Alles zusammen, was man hier findet, so ist dieser Sitz immer einer der ersten, die man auf dem festen Lande sieht, und hat da kaum seines Gleichen. Ich brachte sehr angenehm einen ganzen Tag da zu, und kann nicht sagen, daß ich müßige Zeit übrig hatte. — Nicht weit vom Schlosse liegen seitwärts die wirthschaftlichen Gebäude, unter denen ein öffentliches Haus ist, wo man eine anständige Bewirthung, und festgesetzte Preise findet. Diese Einrichtung trifft man ungefähr in allen Gebäuden an, die dem Landgrafen gehören, aber dem Gebrauche des Publikums gewidmet sind. Freylich suchen die Wirthe dem Gesetze auszuwei-

chen, wo sie können; indessen kann man doch hier zu Lande nie so übernommen werden, wie es gewöhnlich auf andern fürstlichen Sitzen, Bädern u. s. w. geschieht. In den Bädern von Nenndorf, Geyßweiler und Willhelmsbad sind die Preise aller Dinge so festgesetzt, daß man so ziemlich im voraus berechnen kann, was ein Aufenthalt von so und so vielen Tagen, oder Wochen kosten wird. Etwas mehr muß man allemal rechnen, das versteht sich. In einem der Gebäude dieser weitläuftigen Anlagen wohnt Herr Schildbach, ein Naturforscher, der Alles, was er ist, sich selbst zu verdanken hat. Seine Sammlung von Hölzern ist merkwürdig, und die Einrichtung ist ganz von seiner Erfindung. Sie ist jetzt zu bekannt, als daß ich mehr darüber sagen sollte. Seine in Wachs gearbeiteten Früchte aller Art haben einen hohen Grad von Wahrheit.

Da der Weißenstein nur eine halbe Meile von Cassel entfernt ist, so kann man sich im Sommer einen herrlichen Genuß da verschaffen, worin niemand vom Fürsten gestört wird. Außer der schönen Natur, in der man weilen und einsame Plätzchen sich suchen kann, findet man auch an den Sonntagen eine zahlreiche Gesellschaft, so daß ein jeder seinen eigenen Geschmack befriedigen kann.

(Als ich funfzehn Monate später, im August 1799. abermals durch Cassel reiste, fand ich, daß

man den Namen Weißenstein verändert, und daß dieser Sitz den Namen Willhelmsburg bekommen hatte.)

Nehmen Sie zusammen, was ich über Cassel geschrieben habe, und Sie werden finden, daß es in Rücksicht auf Merkwürdigkeiten und auf Dinge, die wirklich gesehen zu werden verdienen, für den Reisenden die vierte Stadt in Deutschland ist, wobey ich folgende Rangordnung annehmen würde: Wien, Dresden, Berlin, Cassel. Ich rede hier bloß vom Sehen, und nicht von einem längern Aufenthalte in den genannten Städten.

Vier und zwanzigster Brief.

Reise von Cassel nach Pyrmont. — Münden. — Göttingen. — Musäum. — Sternwarte. — Entbindungsanstalt. — Bibliothek. — Einbeck. — Wickense. — Allgemeine Ansicht des Landstriches zwischen Dresden und Pyrmont. — Pyrmont mit seinem Thale. — Die Quelle. — Das Badhaus. — Wohnungen. — Preise. — Das Schloß. — Schell-Pyrmont. — Der Königsberg und einige andere Spatziergänge. — Einige Badgäste. — Die gewöhnlichen Einwohner von Pyrmont.

Pyrmont im Juny 1798.

Wir verließen Cassel im May, und kamen über eine sehr bergiche Straße nach Münden, einer Stadt, die überaus anmuthig am Zusammenflusse der Werra und Fulda liegt. Dicht an der Stadt stoßen diese zwey Flüsse zusammen, und heißen von

nun an die Weser, die bis hierher für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar ist. Da nun auch die Werra und Fulda ein Stück weiter hinauf befahren werden können, und die Stadt Münden noch überdieß wichtige Privilegien in Rücksicht auf diese Flüsse genießt, so treiben die Einwohner einen ansehnlichen Handel, und dieses Hannöversche Städtchen bekommt dadurch ein Ansehen von Betriebsamkeit und Wohlhabenheit, an die man in dem benachbarten Hessen nicht gewöhnt ist. — Die ganze Gegend um Münden hat etwas sonderbar Freundliches und Gefälliges! Das liebliche Thal, das auf der einen Seite die Fulda bewässert; die grünen, sehr sorgfältig unterhaltenen Hecken an der Landstraße; die angenehme Aussicht, die man von dieser hat; die Menge kleiner Gärten, aus denen sehr viel Gemüse verführt wird, und Gartenhäuser, die zwar nicht von Reichthum, wohl aber von Wohlstand, Ordnung und Reinlichkeit zeugen, — alles das füllte mich mit einem wohlthätigen Gefühle, das mit denen, die ich in Cassel hatte, sonderbar dadurch contrastirte, daß ich hier überall die Hand einer freyen Betriebsamkeit, und nirgends die Hand eines Fürsten bemerkte. — Aber die ganze Station von Cassel nach Münden ist sehr angenehm, denn auch der erste Theil derselben ist schön, obschon in einer ganz andern Art. Kurz nachdem man Cassel verlassen hat, kommt man an einen Berg,

an welchem sich die Straße, ohne steil zu seyn, hinanzieht. So wie Sie höher steigen, entwikkeln sich hinter Ihnen alle die Schönheiten der Gegend umher. Sie gehen zu Fuße, drehen Sich oft um, bleiben stehen, indeß der Wagen Ihnen langsam folgt, übersehen die ganze Stadt, den Weißenstein mit allen seinen Anlagen, aus denen noch immer der riesenmäßige Herkules hervorragt, auch wenn das Uebrige Ihren Augen schon entschwunden ist. — Auf der Höhe des Berges fängt das Hannöverische Gebiet an, welches sich gleich durch seine reinlichen Zollhäuschen ankündiget. — Ein wenig weiter hinauf mußte ich über eine Policeyverordnung lachen, die wohl nicht übel wäre, wenn sie nicht mehrentheils ihren Zweck verfehlte. Wir kamen nehmlich an ein Haus, wo alle Reisende genöthiget werden, einen großen, plumpen Hemmschuh zu nehmen, für den eine bestimmte Summe bezahlt wird. — „Unser eigener ist eben so gut und besser?" — Nein, es muß ein großes, plumpes, hölzernes Ding seyn, de par le Roi. Wir waren nicht zwanzig Schritte damit gefahren, so wurde er unbrauchbar befunden, und der Postillon schob den eisernen, der am Wagen hängt, unter. (Als wir das zweyte Mal diesen Weg kamen, nahm sich der Postknecht gar nicht die Mühe, den hölzernen Hemmschuh einzuhängen, sondern ließ ihn auf dem ganzen Wege neben dem eisernen her-

schleifen.) Vortheilhafter wären freylich jene für eine gepflasterte, ziemlich steile Straße; aber dann müßten sie besser eingerichtet seyn. Am Thore von Münden werden sie von einer Wache in Empfang genommen, auf einen Haufen geworfen, und von Zeit zu Zeit wieder auf den Berg gefahren. — In Münden ist ein gutgelegenes, ziemlich ansehnliches Schloß, das jetzt der Regierung gehört, und abwechselnd zu Casernen und Magazinen gedient hat.

Von Cassel nach Münden sind zwey Meilen, und drey bis Göttingen, welches wir bey guter Zeit erreichten, und wo ich das beste Wirthshaus (und als solches war mir das Russische Hotel empfohlen) nur sehr mittelmäßig fand. — Ich besuchte einige Männer, die ich kannte, und machte die Bekanntschaft von ein paar andern, die mir sehr interessant waren. — Göttingen besitzt mancherley Dinge, die man den Fremden zeigt, und die mehr oder weniger gesehen zu werden verdienen. Auch hier ist ein Musäum, das, außer den Producten des Naturreiches, mancherley andere Merkwürdigkeiten hat, die aber nicht eben von großer Bedeutung sind. Auch hier stieß ich wieder auf einen Vorrath von Kleidern und Lumpen, die Cook aus Otaheity und aus den Inseln des Südmeeres gebracht hat. Fast ist es mir lästig, Dinge der nehmlichen Art immer wieder und wieder zu sehen, weil die Aufseher nicht begreifen können, warum man so

vorüber eile, und einen bald auf dieses, bald auf jenes aufmerksam machen wollen. Indessen fand ich hier Kleidungsstücke und allerhand Hausgeräthe, Arbeiten und Werkzeuge aus dem Nordöstlichen Rußland, einem Erdstriche, der für eine Menge Europäer weit mehr unbekanntes Land ist, als die Inseln von Polynesien. Was ich davon hier sah, ist das Geschenk eines Russischen Arztes.

Die Sternwarte, die durch einige große Männer, die hier beobachteten, bekannt gewordene Sternwarte von Göttingen, gehört unter die schlechtern und unbedeutendern, die ich irgendwo gesehen habe. Den bekannten Mauerquadranten und einen Herschelschen Tubus ausgenommen, sind hier sehr wenig Instrumente, die Betrachtung verdienen. Das Gebäude selbst ist ein alter Thurm der Stadtmauer, niedrig, zum Theil verfallen und so feucht, daß überall der Kalk von den Mauern sich löst, und daß man alle mögliche Mühe hat, die Instrumente in erträglicher Ordnung zu halten. Das Ganze ist schlecht eingerichtet, und hat wegen Mangel an Höhe einen beschränkten Horizont. Man zeigte mir einige schlechte Instrumente, mit denen der berühmte Meyer seine Beobachtungen hier anstellte. Aber es ist damit, wie mit so vielen andern Dingen, die unsere Vorfahren beynahe so gut lernten, wie wir, ob sie schon bey weitem nicht die Hülfsmittel hatten, die wir jetzt fast in allen

Fächern des weiten Feldes der Wissenschaft besitzen. — Daß dieser Zustand der Göttingischen Sternwarte nicht etwa einem der öffentlichen Lehrer oder Aufseher zuzuschreiben sey, versteht sich von selbst; die Regierung wendet wenig darauf, und von den Aufsehern ist nicht zu erwarten, daß sie einen Theil ihrer nicht zu reichen Besoldung auf eine Stiftung wenden, die nicht ihnen, sondern der Universität gehört.

Das Entbindungsinstitut ist eine vortreffliche Anstalt, die auf mehreren hohen Schulen nachgeahmt werden sollte. Seinem Zwecke nach ist es nicht so sehr eine wohlthätige Stiftung (wiewohl es in den Folgen auch dazu wird) als eine Schule für künftige Entbinder. In einem ziemlich großen Gebäude empfängt man alle Schwangere, die sich melden. Ich sage alle, weil zeither die Zahl derer, die sich gemeldet haben, noch nie so groß gewesen ist, daß man einen Theil derselben hätte abweisen müssen. Man verlangt, daß sie sechs bis acht Wochen vor ihrer Entbindung kommen, damit die jungen Leute Gelegenheit und Zeit haben, Untersuchungen und Erfahrungen an ihnen zu machen. Sie werden unentgeldlich verpflegt, und man verlangt weiter nichts von ihnen, als daß sie, bis sie selbst entbunden werden, die Wöchnerinnen bedienen. Der Regel nach wohnen in jedem Zimmer eine Wöchnerinn und eine Schwangere. — In dem Gebärzimmer steht ein guter Kreißestuhl, nebst allem,

was zum Entbinden gehört, und das beständig in Bereitschaft gehalten wird. Ist das Geschäft vorüber, so setzt man die Wöchnerin auf einen Stuhl mit Rollrädern, wirft einen großen Mantel um sie herum, damit sie sich nicht erkälte, und zieht sie in ihr Zimmer. — Um den Kreißestuhl herum ist Platz für die Studenten, welche in der Folge selbst Versuche machen. — In einem andern Zimmer liegt eine weibliche, völlig gekleidete Figur, deren Unterleib von Leder und hohl ist. In der Brust ist eine Oeffnung, in die man eine Puppe legt, und an dieser machen die jungen Leute ihre ersten Versuche. — Von Präparaten hat man hier äußerst wenig. Ein Kreißestuhl von der Erfindung des gegenwärtigen Professors verdient Aufmerksamkeit, weil er nicht mehr als ungefähr vier Thaler kostet, so daß jedes Dorf sich sehr leicht einen anschaffen könnte.

Göttingen ist nichts weniger als schön, größtentheils sehr schlecht gepflastert, und im Ganzen ziemlich schmutzig. Die Gegend umher hat auch wenig Anziehendes, und der große, ungeformte Berg, der sich in der Nähe der Stadt erhebt, ist ein trauriger Gegenstand. Ich nannte die Namen mehrerer Orte, von denen ich in der Ferne gehört hatte, und die einen gewissen Ruf haben, weil man Lustpartien dahin macht; fand aber, daß es Armseligkeiten sind, die nur dadurch einen Namen haben können, daß der Student sich da belustiget,

und in spätern Jahren mit Vergnügen sich seiner Jugendfreuden erinnert, ohne zu bedenken, daß sie in seinem Herzen lagen, nicht auf den Ort gegründet waren, wo er sie fand. — Das Beste zu Göttingen sind die Wälle, welche angenehme Spaziergänge darbieten.

Von Göttingen sind zwey Meilen nach Nordheim, und zwey nach Einbeck. Dann hat man noch sechs Meilen bis Pyrmont, und zwischen inne kein gutes Nachtlager. Zehn Meilen für einen Tag wäre zu viel, da der Weg auf den letzten sechs Meilen so ist, daß sie allein eine Tagereise ausmachen. Wir blieben also, um zu Einbeck zu übernachten, einen Vormittag länger zu Göttingen, als wir Anfangs gedachten. Zu sehen war wenig mehr übrig, und Universitätsmännern muß man nicht ihren Vormittag mit Besuchen rauben. Ich bat mir also vom Herrn Hofrath Hayne die Erlaubniß aus, einer seiner Vorlesungen über die Antike beyzuwohnen. Er hält sie auf der öffentlichen Bibliothek, weil hier alle seltene und kostbare Bücher bey der Hand sind, die in dieses Fach einschlagen, und die er seinen Zuhörern dabey bekannt macht. Er läßt, vor jeder Vorlesung, die dahin einschlagenden Werke auf eine Tafel legen, wo die jungen Leute sie ansehen können. Als ich kam, war der Lehrer noch nicht da, und die Schüler waren emsig beschäftiget, die Titel der Bücher abzuschreiben, die da vorlagen. — Ueber die Bibliothek selbst habe ich

Ihnen nichts zu sagen! Wer weiß nicht, daß sie die zweckmäßigste und brauchbarste in Europa ist! Wer kennet nicht die Sicherheit und Leichtigkeit, jedes Buch, vermittelst der dreyfachen Catalogen, zu finden. Bücher, die sehr gebraucht werden, und nach denen immer mehrere zugleich fragen, sind vier sechs und acht mal hier. Auf Pracht und bloße Seltenheit sieht man nicht; und doch fehlt es keineswegs auch an Büchern dieser Art. — Man zeigte mir einen Codex Psalmorum, ein Werk, das sich nur in sehr wenig Büchersammlungen findet. Auch erstaunte ich über die Schnelligkeit, mit der man sich die allerneuesten Bücher zu verschaffen weiß. Ich fand schon mehrere außerhalb Deutschland gedruckte von diesem Jahre.

Wir erreichten Einbeck bey guter Zeit, und machten einen langen Spatziergang auf den Wällen, die sehr angenehm und mahlerisch sind. Diese Stadt ist schon längst im Verfalle: aber ihre Festungswerke aus dem mittleren Zeitalter, einige Gebäude, das in Gräben durch die Stadt geführte Wasser und manches andere zeigen, daß sie einst bessere Tage gesehen hat. In der That gehörte sie einst zur Hanse, trieb einen ansehnlichen Handel, und hatte große Wollenmanufacturen, wovon sie noch jetzt einige Ueberbleibsel besitzt.

Den folgenden Tag wurden wir von sechs Pferden mit Mühe nach Wickense, im herzoglichen Braunschweig, gezogen, und da bekamen wir sechs andere, die in acht Stunden vier kleine Meilen nach Pyrmont mit uns machten. Der erste Theil dieser Tagereise war etwas traurig, so wie der Weg entsetzlich war; ein ziemlich schlechtes Land, schmutzige, unansehnliche Dörfer, und das Ganze das Bild einer entlegenen, von Fremden selten besuchten Gegend. Indessen wechselt doch das Land zwischen Hügel und Thal ab, und ein paar Mal kamen wir an schöne Waldungen. Angenehmer wird die ganze Scene, wenn man sich der Weser nähert, über die man bey Grohnde auf einer Fähre geht. Dieser Fluß ist hier schon ziemlich beträchtlich, und die Gegend an seinen Ufern wird recht hübsch, bis man endlich die romantischen Bergstriche erreicht, hinter welchen Pyrmont liegt. Wir hatten volle Zeit, das Land zu untersuchen, denn von den letzten sechs Meilen haben wir gewiß viere zu Fuße gemacht. Wer läßt sich gern mit einem schwer beladenen Wagen die Berge hinauf ziehen? Eben so ungern bleibt man in einem eingehemmten Wagen sitzen, wenn es bergab geht; aber auch auf der ebenen Straße war die Bewegung des Wagens so unangenehm und erschütternd, daß wir immer mehr Gründe hatten, zu Fuße zu gehen, als zu fahren, um so mehr, da es in

gewissen hohlen Wegen nöthig war, das Geführte zu halten, wozu zwey Bediente nicht immer zureichten.

Wissen Sie wohl, lieber Freund, daß der Strich von Dresden nach Pyrmont, (so wie wir ihn gegangen sind, eine Strecke von sieben und funfzig Deutschen Meilen) das schönste Land ist, das Sie im mittlern und in Norddeutschland sehen können; ja daß man, wenn man seinen Weg bis Arolsen fortsetzen will, noch immer fast unausgesetzt durch sehr hübsche Gegenden kommt? Wenn Sie mit Dresden, oder vielmehr mit der Böhmischen Grenze in den Gegenden von Schandau und Königstein anfangen, so finden Sie auf dieser Strecke das Schönste, was in Sachsen zwischen Böhmen und Meißen liegt; Sie durchwandern alsdann die reichen Kornprovinzen, die den Leipziger Kreis freylich nicht mahlerisch schön, aber wohlhabend, lebhaft, angebaut, und durch unzählige gute Dörfer abwechselnd machen. Die Gegenden bey Weißenfels und Naumburg sind wegen ihrer Schönheit genugsam bekannt; die Herzogthümer von Weimar und Gotha, so wie der zwischen inne liegende Erfurtsche Strich, haben mancherley hübsche Partien, und, was noch mehr ist, zeigen ein wohlhabendes Volk. Das Ländchen Eisenach ist sehr hübsch: der größte Theil von Hessen, so wie ich ihn jetzt durchwandert habe, ist ein angenehmes zwischen Hügeln und Thälern

abwechselndes Land, und selbst der Theil des Hannöverschen Gebietes, der zwischen Cassel und Göttingen, und dann zwischen diesem Orte und Pyrmont liegt, ist ein viel schöneres Land, als alles, was man in den bekanntern Strichen um Hannover, Lüneburg, Celle und gegen Bremen findet. Wenn ich also auf dieser ganzen Reise einige Strecken ausnehme, so finde ich zwischen der Böhmischen Grenze und Arolsen, auf einem Wege von siebzig Deutschen Meilen, mehrentheils Bergländer, deren Berge, oder, wenn Sie wollen, Hügel, von mäßiger Höhe sind, die eine große Menge hübscher Aussichten darstellen, größtentheils stark mit Waldung bewachsen, und im Ganzen ziemlich wohl angebauet sind. Freylich sind es noch immer keine Süddeutschen, oder Rheinischen Provinzen, aber unendlich schöner, als alles, was Sie zwischen Leipzig und der Nord- und Ostsee finden.

Das Thal, in welchem Pyrmont liegt, ist unaussprechlich schön: auf allen Seiten giebt es kleine Fußwege ohne Ende, die eben so viele, sehr angenehme Spatziergänge machen. Ich sagte das Thal! Es ist aber eigentlich eine etwas unebene und also abwechselnde Pläne, die von allen Seiten mit Bergen mittlerer Größe umgeben ist. Auf jeder kleinen Erhöhung übersieht man so ziemlich die ganze Grafschaft, die dem

Fürsten von Waldeck gehört, und in zehn Dörfern ungefähr fünf tausend Seelen enthält. Die Hügel sind alle mit Holz bewachsen, welches denn, da kein schiffbarer Fluß ganz nahe und keine beträchtliche Stadt in der Gegend liegt, überaus wohlfeil ist. Die Klafter Büchenes kostet zwey Thaler, ist aber so ziemlich noch einmal so lang, als das, welches man z. E. zu Leipzig verkauft.

Nur Pyrmont, mit dem daran stoßenden Orte ohne Namen, und die Dörfer Löwensen und Holzhausen liegen in der Ebene; alle übrigen auf und in den Bergen. — Dicht unter Pyrmont besteht fast die ganze Ebene aus Graslande, wo jetzt viele hundert Kühe Tag und Nacht weiden. Dreymal des Tages gehen die Dienstmädchen aus Pyrmont, Holzhausen und Lüde, einem Städtchen im Bißthum Paderborn, mit großen Gefäßen auf dem Kopfe, nach diesen Weiden, melken die Kühe, und tragen die Milch nach Hause. Ich finde hierin, vielleicht bloß weil ich nicht daran gewöhnt bin, etwas sonderbar Ländliches und Angenehmes.

Pyrmont ist keine Stadt, ob man es schon von einem Dorfe unterscheidet, indem man den untern Theil des Ortes das Dorf nennt. Einige Seitenhäuser ausgenommen, besteht es aus einer einzigen, sehr langen Gasse: und selbst in dieser

sind die mehresten Häuser so gebaut, daß sie auf beiden Seiten durch einen Hof, ein Gärtchen oder so etwas von ihren Nachbarn getrennt sind. Pyrmont erinnert mich sehr an die Hauptflecken der democratischen Schweizercantons! Es ist die Art von Bau; es hat auch das ländliche, heitere und zum Theil reinliche Ansehen, wie jene. An dem obern Ende des Ortes ist ein Platz, wo die Trinkquelle sich befindet, die mit einem leichten Gebäude bedeckt ist, aus welchem zwey kleine Porticos auslaufen, worunter man, wenigstens für den ersten Anlauf, gegen den Regen gesichert ist. — Auf diesem Platze befindet sich auch, aber unbedeckt, die Quelle, aus der das Wasser zum Baden geholt wird. Diese quillt, wie heftig kochendes Wasser, gewaltsam in die Höhe, und ist so stark, daß der Ablauf ein großes Mühlrad treiben würde. Außer diesen giebt es noch ein paar andere unbedeutende Quellen. Das hiesige Wasser ist bekannt genug, da es in so vielen Ländern von Europa nicht nur der Gesundheit wegen, sondern auch als ein Artikel des Luxus gebraucht wird. Aber es ist ein großer Unterschied, es in der Ferne, oder an der Quelle zu trinken. Es ist kalt, und hat einen sehr angenehmen Geschmack. Sein auffallendster Bestandtheil ist Eisen, daher es sehr stärkend ist, während daß es zu gleicher Zeit abführt. Es erhitzt nicht und schwächt auch bey weitem nicht so sehr,

als das Carlsbader. Ueberdieß läßt man die, welche es gebrauchen, auch nicht so viele Gläser trinken, als zu Carlsbad. Dafür nimmt man aber auch Nachmittags ein oder ein Paar. Man trinkt es in Gläsern, und nicht in Bechern wie dort.

An diesen Platz stößt das große Badhaus, ein Gebäude von beträchtlichem Umfange, das 60,000 Thaler gekostet haben soll, und das dem Fürsten gehört. Im untern Stocke sind die Bäder, deren mehrere von Marmor sind, und die man jedes Mal mit vierzehn bis achtzehn Groschen bezahlt. Der Preis steht über der Thüre. Zu einem solchen Bade gehört ein Bett mit dem nöthigen Weißzeuge, ein Tuch zum Trocknen und ein großes Kohlfeuer mit einem Korbe, um Wäsche darüber zu wärmen. In den übrigen Stockwerken sind Wohnzimmer mancherley Art und Größe, deren Preis ebenfalls über der Thüre angeschrieben steht; er ist aber nach der vollen Brunnenzeit berechnet, so daß, wenn man früh im Jahre, oder sehr spät kommt, der Wirth mit sich handeln läßt, weil dann alle Zimmer des Ortes in einem geringern Preise stehen. — Auch dient dieses Haus zu einem Wirthshause: man kann darin, wie in jedem andern, absteigen, eine Nacht bleiben, und dann weiter reisen, oder auch eine andere Wohnung im Orte miethen. Man speist da, wenn man will, auf seinem

Zimmer; in der vollen Brunnenzeit aber wird auch eine öffentliche Tafel gehalten, deren man auch noch in einigen andern Häusern findet. — Außer diesen Bädern im Badehause, wohin das Wasser durch Gänge unter der Erde geleitet wird, kann man auch in jedem Privathause baden, nehmlich in Wannen, die man in Zimmer stellt, und für die das Wasser in Eimern geholt wird; denn nur das große Badehaus hat das Recht, das Wasser von der Quelle weg zu leiten.

Auf einer andern Seite stoßen an diesen Platz vier Reihen alter hoher Bäume, welche drey Alleen bilden, wovon die mittlere vierzig Schuh breit ist, während daß die andern beiden sehr enge sind. Der Boden ist ein sanfter Abhang, und von sehr trockener Natur! Wenn es auch noch so heftig regnet, so kann ich doch immer kurze Zeit nachher hier spatzieren gehen. — An den Seiten dieser Alleen stehen eine Menge Buden, die in der Brunnenzeit von Krämern besucht werden, und die für wenige Monate dreyßig, vierzig, bis sechzig Thaler Miethe bezahlen. — Das Kaffeehaus, das nicht gar groß ist, giebt vierzehn hundert Thaler, und das für eine eben so kurze Zeit; denn nun sind es erst zehn Tage, daß der Pachter aus Cassel angekommen ist, und mit dem Ende der Brunnenzeit geht er wieder ab. — Das Recht, die Pharaobank zu halten,

wird dem Fürsten jetzt mit tausend Thalern jährlich bezahlt. Noch ist diese nicht hier; wie viel sie aber im Verlaufe von zehn Wochen gewinnen muß, können Sie daraus abnehmen, daß eine andere Gesellschaft von Spielern für den neuen Pacht schon acht tausend Thaler geboten hat. — Auch kommt eine Lesebibliothek hierher, die, ich mag nicht sagen aus wie vielen tausend Bänden bestehen soll. Die Angabe kommt mir lächerlich vor, weil ich es für unmöglich halte, daß der Mann, der mehrere tausend Bücher hierher brächte, auf seine Kosten kommen könnte. Man bedenke doch, daß die Bewohner eines Bades eine recht eigene Gesellschaft von Müßiggängern ausmachen, wovon die einen mehrentheils mit ihrem Körper beschäftiget sind, während daß die andern der Zerstreuung und ihren Belustigungen nachgehen.

Vergangene Woche hat man angefangen, mehrere Buden zu öffnen, und seitdem erstaune ich über die Mannigfaltigkeit, Menge und Güte der Waaren, die ich, freylich auch mit schlechten untermischt, hier finde. Ich sehe da so manches, was ich hier nicht gesucht haben würde, weil ich mir nicht vorstellen kann, daß diejenigen, die den Pyrmonterbrunnen besuchen, diese Gelegenheit wählen sollten, sich zu kleiden, oder sich mit Juwelen und kostbaren Tändeleyen, mit allen Arten von Gewehr, Pferdegeschirr, Hausgeräthe u. s. w. zu versehen.

Es versteht sich, daß man hier alles um viele Procente theurer kauft, als es in den Städten, oder auf den Messen zu haben ist. Mich dünkt, der Markt ist schon in diesem Augenblicke, wo kaum die Hälfte der Krämer angekommen ist, eben so gut, wo nicht besser versehen, als es Karlsbad gewöhnlich in der vollen Jahreszeit ist.

Pyrmont hat eine Menge großer und ansehnlicher Häuser, die aber, mit wenigen Ausnahmen, sehr leicht gebaut, und bloß von Fachwerk sind. Alles, worauf es ankommt, ist, viel Zimmer zu vermiethen zu haben. Je leichter man also ein Haus bauet, je weniger Capital man hineinsteckt, desto größer sind die Zinsen, die man daraus zieht. Ja in der Nähe des Brunnens ist es nicht einmal erlaubt, schwere und dauerhafte Häuser zu bauen; denn da müßte man einen tiefen Grund graben, der sehr leicht die Quelle drücken könnte, deren geheimen Gang man nicht weiß. Von dieser Quelle aber hängt das ganze Daseyn des Ortes ab; und dieser Umstand ist für alle, hauptsächlich aber für den Fürsten sehr wichtig; denn man behauptet, daß der Ort Pyrmont allein ihm viermal so viel, als die ganze übrige Grafschaft einbringe. Er zieht außer dem, was ich schon angeführt habe, noch eine sehr beträchtliche Summe aus dem Verkaufe des Wassers, das in halb Europa umhergeschickt wird. Auch könnten, ohne die Quelle, eine Menge Ein-

wohner nicht bestehen, die jetzt in den drey Sommermonathen einen Erwerb machen, der sie wenigstens durch acht Monathe vom ganzen Jahre erhalten muß, und von welchen allen der Fürst, wie natürlich, ein gewisses Einkommen zieht.

So wie die Häuser mehrentheils groß sind, so sind auch die Zimmer größtentheils ansehnlich, ziemlich wohl eingerichtet, und wirklich besser meubliert und ausgeziert, als man es an einem Orte erwarten sollte, der höchstens nur den vierten Theil vom Jahre besucht wird. Mich dünkt, daß es hier mehr gute Wohnungen giebt, als zu Karlsbad, obschon dieser letztere Ort eine weit stärker bewohnte Stadt ist, und gewöhnlich auch eine größere Zahl von Brunnengästen hat. Auch sind die Wohnungen in Pyrmont ungleich theurer, als in Karlsbad. Man rechnet hier, daß ein Haus von der ersten Größe, in einem recht guten Jahre, durch Miethe und Nebenvortheile, zwischen drey und vier tausend Thaler einbringt. Für ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und ein elendes Behältniß für einen Bedienten, wird, in der vollen Brunnenzeit zwey bis fünf Louisd'or wöchentlich bezahlt. Fünf Zimmer einer Etage, wovon wir jetzt die drey besten haben, nebst zwey Bedientenstuben, brachten vergangenen Sommer wöchentlich achtzehn Louisd'or. Aber dieser Gewinnst ist sehr ungewiß, und hängt größtentheils von Umständen ab. Fällt die Brun-

nenzeit schlecht aus, so tragen die nehmlichen Wohnungen nicht die Hälfte. Man muß also diese Menschen nicht zu strenge tadeln, wenn sie ihren Vortheil benutzen, und wenn sie sich für ein einziges, schlechtes und kleines Zimmer wöchentlich drey Louisd'or bezahlen lassen, wie es vergangenes Jahr geschah, als der König von Preußen hier war.

Aber die Wohnung ist nicht der einzige Artikel, in welchem Pyrmont theurer ist, als Karlsbad! Auch im Essen ist der Unterschied beträchtlich, und ganz vorzüglich im Weine. Was den letzten Artikel hier so kostbar macht, ist, daß man gar keinen gemeinen und doch erträglichen Tischwein haben kann. Was Sie für einen Gulden, einen Thaler, und selbst einen Speciesthaler die Flasche in Pyrmont bekommen, ist kaum trinkbar. Wir haben Anfangs mancherley Versuche gemacht, und aus mehreren Häusern Weine holen lassen, und endlich blieben wir bey einem stehen, wovon die Flasche zwey Thaler kostet, der aber gar nicht vorzüglich ist, kurz, der zu Frankfurt beym Kaufmann für einen Gulden zu haben seyn würde.

Auf der einen Seite der großen Allee stehet ein öffentliches Gebäude, das zu den Versammlungen und Belustigungen der Brunnengesellschaft dient. Es bestehet aus einem großen Saale und einigen kleinern Nebenzimmern. Da es den ganzen Tag

offen ist, so gehet man schon früh hinein, beym Trinken des Brunnens, wenn es regnet, oder die Luft sehr rauh ist. Außerdem wird da gespielt, man sucht seine Bekannten darin auf, und gelegentlich wird getanzt, oder auch ein Concert gegeben. Der große Saal ist von beträchtlichem Umfange; und das ist ungefähr das Beste, was sich darüber sagen läßt. Verzierungen und Meublen sind höchst unbedeutend. Was die Regierung noch sonst für den Ort, oder zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegäste gethan hat, will nicht viel sagen. Indessen giebt es, außer der großen Allee, noch etliche andere und einige Anlagen, durch die die Wege doch wenigstens so gemacht sind, daß man darin gehen kann. Alle diese Spatziergänge haben den großen Vortheil, daß sie ganz nahe bey der Quelle sind, und daß man zwischen jedem Glase und dem folgenden, wenn man des ewigen Auf- und Abgehens müde wird, einen dieser Gänge einschlagen, und in zehn, zwölf, oder funfzehn Minuten wieder am Brunnen seyn kann. Dieß ist ein großer Vortheil, besonders in der vollen Jahreszeit, wenn der Spatziergang, zunächst der Quelle, bisweilen so mit Menschen angefüllt ist, daß man nicht einmal eine gute Luft da genießt. In Karlsbad ist man in der Nähe des Sprudels so wohl als im obern Bade, oft so eingeengt, daß man mephytische Dünste einathmet; jeder Spatziergang

aber, den man machen könnte, ist von den bei⸗ den Quellen so weit entfernt, daß es unmöglich ist, für das nächste Glas zu rechter Zeit zurück zu kommen. — Zu Pyrmont hingegen genießt man auf diesen nahen Spatziergängen noch über⸗ dieß eine sehr angenehme Aussicht. Besonders theuer war mir ein Gang, der gleich vom Brun⸗ nen weg etwas bergauf geht, dann, längs des Hügels in der Ebene sich hinzieht, und endlich durch die breite Allee herabbringt, wo die trau⸗ rige und verstümmelte Statue des Aesculap steht. — Diesen Weg machte ich ohne Anstren⸗ gung und ohne Eile in zehn Minuten. Ganz frühe, ehe die Sonne lästig wird, ist er beson⸗ ders angenehm und erquickend durch die reine Luft, die man auf der Höhe einathmet. — Wird es wärmer, so bleibt man in den Alleen in der Tiefe. Bisweilen fand ich auch einen Gang auf das fürstliche Schloß nicht unangenehm, besonders in den Nachmittagsstunden. Freylich ist da wenig zu sehen, und, seitdem es Franzosen bewohnt haben, ist es hart mitgenommen wor⸗ den; aber der Spatziergang auf den Wällen (denn es hat die Gestalt eines Castelles) ist angenehm, und gewährt eine hübsche Aussicht. Besonders ist ein großer Baum da, mit Sitzen, unter dessen Schatten ich oft ruhete, und mit Wohlgefallen auf der Gegend umher weilte. Schon seit geraumer Zeit hat es der Marschall

von Broglio mit seiner Famlie bewohnt. In den ersten acht Tagen habe ich ihn oft gesehen; aber nun ist er verreist. Wenn er in der großen Allee erschien, so war er allemal von seinem ganzen Hofstaate begleitet, d. h. er kam acht bis zehn Mann hoch, den weiblichen Theil mit eingerechnet. Seine Gemahlin, zwey Schwiegersöhne, die Fürstin von Rebel, Witwe seines Sohnes, und ein paar St. Ludwig-Ritter machten seine weitläuftige Haushaltung aus. Er selbst erschien allemal in einem mit Gold besetzten Kleide, und nie ohne Stern. Er ist ein feiner, fester, aufrechter Greis von vier und achtzig Jahren. Der Russische Kaiser hat ihn zum Feldmarschall gemacht, und ihm kürzlich eine Fregatte nach Lübeck geschickt, die ihn und seine Gesellschaft nach Petersburg bringen soll.

Vor einigen Tagen war ich zu Schell-Pyrmont, einer steilen Bergspitze, auf der man einige wenige Trümmern eines alten Schlosses sieht. Vor Zeiten war dieses eins von den vielen Schlössern der alten Grafen von Gleichen, denen Pyrmont gehörte, und die freylich ganz andere Begriffe von einem Wohnsitze gehabt haben müssen, als wir. Die Höhe, auf der es liegt, ist so steil, daß sie auf der Pyrmonter Seite nur mit Anstrengung und großer Mühe erstiegen werden kann. Aber auch auf der andern Seite ist sie

nicht eben sehr zugänglich. Der ganze Hügel ist mit schöner Waldung bewachsen, und auch der Weg von Pyrmont an den Fuß desselben war mir angenehm und interessant. — Ein noch schönerer Spaziergang, und der zugleich näher und bequemer ist, führt auf den sogenannten Königsberg, einen angenehmen Eichenwald auf einer Höhe, von der man eine schöne Aussicht hat. Der große Friedrich von Preußen liebte diesen Ort vorzüglich, und besuchte ihn sehr fleißig. Man hat ihm zum Andenken einen marmornen Altar hier errichtet. — Weit mehr fällt jetzt das Denkmahl in die Augen, das ein Herr von Hahn dem letzten Könige gesetzt hat: eine ziemlich hohe Pyramide auf einem stattlichen Fußgestelle mit einer Deutschen Aufschrift. Aber dieses Denkmahl ist bloß von Holz, und schon droht die Pyramide den Umsturz. — Nahe dabey steht ein kleines Haus, das die Gräfin von Lichtenau vergangenen Sommer hat bauen lassen. Der Gedanke war vortrefflich; denn dieser angenehme sehr besuchte Fleck ist in einer beträchtlichen Ferne von irgend einem Hause; wer also von einem plötzlichen Regen überrascht wurde, fand kein Obdach. — Verfolgt man von hier aus den Weg weiter, so kommt man tiefer in den schönen Wald, geht dann bergab und findet sich an einer Messerfabrike, wo sehr gute Stahlarbeit gemacht wird. Gehet man noch weiter,

und zwar etwas links, so führt der Weg wieder bergauf, und man kommt auf eine Höhe, von der man so nach Pyrmont zurückkehren kann, daß man den Königsberg und den Weg, den man dahin nahm, linker Hand läßt. Dieß möchte aber wohl für viele Badegäste mehr eine kleine Reise, als ein Spatziergang seyn; aber zu Pferde hat man so einen höchst angenehmen Ritt. — Auch kann man, anstatt vom Königsberge durch den Wald nach der Fabrike zu gehen, in das vorliegende, offene Thal hinabsteigen, von da den Fluß Emmer gewinnen, und über das Salzwerk wieder nach Pyrmont zurückkommen. Dieß ist ein überaus liebliches, romantisches Thal, besetzt mit ländlichen Häusern, und durchschnitten mit kleinen Fußwegen, die für mich etwas sehr Einnehmendes hatten. — Noch giebt es einen herrlichen Spatziergang auf den Hügel, der gleich in der Gegend des Brunnens anfängt, zuerst sich allmählich erhebt, dann über einen sehr milden Abhang führt und zuletzt sich ziemlich steil endiget. Man hat ein Stück der Waldung ausgehauen, und in diesem Theile sind kleine schlängelnde Wege gemacht, die auf die oberste Höhe führen, welche eine große, ganz ebene Fläche enthält. Hier findet man eine Art von Garten, mit Hecken, die in besondern Formen angelegt sind. Man wird überrascht, auf dieser Höhe, wo man nichts als Wildniß erwartet, dieses Kunstwerk zu finden, das übrigens freylich

nicht von großer Bedeutung, auch jetzt ziemlich vernachlässiget ist. Desto schöner ist die Aussicht am ganzen Abhange des Hügels, und besonders oben an der Kante, wenn man so eben die höchste Höhe erreicht hat. — Auf diesen Hügel geht auch eine Fuhrstraße, aber, wie es sich von selbst versteht, durch einen großen Umweg. Sie ist schlecht und führt durch Striche, die bey weitem nicht so interessant sind, als auf der andern Seite; kurz sie muß vom Anfange bis zum Ende ziemlich langweilig seyn. — Auch zu Lüde bin ich ein paar Mal gewesen, wohin auf der einen Seite eine ziemlich schlechte Fahrstraße, auf der andern kleine, angenehme Fußwege durch grüne Weiden führen, die mit mehreren hundert Kühen bedeckt sind. Dieses Städtchen des Bißthums Paderborn hat in der Nähe einige hübsche Aussichten und mehrere mahlerische Partien auf der andern Seite, wenn man sich entschließen kann, seinen Weg auf einer höchst elenden Straße eine halbe Stunde lang und drüber fortzusetzen. Das Städchen selbst war höchst unbedeutend, ist aber jetzt im äußersten Elende, weil es vergangenes Jahr fast ganz in Asche gelegt worden ist. — Ich müßte fürchten, langweilig zu werden, wenn ich Ihnen alle die angenehmen Spatziergänge und Ritte beschreiben wollte, die sich in diesem Pyrmonterthale und zum Theil auf den Höhen machen lassen. Ich muß gestehen, daß hier mehr Mannigfaltigkeit ist, als in den

Gegenden um Carlsbad, so parteyisch ich auch für die letztern bin. Freylich sind diese in einem ganz verschiedenen, und größtentheils erhabnern Style; aber die bey Pyrmont sind milder, angenehmer, gefälliger, und Sie können Ihre Gänge und Ritte weit mehr abwechseln. Einwohner des Ortes haben mich versichert, daß viele Badgäste den Pyrmonter Brunnen seit Jahren regelmäßig besucht und nicht die Hälfte der Gegenden gesehen haben, die ich in kurzer Zeit durchwanderte. Aber die Gesellschaft ist zeither wenig zahlreich gewesen, und das Wetter, wegen der frühen Jahreszeit, eher kühl als warm. Diese zwey Umstände mögen Ihnen erklären, warum ich mich so sehr in der Natur umhergetrieben habe.

Als wir zuerst hier ankamen, waren nur sehr wenig Brunnengäste hier, unter denen sich der General von Köllerbanner befand, ein überaus frischer, lebhafter, kraftvoller Greis von ein und siebzig Jahren. Einige Tage lang war es seine Unterhaltung fast allein, die mir das gesellschaftliche Leben interessant hier machte. Bald kamen mehrere, und heute (ich schreibe den elften Juny) habe ich die erste gedruckte Liste der Gäste gesehen, die sich auf funfzig belaufen. — Der General ist ein geborner Hesse. Schon 1746. machte er den Zug mit gegen die Rebellen in Schotland, und war beynahe zwanzig Jahre lang in allen

Kriegen, die Deutschland geführt hat. Er kam dann in Dänische Dienste, stieg bis zum General, und hatte bey der Armee so viel Ansehen, daß er in der Revolution gebraucht wurde, in welcher die Königinn ihre Freyheit verlor und Brandt und Struensee fielen. Auch in den ersten Jahren der Minderjährigkeit des Prinzen von Dänemark muß er noch immer einen beträchtlichen Einfluß gehabt haben, verließ aber nachher den Dienst und zog sich mit einem Jahresgehalte zurück, den er zum Theil zu Altona verzehrt. Einige andere Monathe vom Jahre verlebt er in Stettin, und den übrigen Theil auf einem Gute, das er in Pommern hat. — Einige Tage nach unserer Ankunft traf der geheime Cabinetsrath Menken hier ein, ein interessanter, liebenswürdiger Mann, der Ihnen genugsam durch die Cabinetsbefehle bekannt ist, die er seit dem Antritte des gegenwärtigen Königes geschrieben hat. Er diente schon unter Friedrich II, unter dem er als Cabinetssecretär angestellt war. Unter der letzten Regierung wurde er wenig gebraucht. — Allmählich vermehrte sich die Gesellschaft, worunter ich auch alte Bekannte und Freunde wiederfand. Unter andern habe ich eine Menge Personen hier getroffen, die uns für unsere nördliche Reise sehr nützlich geworden sind, indem sie entweder diesen Ländern angehörten, oder sich doch lange da aufgehalten hatten. Unter diesen nenne ich hauptsäch-

lich die Frau Generalinn von Schimmelmann aus Kopenhagen mit ihrer Familie und den Schwedischen Admiral, Grafen von Wachtmeister. In der Familie der erstern sprach man Englisch ungefähr wie eine Muttersprache, denn der General von Schimmelmann war lange Gouverneur der Dänischen Insel St. Crux gewesen, wo die Sprache, wie bekannt Englisch und nicht Dänisch ist. — Der Schwedische Admiral commandirte in dem letzten Kriege zwischen seinem Vaterlande und Rußland, einen Theil der Schwedischen Flotte, und gerieth in feindliche Gefangenschaft, nachdem sein ganzes Schiff zu Grunde gerichtet war. Dieß wird jetzt acht Jahre seyn, und noch ist der Mann nicht vierzig. Er spricht Französisch mit vieler Leichtigkeit, denn er hat zwölf Jahre lang auf der Flotte dieses Landes gedient; auch ist er viel im Norden sowohl, als in England, Frankreich und Italien gereist. Ihm danke ich eine Menge sehr guter und nützlicher Nachrichten über Schweden und einen Reiseplan, den er die Güte gehabt hat, mit Anmerkungen und Empfehlungsbriefen zu begleiten.

Wären wir in der vollen Brunnenzeit hierher gekommen, so würden wir die regelmäßigen Einwohner des Ortes wenig bemerkt haben! So aber fielen mir gleich den ersten Sonntag die vielen wohlgekleideten Frauenzimmer auf, die sich in

der Nähe des Brunnens und in der großen Allee einfanden. Es giebt hier ein ganzes Heer Fürstlicher Diener, die alle für jährliche zwey, drey, vier, höchstens fünf hundert Thaler an dem Ländchen regieren helfen. Aber das Lächerlichste dabey sind die prächtigen Titel, die diese guten Leute führen! Hier sind nicht weniger, als drey hochfürstliche Leibärzte, die alle zu Pyrmont und nicht zu Arolsen wohnen; ein Amtsrath, ein Oberamtsrath, einige Landräthe, Oberamtssecretär, Hofräthe, Forsträthe und wie sie alle heißen. Dazu kommt auch noch ein Lippischer Geheimerrath. Der Mann, der das Badehaus gepachtet hat, ist der Herr Commissionsrath: und so giebt es vielleicht noch andere, die ich um Vergebung bitte, wenn ich sie aus Unwissenheit übergehe. — Der Mann, der die beste Besoldung in der Grafschaft hat, ist der Landchausseen-Inspector. Man versichert mich, daß sein Gehalt sich jährlich auf ein tausend zwey hundert Thaler beläuft, und daß die Summe, die jährlich auf die Straßen gewendet wird (auf denen fast nicht fortzukommen ist) zwey hundert Thaler beträgt. Dabey sorgt aber auch der Mann, daß die Alleen zu Pyrmont rein gehalten werden, daß keine Hunde in der großen Allee umherlaufen, und kurz, er macht für Bad und Brunnen eine Art von Ceremonienmeister. — Da es so vieler Männer bedarf, die fünf tausend Seelen der Grafschaft Pyr-

mont zu regieren, so können Sie sich vorstellen, welche Menschenmenge zu Arolsen seyn muß, die 55, oder 60,000 Seelen des Fürstenthums zu handhaben. In der That soll das Personale ungeheuer seyn.

Fünf und zwanzigster Brief.

Reise von Pyrmont nach Hannover — Hameln — Nenndorf — Willhelmstein auf dem Steinhudersee — Hannover — Herrenhausen — Montbrillant — Graf Wallmodens Sammlung.

Hannover im Juny 1798.

Wir verließen vorgestern Pyrmont, und kamen zwey Meilen über einen abscheulichen Weg, aber noch immer durch ein liebliches Land, nach Hameln, im Fürstenthum Calenberg. Dieß ist ein überaus niedlicher Ort, der in einem hohen Maße das reinliche, nette Ansehen hat, das man gewöhnlich an Festungen findet, das aber hier in diesem Augenblicke ganz vorzüglich in die Augen fällt, weil man Hameln seit kurzem vollkommen ausgebessert hat, und wirklich noch daran arbeitet. Man wollte es in einen vollkommenen Stand setzen, weil es eine

Grenzfestung gegen Frankreich ist. Schon die Lage dieser Stadt ist reitzend, und durch die schiffbare Weser belebt. Ihre Ansicht, wenn man von Pyrmont herkommt, ist so schön, so heiter und zugleich (was für eine Festung viel sagen will) so mahlerisch, daß ich seit Dresden nichts in der Art gesehen habe, das ihm nur einiger Maßen gleich käme.

Von Hameln machten wir drey und eine halbe Meile über einen häßlichen Weg, und kamen nach Nenndorf, einem Bade, das in dem Hessencasselschen Antheile der Grafschaft Schauenburg liegt, und sechs Meilen (sechs und eine halbe) von Pyrmont und drey von Hannover entfernt ist. Es war vor sieben Jahren von den Bauern entdeckt worden, die das daran liegende Dorf gleiches Namens bewohnen, und ist erst seit drey oder vier Jahren bekannt. Aber in der letztern Zeit hat es einen beträchtlichen Ruf erhalten, und soll schon fünf hundert Brunnengäste im Verlaufe eines Sommers gehabt haben. In der kurzen Zeit hat der Landgraf hier mehr gethan, als irgend eine Regierung für die großen und berühmten Bäder von Spa, Pyrmont, Carlsbad, Wisbaden, Pisa und Lucca gethan hat. Er hat nicht nur ein Dutzend große, sehr gut in die Augen fallende Gebäude errichten, sondern auch die ganze Gegend um dieselben, ungefähr eine Strecke von einer halben Englischen Quadratmeile, in einen Garten verwandeln lassen. Das Ganze hat noch

den jugendlichen Anstrich des Neuen, gewährt einen lieblichen Anblick, und sieht so heiter, rein und gefällig aus, daß ich mich keines Bades erinnere, dessen erste Ansicht mir so sehr gefallen hätte. Freylich erfüllet das Innere nicht alle die Erwartungen, die diese erste Ansicht erregt; die Häuser, obschon groß und ansehnlich, sind alle sehr leicht, in Eile gebaut und bloß Fachwerk. Ein Theil der Zimmer ist zwar mit Papier tapeziert; aber alles scheint auf den Kauf gemacht zu seyn, und man muß weder in den Fußböden, noch Thüren, noch in den Fenstern Nettigkeit und Vollendung suchen. Eben so ist es auch mit den Meublen! — Indessen betrachte ich das nicht als einen ernsthaften Tadel; ich sage bloß, daß das Ganze, wenn man es in einer kleinen Ferne sieht, so angenehm und freundlich in die Augen fällt, daß man noch mehr erwartet als diejenigen, die es anlegten, vermuthlich leisten wollten. Am Ende wäre es Thorheit, große Summen auf Gebäude zu verwenden, die nur einen kurzen Theil des Jahres hindurch bewohnt werden sollen, und die an einem Orte stehen, dessen Ruf am Ende mehr oder weniger der Mode unterworfen ist. Sind doch die bessern Zimmer ziemlich geräumig, haben sie doch ein reinliches, heiteres Ansehen, gewähren sie doch die mehresten Bequemlichkeiten, zu denen ein Gast, der sie nur auf einen Monat miethet, berechtiget seyn kann. — Das Ganze gehört dem Landgrafen, selbst die Betten, Meublen,

und kurz jede Art von Hausgeräthe. Er hält Leute, die ihm den Ertrag berechnen müssen, und die alles, was die Fremden nöthig haben, besorgen. — Ueber jedem Zimmer steht der Preis, der also für eine Person wie für die andere ist, ohne Unterschied. Kommt man zeitig in der Jahreszeit, so kann man sich jedes Zimmer, das noch nicht vermiethet ist, aufschließen lassen, und seinen eigenen Preis wählen. Das theuerste Zimmer kostet einen Thaler den Tag; nimmt man aber seine Wohnung auf einige Zeit, so gehet etwas davon ab. Für neun bis zehn Thaler wöchentlich, kann man ein sehr anständiges Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und eins für einen Bedienten haben.

Das Badehaus hat die Form eines Zirkelsegments, oder eines nicht ganz vollständigen halben Mondes. Jedermann badet in einem besondern Zimmer, und der Preis eines jeden steht abermals über der Thüre. Für das theuerste bezahlt man jedesmal zwölf gute Groschen: und so sinken sie bis auf sechs Groschen herab, von welchen letztern aber nur zwey hier sind. Die eigentlichen Bäder sind theils von Fayance, theils von Sandstein. Zu jedem gehört ein Bett, und dieses ist, nebst der Wäsche, in dem Preise mit eingeschlossen.

Dicht an dem Hause des Speisewirthes (welches, so wie die Apotheke, verpachtet ist, und also nicht auf Rechnung des Landgrafen geht) befindet

sich ein großer und schöner Saal, wo gewöhnlich die ganze Badegesellschaft zusammen speist. An diesen stößt ein kleinerer, wo auch gegessen wird, wenn der größere nicht zureicht. An der einen Seite des letztern sind unter dem nehmlichen Dache eine Menge Stände oder Buden angebracht, die an fremde Krämer vermiethet werden. Diese bringen so viele und gute Waaren hierher, daß ich mich eben so sehr darüber wunderte, als über die, welche ich in Pyrmont gesehen hatte.

Auch ist hier ein Schauspielhaus, das gewöhnlich in der vollen Jahreszeit von einer Truppe gemiethet wird. Sie sehen also, daß der Fürst für alles gesorgt hat. Auf den nehmlichen Fuß ungefähr sind auch Wilhelmsbad und Hofgeißmar. Er selbst gewinnt wenig dabey; ja in Wilhelmsbad soll er schlechterdings keine Zinsen für das angelegte Capital mehr herausbringen; aber das Land gewinnt sehr dadurch! Außer der großen Menge von Menschen, die bey den vielen Gebäuden und Anlagen ihr Brot finden, gewinnt auch der Landmann und das Land im Ganzen. Diese Bäder ziehen eine Menge Fremde an, die den Eingebornen alles zu hohen Preisen abkaufen, und deren jeder eine größere oder kleinere Summe zurückläßt.

Das schönste Gebäude im Orte ist das Haus des Fürsten, das er aber wenig bewohnt, weil er es gewöhnlich immer nur auf vier und zwanzig

Stunden besucht, oder früh ankommt und Abends wieder abreist. Darum sind aber seine Leute nie vor ihm sicher! Er giebt keine vorläufige Warnung, redet nicht, wenn er eine kleine Ausflucht machen will, vorher davon, und kommt oft, wenn man ihn am wenigsten erwartet. Und dann — wehe dem, der nicht vorbereitet ist, der irgend etwas vernachlässiget hat, oder in seinem Fache saumselig befunden wird! Er liebt Ordnung und Reinlichkeit, und hat unter allen seinen Leuten den Ruf, daß er alles sähe.

Nenndorf liegt, so wie das ganze Ländchen Schauenburg, in einem hübschen Erdstriche, wo Hügel und Thäler, Wälder, Wiesen und Getreidefelder angenehm abwechseln. Von den Anhöhen, die leicht und in kurzer Zeit zu ersteigen sind, hat man weite, angenehme Aussichten, und in den Anlagen bey und in Nenndorf findet man, ob sie schon noch jung sind, Schatten. Der ganze Strich bestand sonst aus Gestrüppe, aus etwas Waldung und einem nackten, größtentheils unbrauchbaren Lande. Von dem, was man bey den Anlagen vorfand, hat man großen Gebrauch gemacht, und mit sehr vielem Geschmacke; wo nichts war, hat man durch Pflanzungen nachgeholfen, die sehr gut gedeihen. Nicht nur an der Kante des Orts, sondern auch zwischen den Gebäuden findet man Anlagen, Bäume und Gewächse.

Die Quelle ist ein starkes Schwefelwasser, das, wie alle aus dieser Familie, übel riecht und unangenehm schmeckt. Indessen sind hier weder Geruch noch Geschmack so stark und widerlich, als an vielen andern Orten, und namentlich Schinznach bey Arau, Olten und Bruck im Canton Bern. Man gebraucht es hauptsächlich, und, wie ich höre, mit großem Nutzen, in Gliederkrankheiten, und zwar mehr zum Baden, als zum Trinken. — Ich sollte denken, daß eine einzelne Person mit einem Bedienten, oder einer Magd, für hundert Thaler einen Monath hier anständig leben könnte. Aber dann ist an keinen besondern Aufwand, an Phantasien, oder Käufe zu denken. Daß die Reise nicht mit einbegriffen ist, und nicht seyn kann, versteht sich von selbst.

Den 14ten Juny gingen wir zwey Deutsche Meilen weiter, größtentheils durch den Bückeburgischen Antheil der Grafschaft Schauenburg, und kamen nach Rehburg, einem Bade im Fürstenthume Calenberg, etwa eine gute Stunde Weges vom westlichen Ende des Steinhudersees. Das Land ist noch immer schön, aber nicht hinlänglich angebauet; das Städtchen Stadthagen, durch welches der Weg führt, ist sehr schlecht, die Dörfer noch schlechter, und die Straße abscheulich.

Wir gingen zu Fuße durch ein Dorf, und wurden an dem einen Ende desselben von einer Schild-

wache angehalten, in der ich die Montur eines Preussischen Dragonerregiments zu erkennen glaubte. Ich konnte im ersten Augenblicke diese Erscheinung nicht begreifen, erfuhr aber bald, daß ein Theil der Preussischen Truppen, die die Demarcationslinie bewachen, in dieser Gegend liegt.

Nachdem wir etwas mehr, als den halben Weg zurückgelegt hatten, kamen wir in ein Dorf an einer Anhöhe, von der wir ungefähr den ganzen Steinhudersee übersehen konnten. Es ist ein lieblicher Anblick, obgleich seine Ufer größtentheils niedrig sind, und nur mäßige Erhöhungen haben. Dieser See zeigt sich hier weit schöner, als ich erwartet hätte, daß er seyn könnte, da ich ihn vor etwas mehr als vier Jahren zwischen Hannover und Nienburg in der Ferne sah. — Sehr gut nimmt sich die Insel und Festung Willhelmstein aus, die mitten im See liegt, und ein bleibendes Denkmahl der sehr großen Thorheit eines Grafen von Bückeburg ist, der lange in Portugal gedient hatte, und auch in seinem Ländchen lieber kriegerische Operationen machte, als den sehr vernachläſſigten Boden seiner Besitzungen anbaute, den er doch wenigstens nicht erst nöthig hatte zu schaffen, wie es der Fall mit dieser aus Steinen und Erde gemachten Insel war. Er befestigte diese Insel und noch ein Paar andere Orte, und das Alles, wie Büsching sagt, zu Uebung seiner

daselbst errichteten Kriegsschule, und um anschauliche Beyspiele zu geben, wie gewählte Posten unüberwindlich gemacht werden könnten. Und das Alles in dem kleinen und verlornen Ländchen Bückeburg. — Der gegenwärtige Landgraf von Hessen-Cassel hat diese Festung merkwürdiger gemacht, als sie durch ihre Natur zu seyn bestimmt schien. Nach dem Tode des letzten Grafen erklärte er dessen Sohn der Nachfolge unfähig, rückte mit seinen Truppen in das Ländchen, und nahm, ohne Widerstand zu finden, Besitz, bis ein alter Lieutenant, der mit hundert Mann (manche sagen, es wären nur dreyßig gewesen, und noch andere setzen sie auf fünf und zwanzig) zu Willhelmstein commandirte, seinen Eroberungen ein Ziel setzte. Der Landgraf war darauf nicht vorbereitet und hatte sich nicht mit dem Nöthigen versehen, die Festung förmlich zu belagern, oder auszuhungern. Ein Paar Canonen hätten freylich alle die elenden Boote oder Kähne, die sich auf dem See befinden, zu Grunde schießen können. Indessen fing die Witwe eine Klage zu Wetzlar an; und der Landgraf wurde verurtheilt, seine Eroberungen zurückzugeben, eine Geldbuße zu erlegen, und den Landleuten eine beträchtliche Summe für den Schaden zu bezahlen, den seine Armeen (kurz vor der Erndte) ohne alle Barmherzigkeit angerichtet hatten.

Rehburg besteht seit mehr als vierzig Jahren, und man sieht den schönen Anlagen ihr Alter

und die Sorgfalt an, die die Hannöverische Regierung schon seit langer Zeit darauf verwendet hat. Die Lage ist überaus angenehm! Ohne Mühe und unter schattigen Gängen erreichen Sie Anhöhen, von denen man die Aussicht über den ganzen Steinhudersee genießt; die Anlagen sind mannigfaltig, wechseln zwischen alten Bäumen, durch die keine Sonne dringt, und jungem Anfluge ab, biethen mehrere hübsche Aussichten dar, und erregen hin und wieder die Aufmerksamkeit des Wandernden durch kleine Gegenstände, die hier und da angebracht sind. — Das Wasser ist in einem so geringen Grade mineralisch, daß ich wenig oder gar keinen Unterschied zwischen ihm und einem gemeinen Brunnwasser finden konnte. Indessen hat es doch eisenhaltige Theile, die, wenn es gekocht wird, wie Okererde zu Boden fallen. Bäder befinden sich in einzelnen Zimmern, sind von Fayance und kosten durch die Bank acht gute Groschen. So wenig auch dieses Wasser innern Gehalt hat, so wird es doch für mehrere Krankheiten gerühmt: und auf alle Fälle thut die Hannöverische Regierung sehr wohl daran, es aufrecht zu erhalten, weil manchem nicht so wohl an einem mineralischen Wasser, als an einem Belustigungsorte gelegen ist, und weil ein inländischer und naher ihn oft zurückhält, einen fernen und ausländischen zu suchen.

Von Rehburg ist eine Meile bis Hagenburg, einem Bückeburgischen Dorfe, wo man, auf einer Hannöverischen Post, frische Pferde bekommt, die einen nach Hannover (drey Meilen) bringen. Wir wohnten in der neuen Schenke, einem ziemlich guten Wirthshause, womit ich doch aber auch nicht ganz zufrieden war, so wenig als mit der Londoner Schenke, in der ich auch einst ein paar Tage zubrachte. Auch übernachtete ich einmal in der Stadt Strelitz, und nach der Erinnerung, die ich von diesem Hause habe, wäre es vielleicht das, in welches ich am liebsten zurückkehren würde. Aber alle drey sind so beschaffen, daß ich keins davon unter die Wirthshäuser vom ersten Range in Deutschland setzen kann.

Ich wurde bey meinem dießmaligen Aufenthalte in Hannover auf das neue überzeugt, daß ein Tag mehr als genug ist, diese Stadt und Herrenhausen zu sehen, wenn man keine Gesellschaften besuchen will. Der Pallast, seine Gärten, der Marstall, das Zeughaus und die übrigen öffentlichen Gebäude sind bald gesehen. Herrenhausen, obgleich schön in seiner Art, hat nichts, worauf man mit Liebe weilt. Man sieht, um zu sagen, daß man gesehen hat, und eilt weiter. Ich habe schon mit mehreren diesen Sommeraufenthalt der Fürsten dieses Landes besucht, und alle hatten das nehmliche Gefühl, welches auch immer das meinige gewesen ist. Aber

für den Botaniker ist es ein wichtiger Ort! ja er soll in dieser Rücksicht in Deutschland vielleicht nur von Schönbrunn bey Wien übertroffen werden. — Auch besuchte ich dieses Mal Montbrillant, ein kleines Schloß zwischen der Stadt und Herrenhausen. Jetzt wird es im Sommer vom Prinzen Adolph von Großbritannien bewohnt: und das ist ungefähr auch alles, was ich Ihnen darüber zu sagen habe. — Auf dem Rückwege von Herrenhausen gingen wir in den Garten des Generals, nun Grafen von Walmoden, dessen Kunstsammlung mir sehr gerühmt worden war. Für einen Privatmann, und in dieser Ferne von Italien, ist die Antikensammlung in der That merkwürdig; in Italien würde man wenig darauf achten. Des ächt Antiken ist hier nur wenig, und dieses nicht vom schönsten und besten Style; wohl aber finden sich hier mehrere hübsche Kopien in Marmor. Was die Gemählde betrifft, so erfordern Bescheidenheit und Gerechtigkeit, daß ich mich alles Urtheils über dieselben enthalte, weil ich sie nicht ganz, und vielleicht nicht die besten gesehen habe. Der Graf bauet, und alles ist in diesem Augenblicke verstellt, versteckt, zerstreut, so daß ich viele Sachen nicht mit Vortheil gesehen habe.

In der Stadt besuchte ich dieses Mal auch das Haus des Herzogs von York, welches wirklich eines Prinzen nicht unwürdig ist. Es ist ganz modern

meublirt und ausgeziert, obschon in einem Geschmacke, den ich nicht gerade wählen würde. Jemand sagte mir, es wäre zu verkaufen.

Einen Theil des Vormittags brachten wir heute auf einer Wiese zu, wo Prinz Adolph dem Regiment der Leibwache zu Fuße ein militärisches Fest gab. Das ganze Regiment marschierte in aller Form aus, machte einige Maneuvres, die der Prinz selbst commandierte, und schlug dann ein Lager auf, wozu alles Nöthige vorläufig herbeygeschafft worden war, so daß das Ganze das regelmäßige Ansehen eines Feldlebens erhielt. So sollte denn hier acht und vierzig Stunden militärisch gelebt und geschmaust werden.

Sechs und zwanzigster Brief.

Reise von Hannover nach Lübeck. — Allgemeine Bemerkungen über das Heide- und Sandland, das einen großen Theil der Hannöverschen und Brandenburgischen Provinzen ausmacht. — Celle — Lüneburg — Artelnburg — Büchen — Möllen — Ratzeburg — Lübeck — Travemünde.

Lübeck den 19 und 20 Juny 1798.

Den 16ten Juny verließen wir das niedliche, reinliche, in vielen Rücksichten an England erinnernde Hannover, und machten bis Ratzeburg drey Tagereisen, oder zwanzig und eine halbe Meile durch ein Land, das fast ganz aus Heide, Sand und Torf besteht, und wovon die Lüneburger Heide allein, in der Richtung, in der wir sie durchließen, zehn Meilen einnimmt. Und doch ist, dünkt mich, in diesem elenden Striche alles besser, als in den entsprechenden Sandgegenden der Bran-

denburgischen Länder! bessere Straßen, bessere Pferde, besseres Geschirre. Die Menschen sehen heiterer, reinlicher, wohlhabender aus; am allerauffallendsten aber ist der Unterschied in den Wirthshäusern, indem ich auf dieser ganzen Strecke in keins gekommen bin, das ich geradezu schlecht nennen möchte.

Das Land, von welchem ich jetzt rede, zusammengenommen mit dem, was gegen Morgen, Abend und Mitternacht daran stößt, ist vielleicht der elendeste Strich von Europa, besonders, wenn man seinen ungeheuern Umfang mit in Betrachtung zieht. Mein Schicksal hat gewollt, daß ich mit diesen Provinzen recht innig bekannt werden und in allen Richtungen sie durchwandern sollte. Ich habe sie auf folgende Art besucht: Von Braunschweig bis nach Zütphen durch das Hannöversche, die Grafschaft Hoya, und so durch das übrige Westphalen; von Wittenberg nach Berlin, und von da durch die Niederlausitz nach Dresden; von Magdeburg über Stendal, Lenzen, Boizenburg, nach Hamburg; von Hamburg nach Braunschweig, über Lüneburg; von Braunschweig über Celle und Bremen nach Hamburg; von Hamburg über Lüneburg und Ueltzen nach Helmstädt; von Stralsund über Stettin und Frankfurt nach Schlesien; und endlich von Hannover über Celle und Lüneburg nach Ratzeburg und so weiter über

Lübeck, Eutin, Kiel, und so fort durch das ganze Herzogthum Schleswig, in welchem, so wie in Holstein, man nie ganz aus dem Sande herauskommt, ob man schon auch auf manche reiche und schöne Landstriche stößt. — Nehmen Sie die letzten zwey Provinzen aus, so finden Sie in diesem ganzen, weiten Umfange, durch den ich Sie geführt habe, nur wenige erträgliche Landstriche, keinen, der mit den bessern Theilen von Sachsen, Franken, Schwaben verglichen werden könnte, und manche, die durchaus nichts hervorbringen, als Torf, oder magere *Heide*, Sand und allenfalls Kiefern, Fichten und etwas Tannen. Welche ansehnliche Provinzen, die von der Natur größtentheils stiefmütterlich behandelt worden sind! Ich glaube, daß in gewissen Strichen der Boden nicht das fünfte Korn trägt. Auch wundere ich mich nicht über diese Unfruchtbarkeit, wohl aber darüber, daß manche Sandstrecken irgend etwas tragen, und daß nicht jeder heftige Sturm die Oberfläche des tragenden Bodens mit der Saat wegführt. —

Wäre ich zu Systemen geneigt, so hätte ich große Lust zu glauben, daß die mehresten der genannten Provinzen ursprünglich nicht existierten, und daß sie entweder ganz, oder größtentheils das Geschenk des Rheins, der Ems, der Weser, der Elbe und der Oder sind. Das Riesengebirge, die Böhmischen und das Sächsische Erzgebirge,

die Berge des Thüringerwaldes, des Harzes und die Hügel, die sich durch die Rheinischen und zum Theil durch den Westphälischen Kreis bis an den Rhein ziehen, wären dann die ursprüngliche Grenze des festen Landes von dieser Seite gewesen, aus welchen die genannten Flüsse allmählich mit Hülfe des Sandes vom Meere jene Länder zusammengespühlt hätten, welche eben so flach, als mager und sandig sind.

Endlich hoffe ich, daß Sie bedenken werden, von welchem Umfange alle die Provinzen sind, die ich genannt habe, daß also folglich hin und wieder Beyspiele vom Gegentheile von dem was ich gesagt habe, sich von selbst verstehen, und daß Sie mir nicht, um mich zu widerlegen, anführen werden, daß im Osnabrückschen sowohl als in den Graffschaften Bentheim, Lingen und Tecklenburg einige Stückchen guten Landes sich finden, daß es bey Stettin und in einigen andern Gegenden von Pommern fruchtbare Felder giebt; und daß man selbst in einigen Theilen des Herzogthums Lüneburg gute Aerndten macht. 6)

6) Da ich die Hannöverschen Lande in allen Richtungen durchkreuzt habe, und die Posten zum Theil ganz anders liegen, als man sie auch auf den besten Postcharten angegeben findet, auch die Regierung überdieß seit einigen Jahren mehrere Veränderungen

Unser Weg ging von Hannover über Celle, wo wir mehrere Stunden blieben. Es ist eine sehr hübsche Stadt mit einem königlichen Schlosse, das zwar wenig sagen will, aber doch erträglich

gemacht hat, so geschieht vielleicht meinen reisenden Lesern ein Gefallen, wenn ich die Posten angebe, wie ich sie in den Jahren 1794 1797 1798 und 1799 gefunden und bezahlt habe. — So finde ich z. E. die Straße von Hamburg über Ueltzen und Helmstädt nach Leipzig, die geradeste und kürzeste, auf keiner Postcharte angegegeben.

Braunschweig		
Peina	3	M.
Burgdorf	2	—
Hannover	3	—
Neustade	2½	—
Nienport	2½	—
Suhlingen	3¼	—
Diepholz	3½	—
Bromte	3½	—
Osnabrück	3	—
	26¼	—

Es giebt auch eine andere kürzere von Hannover aus, zu der man aber einen besondern Erlaubnißschein von der Regierung haben muß. Diese

Braunschweig		
Hannover	8	M.
Hagenburg	3	—
Leese	2	—
Diepenau	3½	—
Bromte	4	—
Osnabrück	3	—
	23½	—

Hannover		
Schillerslager	2¼	M.
Celle	2¼	—
Esche	2	—
Ebstorf	5	—
Lüneburg	3	—
Artelnburg	2	—
Büchen	2	—
Ratzeburg	3	—
Lübeck	3	—
	24½	—

unterhalten wird. Einen Theil desselben bewohnte bis an ihren Tod Mathilde von Großbritannien,

Braunschweig		
Els	3	M.
Celle	3	—
Bergen	2½	—
Soltau	2½	—
Welle	3	—
Haarburg	3	—
Hamburg	1	—
	18	—

Hamburg		
Zollenspicker	4	M.
Lüneburg	3½	—
Ebstorf	3	—
Oesingen	6	—
Gamesen	3	—
Braunschweig	4	—
	23½	—

Cassel		
Münden	2	M.
Göttingen	3	—
Nordheim	2	—
Seesen	3	—
Lutter	2	—
Imdorf	2½	—
Braunschweig	1½	—
	16	—

Hamburg		
Lüneburg	7½	M.
Uelzen	5	—
Wittingen	4	—
Vorsfeld	4	—
Helmstädt	3	—
Wansleben	4	—
Calbe	4	—
Cöthen	3	—
Landsberg	4	—
Leipzig	3½	—
	42	—

Braunschweig		
Els	3	M.
Celle	3	—
Haderndorf	4	—
Kampen	2	—
Verden	2	—
Achim	2	—
Bremen	2	—
	18	—

Bremen		
Ottersberg	3	M.
Rothenburg	2	—
Töstädt	3	—
Haarburg	3	—
Hamburg	1	—
	12	—

Schwester Georgs III nachdem man sie der Dänischen Regierung abgefordert hatte. Sie war hier geliebt, und noch spricht man von ihr mit Wohlwollen zu Celle sowohl als zu Copenhagen. — Der Garten des Königs liegt nicht am Schlosse, sondern auf einer andern Seite der Stadt. Hier steht unter freyem Himmel Mathildens Denkmahl, an dem ich aber weder die Schönheit des Sächsischen Marmors, noch Oesers Arbeit rühmen kann. Marmorne Denkmähler sollten sprechend seyn, wenigstens sich erklären, oder errathen lassen; das hier aber ist mir ganz unverständlich. — Der Garten wird ziemlich wohl unterhalten, und dient den Einwohnern zu einem Spatziergange.

Wir fanden hier keine Pferde: ein Zufall, an den ich in Deutschland wenig gewöhnt bin, selbst im nördlichen, wo doch sonst das Postwesen, der Himmel weiß es! schlecht genug beschaffen ist. Ein Reisender wünscht am Tage immer etwas außer dem Hause zu thun, und so ließen wir uns die Gräber der alten Herzoge von Celle öffnen. Mathildens Sarg ist hier bey weitem der schönste, und macht dem Hannöverschen Künstler, der die Bronzearbeit, die Vergoldung und die Verzierungen besorgt hat, recht viel Ehre. Er gehört wirklich unter die schönen Särge, die ich gesehen habe. — Auch steht hier der Sarg der ersten Gemahlin Georgs des I, an der man eine dicke

Linie von Blut, oder sonst einem unreinen Ausfluß bemerkt. Unser Führer wollte durchaus, daß es Blut wäre, und behauptete, daß es reichlich heraus geströmt wäre, nachdem man den Sarg schon geschlossen hatte. Ich merkte nicht gleich, wohin der Mann abzielte, da ich immer sehr wenig auf solche Küstererzählungen achte, allein er setzte hinzu, daß dieß ihre Unschuld bewiese, und daß man sie ungerechter Weise mit dem Grafen von Königsmark in Verdacht gehabt hätte. — Warum nicht eben sowohl das Gegentheil? — Der Küster behauptete Nein; doch muß ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er es einem jeden vollkommen frey stellte, die Geschichte zu glauben, oder nicht.

Die Pferde kamen endlich, und wir gingen noch zwey Meilen weiter bis Esche, wo wir auf einem ganz einsam gelegenen Posthause reinliche Zimmer, gute Betten und eine erträgliche Mahlzeit fanden. — Den folgenden Tag erreichten wir Lüneburg, und blieben abermals im Schütten, welches Herr * * sehr zu seinem Vortheil verändert fand. Es hatte sich nicht im geringsten geändert; aber der Engländer hatte seitdem der Deutschen Wirthshäuser mancherley gesehen, und den Maßstab ein wenig herabgesetzt, den er neun Monate früher aus seinem Vaterlande ganz frisch mitbrachte.

An einem Ende der Stadt liegen auf einer Anhöhe die Ueberbleibsel eines ehmaligen Forts, welches wir der Aussicht wegen besteigen wollten, als die Wache uns zurief, daß wir nur in Begleitung eines Soldaten hinauf gehen könnten. — Ich habe so oft Gelegenheit gehabt, über militärische Pedanterey zu lachen; sie ist wenigstens eben so groß, als die gelehrte, ob sie sich freylich wohl auf eine ganz andere Art zeigt. Hier ist schlechterdings nichts, das weggenommen, beschädiget, oder abgesehen werden könnte. Indessen war uns für ein paar Groschen eine Begleitung nicht unwillkommen, weil der Soldat wenigstens einige umliegende Orte nennen konnte. — Ich wurde sonderbar durch eine Menge Spitzen von hohen Thürmen in einer Gegend überrascht, wo ich wußte, daß keine große Stadt liegt. Ich erkannte sie mit bloßen Augen, und mit Hülfe eines Fernglases schienen sie mir die Thürme von Hamburg zu seyn, die ich freylich in dieser Ferne nicht zu sehen erwartete. Indessen erinnerte ich mich an gewisse Thürme und Hauptkirchen in den todten Ebenen von Cambridge und Lincolnschire, die man in einer Ferne von zwanzig Englischen Meilen und drüber sieht, und auch unser Soldat versicherte mich, was ich nun freylich keine Mühe mehr hatte zu glauben, weil ich wohl weiß, daß Hamburg die einzige große Stadt ist, die innerhalb zehn Deutschen Meilen von Lüneburg sich findet.

Ich durchwanderte noch die Gassen dieser Stadt in verschiedenen Richtungen, und freute mich ihrer Betriebsamkeit und eines gewissen Handels und Wohlstandes, die sie denn noch immer besitzt. Besonders hat sie einen ansehnlichen Betrieb durch Waaren, die von Hamburg zu Wasser hierher kommen, und dann auf der Achse nach Leipzig verführt werden. Gleichwohl könnten diese Waaren nach Magdeburg und selbst bis Dessau zu Wasser gebracht werden; aber die Deutschen Fürsten haben durch hohe Zölle und andere Beschwerden dafür gesorgt, daß unsere großen Flüsse dem Ganzen nur halb brauchbar werden. Obschon dieser Ort weniger die Zeichen eines offenbaren Verfalles trägt, als viele andere, ja selbst unter den Deutschen Städten des Königs von England sich ganz vorzüglich auszeichnet, so führte er mich doch auf traurige Betrachtungen, als ich ihn mit dem Bilde verglich, das uns aus dem mittlern Zeitalter davon übrig geblieben ist. Lüneburg gehörte einst unter die größten und reichsten Töchter des hanseatischen Bundes, trotzte oft Hamburg und selbst dem noch mächtigern Lübeck, und entwarf Pläne zu seiner Vergrößerung, die für die damaligen Zeiten wahrhaft riesenmäßig waren. Die Canäle, durch die es sich einen eigenen Weg in das Meer zu bahnen gedachte, kamen nie zur Vollendung, und nun sind diese Entwürfe wohl in ewige Vergessenheit begraben.

Den 18 Juny verließen wir Lüneburg, und kamen durch ein höchst elendes Land nach Artelnburg (zwey Meilen) im Lüneburgischen, welches ganz im Sande vergraben liegt. Wir wurden eine Zeitlang auf dem Posthause aufgehalten, welches zugleich ein Wirthshaus ist, wo ich niedliche, reinliche Zimmer und gute Betten fand. — Hier gingen wir über die Elbe in einem so kleinen Boote, daß der Wagen nicht hinein ging, sondern quer über dasselbe auf zwey Balken stehen mußte, auf denen die Räder auf beiden Seiten über den Bord hervorragten. Es war freylich nicht die gewöhnliche Fähre, denn diese war nicht bey der Hand; allein an großen Pässen, wie dieser ist, sollten immer mehrere gute Fahrzeuge bereit liegen. — Uebrigens ist diese Art des Ueberfahrens nicht so gefährlich, als sie aussieht! und ich bin über den Po und andere Flüsse eben so gesetzt worden. — Die Art, wie man die Pferde nöthigte, in das Boot zu steigen, oder vielmehr zu springen, war höchst ungeschickt, beschwerlich und zum Theil gefährlich.

Hier waren wir nun in dem Herzogthume Sachsen-Lauenburg, dem elendesten Sandlande, das sich vielleicht in Europa findet; denn mich dünkt, es ist schlechter, als das schlechteste, das ich in den Brandenburgischen, oder Hannöverschen Staaten gesehen habe. Und da meine ich nicht nur den

Strich zwischen Lüneburg und Ratzeburg, den ich dieses Mal durchwanderte, sondern auch die ganze Länge des Landes an der Elbe hin, welche ich vor zwölf Monaten sah, als ich von Lenzen nach Boizenburg und von da nach Hamburg ging. Ich habe also das ganze Herzogthum in zwey entgegengesetzten Richtungen durchschnitten.

Zu Büchen, zwey Meilen von Artelnburg, wechselten wir Pferde, die uns durch einen eben so elenden Strich brachten, als der vorhergehende war: und das dauerte so fort, bis wir in die Gegend von Möllen kamen, wo das Land recht schön wird, und einen so viel wohlthätigern Eindruck machte, je trauriger und armseliger der eben zurückgelegte Weg war. — Möllen liegt zwischen zwey Seen, die, weil ihre Ufer erhaben und mit Waldung bewachsen sind, ein so liebliches Ansehen haben, daß ich ein n großen Englischen Landsitz zu sehen glaubte. Das Städtchen selbst ist weder groß noch hübsch, scheint aber mancherley Handwerker und Vertrieb zu haben, wozu vermuthlich die vielen schiffbaren Wasser, die in dieser Gegend zusammenstoßen, als die Stekenitz, Wagenitz, Bille, Trave und der Ratzeburger See, das Ihrige beytragen.

Der Postknecht fand es nöthig, seine Pferde hier zu erfrischen, und wir hätten Zeit gehabt, dem weyland Till, genannt Eulenspiegel, der hier

begraben liegen soll, einen Besuch zu machen; wir fanden es aber unterhaltender, den Pferden einen Vorsprung abzugewinnen, und einen kleinen Hügel zu ersteigen, der dicht an der Straße an dem andern Ende der Stadt liegt, und von welchem wir eine sehr hübsche Aussicht hatten. O Abwechselung, süße Wohlthat für das menschliche Leben! In der Schweiz, in Italien und in den glücklichern Gegenden von Deutschland würde ich diese Anhöhe und diese Aussicht wenig bemerkt haben; aber wir hatten die Länder Lüneburg und Lauenburg durchwandert, und diese Aussicht hier war uns süße Erquickung. So wahr ist es, daß der nie genossen hat, der nie entbehrte! — Von hier aus ist das Land zwar noch immer sandig, wird aber doch merklich besser; auch kamen wir durch viele und gute Waldungen, hauptsächlich von Laubholze.

Von Büchen bis Ratzeburg sind drey Meilen. Der Sandwege ungeachtet vollendeten wir doch diese Tagereise sehr früh, und kamen vor fünf Uhr in Ratzeburg an. Der See ist sehr schön, und seine Ufer an den mehresten Orten hügelig und mit Holzung bewachsen. Indessen hat man nicht die schönsten Ansichten davon in der Stadt selbst, sondern man muß sie auf einigen Hügeln suchen, die den See umgeben, und wo sich einige Gebäude finden, nach denen aus der Stadt und mehr noch aus den umliegenden Orten, worunter auch

Lübeck gehört, häufig Lustpartien gemacht werden. Die Lage der Stadt ist sonderbar, mitten im See — auf einer Insel, wenn Sie wollen, die aber doch, auf der Lauenburger Seite vermittelst eines Dammes mit dem festen Lande verbunden ist, während daß sie, auf der entgegengesetzten Seite, durch eine hölzerne Brücke mit dem Lande Mecklenburg zusammenhängt. — Als Festung hat sie wohl nicht viel zu bedeuten; auch hat das Haus Hannover von seinen guten Freunden, den Herzogen von Mecklenburg, nichts zu befürchten. Ja diese beiden Fürsten leben, in Rücksicht auf Ratzeburg so friedfertig zusammen, daß der letztere in der Stadt selbst ein Besitzthum hat, welches von dem Antheile seiner Großbritannischen Majestät bloß durch zwey Thore getrennt ist. Man nennt es den Domhof und Palmberg bey der Stadt Ratzeburg, die aber ein jeder, der den Unterschied nicht weiß, als einen Theil der Stadt betrachten wird. Hier ist die Domkirche und einige andere Gebäude, die dem Herzoge von Mecklenburg gehören.

Ich verlangte jemanden, der uns die Stadt zeigen sollte, wodurch ich aber die besten Aussichten aus der Stadt auf den See meinte. Man scheint hier an solche Führer nicht gewöhnt zu seyn, und erst nach einigen Schwierigkeiten stellte sich ein wohlgekleideter, anständiger Mann dar. Wir machten uns sogleich auf den Weg, und

nachdem wir eine geraume Zeit gegangen waren, wunderte ich mich, daß wir, in einer nicht großen Stadt, noch immer nicht aus den Häusern heraus waren. Da erfuhr ich denn, daß uns der Mann durch die ganze Länge der Stadt geführt hatte, um uns den Ratzeburger Dohm zu zeigen, seine künstlich gehauenen Apostel und einige Herrlichkeiten und Wahrzeichen an der Uhr. Sie können leicht denken, daß wir uns wenig um diese Merkwürdigkeiten bekümmerten, und der Einfall war mir um soviel belustigender, da unser Führer ein Jude war. Wir nahmen nun eine andere Richtung und hatten Ursache, mit seiner Führung zufrieden zu seyn. Er brachte uns endlich an das Wirthshaus zurück, wo nichts ihn bewegen konnte, Geld anzunehmen. Er war, wie ich nachher erfuhr, ein Kaufmann. Er hatte schon denselben Tag eine Fußreise von drey Meilen gemacht, und konnte doch der Versuchung nicht widerstehen, ein Paar Stunden mit Fremden zuzubringen, auf irgend eine Art eine Bekanntschaft zu machen, etwas Neues zu hören, über den Engländer- und Franzosenkrieg zu schwatzen, und vielleicht etwas Geld umzusetzen, oder irgend einen Schacher zu machen. — Wir wohnten auf dem Rathskeller, einem großen Hause mit altväterischen Zimmern, in denen wir übrigens recht gut waren.

Wir verließen Ratzeburg heute früh und waren schon um eif Uhr (es sind drey Meilen) zu Lü-

beck. Ueberhaupt muß ich erinnern, daß wir noch so ziemlich geschwind auf diesen beschwerlichen Sandwegen von Hannover bis hierher gekommen sind, daß die Postknechte sich alle mögliche Mühe gaben, ein Stückchen guten Weg aufzusuchen, die große Straße bald rechts, bald links verließen, und kurz, besser fuhren, als ich in andern Provinzen von Norddeutschland auf weit bessern Straßen gefahren worden bin. Auffallend ist es, daß man in den Hannöverschen Provinzen hin und wieder auf ein Stückchen guten Weges trifft, es sey nun, daß er gepflastert, oder im eigentlichen Sinne des Wortes eine moderne Chaussee ist. Ein solches Stück fängt an und hört wieder auf, bisweilen mitten auf einer Station, ohne daß man eine besondere Ursache dafür sehen kann. — Zwischen Ratzeburg und Lübeck befährt man beynahe die ganze Länge des Sees, und hat abwechselnd angenehme Aussichten darauf; aber die Straße ist sandig und das Land größtentheils elend.

Lübeck vereiniget in einem hohen Grade die Nettigkeit, die man in einer Holländischen Stadt und in einer kleinen Republik zu sehen gewohnt ist. Die Festungswerke, ganz im Style der Hamburgischen, sind weit niedlicher und besser unterhalten, als jene. Sie dienen, so wie dort, zu Spatziergängen, und bieten durchgehends angenehme Aussichten auf ein Land an, dessen Sand

und Dürre, gezwungen durch Menschenhände, ein grünes, liebliches Gewand angenommen haben. Ein Theil dieser Spatziergänge auf dem Walle besteht in schönen Alleen, und wird so sorgfältig unterhalten, daß man sich nichts reinlicheres und vollendeteres denken kann. Lächeln mußte ich, als ich auf diesen Wällen das viele grobe Geschütz sahe, das mit großer Ordnung und Reinlichkeit da unterhalten wird; doch lagen viele Canonen ohne Lavetten. — Ueberhaupt ist Lübeck eine sehr hübsche Stadt, inwendig weit ansehnlicher, freundlicher und reinlicher als Hamburg. Dabey hat sie ein so reges und belebtes Ansehen, daß ich kaum glauben kann, daß sie nur 30,000 Seelen halten soll. Gleichwohl hat Lübeck einen ziemlichen Umfang, so daß man nicht sagen kann, ihre Lebhaftigkeit entstehe bloß durch den engen Kreis, in welchen die Einwohner zusammengedrängt sind. Alles, was öffentlich hier ist, oder dem Publikum gehört, wird nicht nur sehr nett und reinlich gehalten, sondern hat sogar ein gewisses Ansehen von Größe und Fülle, das mich an die einst schöne und glückliche Republik Bern erinnerte. — Das Rathhaus ist ein sehr altes Gebäude, und hat eine gewisse Gothische Würde, die durch sorgfältige Reinlichkeit erhöht wird. Die Rathsstube ist wirklich ein schöner, freundlicher und großer Saal, verziert mit einer Menge Gemählde von Torelli, aber nicht von dem alten und großen

Torelli, sondern von einem spätern Mahler dieses Namens. — Am interessantesten war mir auf dem Rathhause der große, altfränkische Saal, wo die Abgeordneten einer Macht sich versammelten, die einst mit hoher Hand Krieg führte, Frieden machte, die von Königen gefürchtet wurde, in der sich ungeheure Reichthümer fanden, und die jetzt von der Erde verschwunden ist, als wäre sie nie gewesen. Sie wissen, daß unter den Hanseatischen Städten Lübeck die präsidirende war, und daß hier alle allgemeine Versammlungen gehalten wurden. Nichts ist von dieser großen Macht, die, obschon nie auf einmal, aus fünf und achzig Städten bestand, jetzt mehr übrig, als Lübeck, Hamburg und Bremen, die noch durch einen unwirksamen, schwach zusammenhängenden Bund an einander geknüpft sind, und die Trümmern der einst so wichtigen Hanse darstellen.

Das Rathhaus, die Festungswerke, die Stadtthore, die Kirchen und so manche andere Gegenstände zeigen, was Lübeck einst war. Noch ist sie eine reiche Stadt, und ihr Handel ruht auf einem festern Grunde, als der von Hamburg, ob er schon, in Rücksicht auf Umfang, in gar keine Vergleichung mit diesem kommt. Lübecks Geschäfte sind jetzt in sehr enge Grenzen eingeschränkt, und wenig mehr als ein Zwischenhandel. Eine Menge Artikel erhält man erst durch die zweyte

Hand; sehr vieles wird aus Hamburg gezogen. Sollten Sie wohl glauben, daß man hier nicht einmal einen geraden Curs auf London hat? Die Englischen Papiere werden nach Hamburg geschickt, und wer hier welche abgiebt, muß doppelte Commission bezahlen. Dieß wenigstens war mein Fall, da ich hier auf London zog; und man sagte mir, diese doppelte Commission, nehmlich für den Lübecker und Hamburger Banquier, wäre in der Regel. Indessen kann ich mir kaum vorstellen, daß die hiesigen Kaufleute nicht Mittel haben sollten, ihr Englisches Papier auf eine vortheilhaftere Art umzusetzen, und über einen eigenen Curs unter sich einig zu werden.

Wenn mir auf der einen Seite Vieles zu Lübeck gefiel, so erinnerte mich, auf der andern, so Manches an Basel und einige andere kleine Republiken und freye Reichsstädte, wo alles für den Bürger ist, und wo jeder Fremde diesen theuern Bürgern einen Tribut zollen muß, den sie oft mit Insolenz empfangen. Alles ist zu Lübeck theuer; sehr wenige Dinge haben eine Taxe, und der Fremde muß sich durchaus gefallen lassen, was der Bürger mit ihm vornimmt. — Stellen Sie Sich vor, daß Lübeck keine Pferdepost hat, und daß selbst für diejenigen, die mit Extrapost gekommen sind, keine Taxe hier ist! Dieser Mißbrauch, oder vielmehr gänzlicher Mangel einer gehörigen Einrichtung ist oft im

Rathe zum Vortrage gekommen; allein die Bürger haben so vielen Einfluß, daß ein wohllöblicher Rath es noch nie gewagt hat, ihren Prellereyen eine Grenze zu setzen. Der Reisende muß also zu einem Lohnkutscher schicken und Pferde miethen — zu welchem Preise er kann. Von Lübeck nach Eutin sind vier Meilen, und nach dem schon hohen Preise der Postpferde in Holstein hätten wir sechzehn Mark (ungefähr sechs Thaler zehn Groschen Conventionsgeld) bezahlen sollen. Statt dessen forderten einige dreyßig andere zwey und dreyßig Mark. Ich bat endlich den Wirth, den Handel für mich zu machen, und nach vielem Reden und Streiten erhielt ich endlich für vier und zwanzig Mark (neun Thaler funfzehn Groschen) was ein paar Meilen von Lübeck nur sechs Thaler zehn Groschen, in Sachsen fünf Thaler acht Groschen und in Oesterreich vier Thaler kosten. 7) (Aber ich fühlte diesen freyreichsstädtischen Geist den folgenden Tag auch auf eine andere Art! Der Kutscher fuhr in zwey Stunden nicht über eine Meile, klagte ohne Unterlaß, und betrug sich sehr unverschämt darüber, daß man vier Pferden zumuthete, einen Wagen zu ziehen, für den wenigstens sechs gehörten. Auch ver-

7) Seitdem sind die Preise der Postpferde in allen diesen Ländern erhöhet worden, und in der Gegend von Hamburg, im Holsteinischen, kostete im September 1799 das Postpferd $1\frac{1}{2}$ Mark die Meile.

sicherte er hoch und heilig, daß man uns den folgenden Tag auf einigen Stationen acht anspannen würde. Gleichwohl fuhr man uns, einen einzigen Ort ausgenommen, überall mit vieren.)

Wer nach Lübeck geht, besucht gewöhnlich auch Travemünde. Warum? Das kann ich Ihnen nicht sagen, es müßte denn seyn, um die Ostsee zu sehen, oder Dorsch, eine Art Fische, zu essen, die diesem Meere eigen sind, und die man hier besonders gut und frisch findet. Freylich hoffte ich, bey Travemünde so wohl als auf dem Wege dahin noch so manches andere zu finden, wovon ich gehört und gelesen hatte; allein dieser ganze Strich Landes dünkte mich wenig anziehend, und der Hafen hat für einen der schon andere gesehen hat, nicht viel Besonderes. Der zwey Meilen lange Weg dahin, der von vielen als schön beschrieben wird, erhält seinen vorzüglichen Werth bloß durch Vergleichung mit dem übrigen elenden Sandlande, das Lübeck von allen Seiten umgiebt. Indessen kommt man durch einen Wald und durch ein paar hübsche Partien. Auf dem halben Wege gehet man über die Trave auf einer Fähre, die, für eine so wichtige und besuchte Ueberfahrt, nicht eben zum Besten eingerichtet ist, und von einem einzigen Manne bearbeitet wird. Hier sollte billig eine Brücke seyn, mit ein paar Aufzügen in der Mitte, für die Durchfahrt der Schiffe. Travemünde selbst ist ein

unbedeutender Ort, und nur dadurch merkwürdig, daß sein Hafen der eigentliche Seehafen für Lübeck ist. Zwar können sehr große Schiffe bis in die letztere Stadt hinaufsegeln; aber da ist wenig Platz für sie, und Lübeck würde nie jene ausgebreitete Seefahrt ehemaliger Zeiten haben treiben können, wenn es nicht den Hafen von Travemünde gehabt hätte. — Noch lag eine halbe Stunde auf der Rehde hinaus das Russische Kriegsschiff, das den Marschall von Broglio abholen soll; und ob es schon seit mehreren Tagen hier gelegen hat, so fuhren doch die Lübecker noch stromweise hinaus, um etwas zu sehen, wovon man in diesem Hafen keinen Begriff hat. Uns lag natürlich sehr wenig daran, ein Kriegsschiff zu sehen, da wir ungefähr von allen Europäischen Nationen welche gesehen haben; wir nahmen also bloß ein Boot, um in die Mündung des Hafens zu fahren, welches die Sache einer kleinen Viertelstunde ist. Man forderte dafür zwey Mark, fuhr aber für eine, da man sah, daß uns wenig an der Sache lag; man wäre für noch weniger gefahren, wenn ich darauf bestanden wäre. — Hier kommt man bey dem Leuchthause vorbey, welches groß und ansehnlich ist, aber bloß durch ein paar Lampen so armselig beleuchtet wird, daß man mich versicherte, ein Stern gebe mehr Licht in der Nacht, als dieses Leuchthaus in einer mäßigen Ferne. Ich sah nur wenig Schiffe, wußte auch schon ohnedieß, daß die Schiffahrt von Lübeck jetzt

sehr unbedeutend ist. Der Hafen in der Stadt war so ziemlich angefüllt, aber dieser ist, wie ich schon erinnert habe, sehr klein. Wer auf der Zurückfahrt einen kleinen Umweg machen und aussteigen will, kann einen großen Garten, oder Wald mit durchgehauenen Gängen sehen, der im Sommer von den Einwohnern der Stadt sehr besucht wird, und der freylich in Gegenden, wo so etwas eine Seltenheit ist, seinen Werth hat.

Ich weiß nicht, ob es die Schuld der Dinge, oder die meinige ist; aber ich finde immer mehr und mehr, daß die Merkwürdigkeiten der Orte, durch die ich gehe, sehr bald gesehen sind. Wir waren gestern sehr thätig gewesen, glaubten aber doch, daß wenigstens der heutige Vormittag erfordert werde, um alles Sehenswerthe dieser Stadt aufzusuchen; allein ich fand, daß wir auch diese Zeit nicht ganz mit Gegenständen ausfüllen konnten, die wirklich gesehen zu werden verdienen. Und hier sitze ich nun in Erwartung der Pferde, die uns noch heute nach Eutin bringen sollen.

Die Marienkirche zu Lübeck ist ein schönes und von innen sehr ansehnliches Gebäude, auch mit einer großen Menge von Denkmählern mehr versehen, als geziert. Ich konnte auch nicht ein einziges darunter entdecken, das von Seiten der Kunst Aufmerksamkeit verdiente. Merkwürdig war mir

darin eine mehr als zwanzig Schuh hohe Granitsäule aus einem einzigen Stücke, oder ohne Verhältnisse. — Die Domkirche ist weniger ansehnlich, hat aber ein sehr schönes Gemälde auf einem Seitenaltare. Man sagt, es sey von Holbein, und ich würde es gern dafür halten; nur macht mich die Jahreszahl 1492 irre, weil ich glaube, daß Holbein um diese Zeit entweder noch gar nicht mahlte, oder doch gewiß der Künstler nicht war, den dieses Gemälde verräth. Diese Kirche ist bischöflich, und hat ihre Domherren, deren Häuser, wie gewöhnlich, um sie herumstehen.

Zur Schande von Lübeck muß ich noch anmerken, daß die Stadt so wohl als ihr kleines Gebiet voller Bettler ist, und daß die Obrigkeit sie so wenig stört, daß auf dem Wege nach Travemünde ein Paar Bettler in einiger Ferne Stationen eingenommen, und eine kleine Hütte sich gebaut haben, in der sie am Tage sitzen, und gegen Wind und Wetter gesichert sind. Kommt ein Wagen, so steigen sie hervor mit einem langen Stabe in der Hand, an dessen Ende ein Beutel festgemacht ist, und den halten sie Ihnen unter das Gesicht. Die nehmliche Gewohnheit habe ich hier zu Lande auch in einigen Armenstiftungen und Hospitälern bemerkt, vor welchen immer jemand bereit steht, den Vorübergehenden an einem langen Stabe eine Büchse vorzuhalten.

Sieben und zwanzigster Brief.

Reise von Lübeck nach Kiel — Eutin — Englischer Garten — Plön mit seiner schönen Gegend umher — Kiel — Hafen — Meerbusen.

Kiel im Juny 1798.

Der Weg von Lübeck nach Eutin geht noch immer durch Sand; doch ist das Land ziemlich wohl angebauet, und bietet hin und wieder recht hübsche Aussichten dar. Diese letztern erhält man vorzüglich durch die Landseen, wovon diese Gegend voll ist, die man aber auf den Charten größtentheils vergebens sucht. Auf meiner Charte von Holstein sind viele entweder nicht genannt, oder gar nicht angegeben. Von den gemeinen Leuten im Lande erfährt man ihre Namen eben so wenig, denn die, welchen ich begegnete, indem ich viel zu Fuße ging, und darüber befragte, wußten es mehrentheils selbst nicht, oder gaben ihnen nach

Gewohnheit ihres Dorfes, einen Namen, der im nächsten Dorfe schon nicht mehr der nehmliche ist. — Reisende scheinen hier eine seltene Erscheinung zu seyn; denn außerdem daß die nördlichen Reiche nicht eben gar sehr besucht werden, so gehen die mehresten Fremden, die noch eine Reise dahin machen, nicht über Lübeck, sondern von Hamburg nach Rendsburg, oder auch nach Kiel, wo an bestimmten Tagen ein Paketboot nach Dänemark absegelt, oder wenigstens segeln soll. Wir, wie Sie wissen, vermieden Hamburg mit Fleiß, weil wir es erst vor neun Monaten verlassen hatten.

Eutin, die Hauptstadt des Bißthums Lübeck, ist ein nicht viel bedeutender Ort, der wenig mehr Gewerbe und Nahrung hat, als was er von dem Hofe, der einen Theil des Jahres hier zubringt, und von einer gewissen Zahl adeliger Familien, die hier leben, ziehet. Die Stadt hat keine Mauern, und die Häuser sind im Holländischen Style, ziemlich reinlich, aber klein, niedrig und unansehnlich. Die Häuser des Adels sind freylich besser, haben aber doch auch mehr oder weniger von der Bauart des Ganzen. Man zeigte mir das Haus des Grafen Friedrich von Stollberg, der aber jetzt nicht hier war. — Wir wohnten bey Ranniel (denn Zeichen hat man hier nicht) in einem niedlichen, kleinen Wirthshause, in welchem wir sehr wohl waren.

Das Sehenswürdigste hier ist der Englische Garten, den der gegenwärtige Bischoff, Herzog von Oldenburg und Delmenhorst angelegt hat, wirklich einer der schönern, die ich auf dem festen Lande gesehen habe. Der Fürst hat von dem, was er vorfand, einen vortrefflichen Gebrauch gemacht, und mit vieler Kunst die alten Bäume eines Gartens benutzt, der in einem ganz andern Style war, und denen er die Förmlichkeit der geraden Alleen benommen hat. Aber eine der hauptsächlichsten Schönheiten dieses Gartens ist der Eutinersee, an dem er liegt und an dessen Ufern ein Theil der Spatziergänge sich hinzieht. Auch ist in der Nähe eine kleine, grüne, sehr artige Insel, die dem Herzoge gehört. Das Schloß ist alt, hat aber ein ländliches, nicht unangenehmes Ansehen, das eher einem Landhause, als der Residenz des Landesfürsten gleicht. Sie wissen, daß dieser gewöhnlich zu Oldenburg wohnt, doch bringt er alle Jahre etliche Monate hier zu.

Heute Vormittag verließen wir Eutin und befanden uns in weniger als zwey Stunden innerhalb einer halben Meile von Plön. Hier öffneten sich unsern Augen die vielen Seen, die diese Stadt umgeben und das ganze herrliche Land umher. Ich zeichnete mir gleich einen Hügel aus, der dicht an der Landstaße zur Linken lag, und von dessen Spitze ich das Land weit und breit zu übersehen hoffte. Ich fertigte den Postknecht unverzüglich ab und ließ

den Wagen in die Stadt fahren. Der kleine Hügel war bald erstiegen, und wir fanden eine Aussicht, wie ich unter dieser nördlichen Breite von Deutschland nie eine erwartet hätte, so viel mir auch von den Gegenden um Plön in Hamburg und sonst gesagt worden war. Das ganz Eigene und von andern sich Unterscheidende dieser Aussichten sind die vielen größen und kleinern Seen, die so nahe an einander liegen, daß sie Gruppen bilden, und daß ihre Umrisse, so wie ihre Ufer, so abwechselnde und mannigfaltige Formen haben, daß das Ganze ein höchst mahlerisches und reiches Bild macht. Auch trägt die Nähe, in der Alles beysammen liegt, dazu bey, daß man im Verlaufe von ein paar Stunden sehr verschiedene Ansichten davon bekommt, die eben so viele besondere Gemälde ausmachen. Wären die Ufer dieser Seen, besonders der entferntern, höher, die Formen romantischer, und fänden sich große Felsenmassen unter das Grün gemischt, so wüßte ich nicht, was in der Schweiz diesen Anblick überträfe. — Wir gingen allmählich weiter auf dem Rücken des kleinen Hügels, den wir zuerst erstiegen hatten, entfernten uns links immer mehr von der Landstraße, kamen an kleine Wälder, und so von einem See zum andern, von einer Aussicht zur andern. Auf diesem selbst gesuchten Wege, auf dem wir immer bald das Ufer eines Sees verfolgten, bald kleine Anhöhen erstiegen, brachten wir zwey Stunden zu, ehe wir die Stadt erreichten. Diese

selbst, obschon im Innern nicht von großer Bedeutung, macht doch, durch ihre Lage, einen sehr wichtigen Gegenstand in den verschiedenen Gemälden, die auf unserm Wege sich darstellten, und ihr erhaben liegendes Schloß hat wirklich ein majestätisches Ansehen. — Ich habe gesagt, daß mehrere dieser Seen klein sind, und daß mehrere nahe an einander liegen! Machen Sie sich aber darum nicht etwan eine gar zu kleine Vorstellung vom Ganzen! Der Horizont, der das Gemälde einschließt, das ich von mehreren Anhöhen um mich her sahe, möchte doch wohl einen Umfang von mehr als zehn deutschen Meilen haben.

Wir waren nun in der Stadt, die auf einer Halbinsel im großen Plönersee liegt, und erstiegen, während daß man uns eine Mahlzeit zubereitete, das Schloß. Es war die Residenz der ehemaligen Herzoge von Holstein Plön, und wird noch jetzt von einem Prinzen der Gottorpischen Linie bewohnt. Dieser ist eigentlich der nächste männliche Verwandte des Russischen Kaisers, und steht zwischen ihm und dem Herzoge von Oldenburg und Delmenhorst. Er sollte also im Besitze der beiden letzten Länder seyn; allein da er etwas blödsinnig ist, giebt ihm der regierende Herzog ein beträchtliches Tafelgeld, womit er, wie ich höre, sehr vergnügt hier lebt. — Dieses Schloß ist ein sehr gutes, ansehnliches Gebäude, beherrschet die ganze Gegend umher, und hat eine

herrliche Aussicht von allen Seiten. Hier übersah ich nochmals, aus einem veränderten Gesichtspunkte, alle die Seen und mehr noch, als was ich vorher von den verschiedenen Anhöhen gesehen hatte. Ich habe nie von allen die Namen erfahren können; manche stehen nicht einmal auf der Specialcharte von Holstein, die ich bey mir hatte, und die Einwohner, die ich darüber fragte, wußten nie alle zu nennen. Die vornehmsten, die man vom Plöner-Schlosse sieht, sind — der große Plönersee, — der kleine Plönersee, — der Trammersee, von dem daran liegenden Rittergute Tramm so genannt, — und der Aschburgersee. — Weder die Ufer von diesen, noch von den übrigen sind so bewohnt, wie sie es zu seyn verdienen. Die Einwohner haben wenig Verkehr unter einander, und an den Gebrauch ihrer Seen durch Schiffahrt scheinen sie kaum zu denken. Die Leute haben wenig gegen einander umzusetzen, und die sehr wenigen Fahrzeuge, die ich hin und wieder sahe, waren größtentheils klein, schlecht und von einem elenden Baue. Im Grunde waren die mehresten nichts anders, als sogenannte Kähne. Gleichwohl ist das Land an allen diesen Seen nicht übel angebauet, und Kornfelder, Wiesen und Weiden wechseln mit den Waldungen ab, mit denen diese Hügel reichlich versehen sind. Keiner dieser Hügel hat eine beträchtliche Höhe, und an ein Paar Orten sind die Ufer der Seen fast ganz flach. — Wir traten auf dem Rathskeller

ab, einem sehr guten, aber theuern Wirthshause, und fuhren dann vier Meilen weiter nach Kiel. — Von Eutin nach Plön sind nur zwey. Wir machten also eine Tagereise von sechs Meilen, die der Wagen in ungefähr sieben Stunden zurücklegte.

Der Weg nach Kiel gehet nicht, wie man glauben sollte, und wie er auf manchen Charten gezeichnet ist, in der Linie oder Richtung fort, in der wir gekommen waren; sondern man geht auf der Straße, auf der man anlangte, ein gutes Stück wieder zurück, und läßt dann den großen und kleinen Plönersee zur Linken. Noch immer hat man ein schönes Land und rechts und links Seen um sich her, bis man in die Gegend von Prentze, oder Prentz kommt, einem Flecken, der ungefähr auf dem halben Wege zwischen Plön und Kiel liegt. Man hat also den See, an dessen nördlichen Ende Prentze liegt, immer zur Linken gehabt. Von nun an behält man beständig zur Rechten die Swentin, einen kleinen Fluß, der aus dem Eutinersee kommt, durch beide Plönerseen geht, und eine halbe Stunde unter Kiel in den Meerbusen fällt, an dessen obern Ende diese Stadt liegt. Es ist öfters die Rede davon gewesen, diesen Fluß bis in den Eutinersee schiffbar zu machen, und die Unternehmung würde weder sehr schwer, noch sehr kostspielig seyn. Allein, um Vortheile von einem Canale, oder schiffbaren Flusse zu ziehen, muß man etwas haben, um darauf zu

verführen; der inländische Verkehr aber scheint in diesen Gegenden höchst unbedeutend zu seyn. Was aber den auswärtigen Absatz betrifft, so wird sehr wenig über Kiel verfahren. Die mehresten Erzeugnisse, die Holstein in das Ausland versendet, gehen über Hamburg und Lübeck, und zum Theil über Lüneburg.

Die Hauptgasse, durch die wir zu Kiel in das Wirthshaus (die Stadt Hamburg) fuhren, verspricht mehr, als ich nachher fand, daß die Stadt hält. Einige gute Häuser, eine Menge Menschen und eine gewisse Betriebsamkeit erregten meine Erwartungen; ich fand aber gar bald, daß ich in dieser Gasse so ziemlich die ganze Stadt gesehen hatte, und daß die übrigen Theile ohne Bedeutung waren. Der Meerbusen, dessen oberer Theil zugleich einen guten Hafen macht, könnte mehrere hundert Schiffe halten, und ich fand ein halbes Dutzend. Der Handel dieser Stadt ist höchst unbedeutend, und die mehresten Bedürfnisse zieht man aus Hamburg und Lübeck. Die vornehmsten Geschäfte bestehen in Holz. Ich sah hier ein schlechtgebautes Lappisches Schiff, dessen armselige Eigenthümer dünne, elende Latten abluden, die sie aus dem Bothnischen Meerbusen gebracht hatten. Da waren noch ein paar andere Fahrzeuge, die ebenfalls Holz führten: und eine andere Ladung irgend einer Art konnte ich nicht entdecken. — Man bauet auch Schiffe

hier, wovon einige hiesige Einwohner einen guten Erwerb haben sollen. — Das königliche Schloß ist jetzt unbewohnt, und der daran stoßende Garten vernachlässiget. Ich ging ein Stück über den Garten hinaus, um von einer Anhöhe den Meerbusen und die Gegend umher zu übersehen, welche artig genug, aber sehr unbewohnt und unbelebt ist. — Die Zahl der Studenten beläuft sich höchstens auf zwey hundert. — Es ist nur eine einzige Buchhandlung hier, die neue akademische, welche dem würdigen Herrn Professor Heinze gehört. — Das Wirthshaus ist gut, aber sehr theuer. — Die Bevölkerung der Stadt soll fünf tausend Seelen seyn.

Von hier gehen zwey Straßen nach Schleswig, wovon die über Rendsburg eine Meile länger ist, als die andere über Eckernföhrde, die wir wählten. Der gerade Weg von hier bis Eckernföhrde ist drey Meilen; allein wir müssen drey und eine halbe bezahlen, weil wir einen Umweg über Knop machen wollen, wo eine der Schleußen des berühmten Canals zu sehen ist, der, vermittelst der Eider, die Nord- und Ostsee mit einander verbindet. Morgen verlassen wir das Deutsche Reich! Eidera Romani terminus Imperii, sagt der Vers, den man auf den alten Landcharten an der Grenze von Holstein und Schleswig liest.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beylage zum ersten Theil.

Auf meinen Reisen habe ich mich immer bemühet, die Entfernungen der Orte, durch die ich gegangen bin, auf das genaueste zu erfahren, aber nichts ist schwankender und ungewisser, als diese Angaben, sobald man von der Poststraße abgeht. Selbst die Postmeilen werden in verschiedenen Reisebüchern und Charten verschiedentlich angegeben. Folgendes ist ein Verzeichniß von Entfernungen, wie sie in den Jahren 1797, 1798 und 1799 nach den obrigkeitlichen Verordnungen bezahlt worden sind. Ich habe sie jedesmal sorgfältig aufgeschrieben, und lasse sie abdrucken, weil sie vielleicht einigen meiner reisenden Leser nützen können. Zugleich gebe ich die vorzüglichsten Wirthshäuser mit an.

	Landes = Meilen.	
Hamburg		
Zollenspicker	4	—
Breite der Elbe nach Hope	$\frac{1}{8}$	—
Lüneburg (auf dem Schütten. Bey Becker auch nicht schlecht)	$3\frac{1}{2}$	—
Ebstorf	3	—

Oesingen (erträglich)		6	Meilen.
Gamesen	: :	3	—
Braunschweig (Hotel d'Angleterre sehr gut)	: :	4	—
Rocklum	: :	$3\frac{1}{2}$	—
Halberstadt (König von Pohlen, oder Himmel, gut)	:	$3\frac{1}{2}$	—
Aschersleben	: :	4	—
Cönnern (erträglich)	:	3	—
Halle	: :	3	—
Großkugel	: :	$2\frac{1}{2}$	—
Leipzig	: :	$2\frac{1}{2}$	—
		$45\frac{5}{8}$	—

Leipzig			
Düben	: :	4	Meilen.
Wittenberg (Gans, nicht schlecht)		4	—
Treuenbriezen	: :	4	—
Beliz erträglich)	:	2	—
Potsdam (mehrere, keines vorzüglich)		2	—
Zehlendorf	: :	2	—
Berlin (zwey Meilen, zahlt aber)		3	—
		21	—

Berlin			
Mittewalde	: :	3	Meilen.
Baruth (auf der Post, nicht schlecht)		3	—
Luckau	: :	3	—

Sonnewalde ; ;	2	Meilen.
Elsterwerde (nicht schlecht, auf der Post) ; ;	3	—
Großenhayn ; ;	2	—
Dresden ; ;	4	—
	20	—

Dresden		
Tharandt (hat keine Poststation)	2	Meilen.
Freyberg (goldner Stern, sehr gut)	2	—
Herzogswald ; ;	2	—
Dresden ; ;	2	—
	8	—

Dresden		
Meißen (im Hirsche, gut)	3	Meilen.
Stauchitz (auf der Post, klein, sehr gut) ; ;	$2\frac{1}{2}$	—
Wermsdorf ; ;	2	—
Wurzen ; ;	2	—
Leipzig ; ;	3	—
	$12\frac{1}{2}$	—

Leipzig		
Rippach ; ;	3	Meilen.
Naumburg (auf der Post gut. Im Harnisch, nicht schlecht)	3	—
Auerstädt ; ;	2	—

Weimar (im Erbprinzen, erträglich)	3	Meilen.
Erfurt (im Römischen Kaiser, gut)	3	—
Gotha (im Mohren, sehr gut)	3	—
Eisenach (über Schnepfenthal vier Meilen) : :	3	—
Lüderbach : :	2	—
Bischhausen : :	2	—
Helse : :	3	—
Cassel (König von Preußen gut. So auch das große) :	$1\frac{1}{2}$	—
	$28\frac{1}{2}$	—

Cassel		
Münden : :	2	Meilen.
Göttingen (Hotel de Russie, nicht gut)	3	—
Nordheim : :	2	—
Eimbeck (erträglich) :	2	—
Wickense : :	2	—
Pyrmont (im großen Badhause, gut)	4	—
	15	—

Pyrmont		
Hameln : :	2	Meilen.
Nenndorf : :	$3\frac{1}{2}$	—
Rehburg : :	2	—
Hagenburg : :	1	—
Hannover : :	3	—
	$11\frac{1}{2}$	—

Hannover		
Schillerslage : :	$2\frac{1}{4}$	Meilen.
Celle (bey Hehl, gut) :	$2\frac{1}{4}$	—
Esche (Posthaus, gut) :	2	—
	$6\frac{1}{2}$	—

Uebergetragen :	$6\frac{1}{2}$	Meilen.
Ebstorf : :	5	—
Lüneburg : :	3	—
Artelnburg (auf der Post, sehr gut)	2	—
Büchen : :	2	—
Ratzeburg (Rathskeller, nicht schlecht)	3	—
Lübeck (in der Stadt Hamburg, gut)	3	—
	$24\frac{1}{2}$	—

Von Lübeck nach Travemünde 2 Meilen.

Lübeck		
Eutin (Ranniger, gut) :	4	Meilen
Plön (Rathskeller, sehr gut)	2	—
Kiel (in der Stadt Hamburg, gut)	4	—
Eckernföhrde (über Knopp vier Meilen)	$3\frac{1}{2}$	—
Schleswig (bey Haß, vortrefflich)	3	—
	$16\frac{1}{2}$	—

[illegible] ([illegible]) [illegible]
[illegible] [illegible]
Celle ([illegible]) [illegible]
[illegible] ([illegible], gut) [illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible] [illegible] 3
[illegible] [illegible]
[illegible] ([illegible]) [illegible]
[illegible] 2
Hamburg (Rathskeller, nicht schlecht) 5
Lübeck (in der Stadt Hamburg, gut) 3

Von Lübeck nach Travemünde 2

[illegible]
[illegible] ([illegible], gut) 4
[illegible] ([illegible], sehr gut) 2
[illegible] ([illegible]) 4
[illegible] ([illegible]) 3½
[illegible] ([illegible]) 3

Verbesserungen

zum ersten Theile.

S. 11. Z. 4. vom Ende, l. Vorsahl? — —
— 33. — 18. Hilfsmittel l. Hülfsmittel
— 46. — 2. vom Ende, Feer l. Ewer
— 61. — 6. Dumorier l. Dumourier
— 62. — 5. wohl so l. so wohl
— 98. — 1. übe l. übel
— 137. — 2. Collegiem l. Collegien
— 167. — 18. Uebedrusse l. Ueberdrusse
— 198. — 9. Gefährde, l. Gefährte
— 203. letzte Zeile, fast l. fest
— 354. — 1. Beobacht l. Beobachter
— 375. letzte Zeile, eine Menge Arbeiter l. eine Menge andrer Arbeiter, Handwerker und Künstler.
— 396. — 1. Geführte l. Gefährte
— 434. — 16. Neustade l. Neustadt
— 449. — 18. kosten l. kostet
— 457. — 8. größen l. größern
— 462. — 9. „Es ist nur eine bis — gehört.“ Dieses ist ein Nachtrag. Als der Verfasser auf seiner Reise in Kiel war, gehörte die Buchhandlung noch Herrn Bohn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob, 1755-1805

Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799

Bd.: 1

Leipzig (1801)

It.sing. 512-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467216-0